BIG GAME SHOOTING
AND TRAVEL IN
SOUTH-EAST AFRICA

Digitized by Google

GROSSWILDJAGD UND REISEN IN SÜDOSTAFRIKA

Ein Bericht über Jagdausflüge in den Gebieten Cheringoma und Gorongoza von Portugiesisch-Südostafrika und im Zululand

VON FREDERICK RODERICK NOBLE FINDLAY

MIT KAPITELN VON OLIVE SCHREINER UND S. C. CRONWRIGHT-SCHREINER

EINE KARTE UND ZAHLREICHE ILLUSTRATIONEN

LONDON T. FISHER UNWIN PATERNOSTER SQUARE

1903

VORWORT

Der Inhalt dieses Buches befasst sich mit meinen Erfahrungen als Reisender und Sportjäger in Portugiesisch-Südostafrika, Zululand und an anderen Orten in Südafrika. Portugiesisch-Südostafrika ist eine Region, die dem Naturforscher und dem europäischen Jäger weitgehend unbekannt ist und in gewisser Hinsicht ein wahrhaftiges Paradies für Sportjäger darstellt. Ich genoss exzellente Jagderfolge und erlebte einige aufregende Abenteuer mit Büffeln, Löwen und Nilpferden in den Distrikten Cheringoma und Gorongoza. Das Land ist jedoch selbst während der Trockenzeit sehr sumpfartig und von Myriaden von Moskitos bevölkert; zudem ist das Malariafieber dort äußerst bösartig. Die Strapazen des Reisens zu Fuß durch ein Land, in dem weder Pferd, Ochse noch Hund

überleben können, gepaart mit dem unmittelbaren Risiko, an Fieber zu erkranken, das sein Opfer lebenslang verfolgen kann, schrecken viele vor einem Besuch des Landes ab. Doch die mühsamen Märsche durch sumpfiges Gelände, die Nächte, die man geduldig am „Riss“ des Löwen verbrachte – bis auf die Knochen durchgefroren von der dampfgesättigten Luft und geplagt von zahllosen Moskitos –, die dunklen Tage, an denen grimmiges Fieber und Schüttelfrost ihre unerbittliche Herrschaft ausübten, sind bald vergessen; während in späteren Jahren die Trophäen in der Halle lebhafte Erinnerungen an angenehme und ereignisreiche Tage in Dschungel, Sumpf und Veld wachrufen. Die Faszination des Reisens in einem wenig bekannten Land ist immer groß. Der Naturforscher hofft, ein neues Tier zu entdecken, der Sportjäger lebt in der Erwartung, eine edle Trophäe zu erlangen, und der Naturliebhaber wird nie müde, seine Umgebung zu bewundern; alles ist neu und voller Interesse. In Gorongoza gibt es einige fruchtbare und vergleichsweise gesunde Landstriche, die mit dem allmählichen Fortschreiten der Zivilisation und den damit einhergehenden Verbesserungen erfolgreich kolonisiert werden könnten, aber der größte Teil des Landes, das ich bereiste, wird für viele Jahre die Heimat und der Spielplatz des Elefanten und Büffels, des Löwen und anderer edler Bewohner von Wald, Sumpf und Ebene bleiben. Im Zululand hingegen haben wir ein Land, von dem ein großer Teil für die europäische Kolonisation geeignet ist. Der Boden ist äußerst fruchtbar und wasserreich, während das Land für Vieh unübertroffen ist, und es bleibt zu hoffen, dass die Regierung von Natal es in naher Zukunft für Siedler öffnen wird.

Wenn diese Seiten in irgendeiner Weise dazu beitragen, unser südafrikanisches Wildreservat-Projekt voranzubringen, werde ich reichlich belohnt sein. Sollten sie hingegen auch nur einen einzigen rücksichtslosen „Schützen“ dazu veranlassen, das Land zu besuchen, in dem ich gejagt habe, werde ich ihre Veröffentlichung für immer bereuen. Ich vertraue darauf, dass die Leser verstehen werden, dass ich zeitweise gezwungen war, Kühe zu erlegen, um Fleisch für unsere große Karawane von Trägern bereitzustellen. Shikaris in Indien und Ceylon achten in dieser Hinsicht zu Recht sehr genau auf die sportliche Etikette, und das Ergebnis ist, dass diese alten Länder immer noch attraktive Gebiete für Sportjäger bieten. In Afrika herrscht oft eine gravierende Gleichgültigkeit vor, und auf Tiere wird ohne Rücksicht auf das Geschlecht oder die Größe der Trophäe, die sie tragen, geschossen.

Teile dieses Buches sind im *Field*, *Country Life*, *Land and Water*, im *Asian* und in anderen Zeitungen erschienen. Mein besonderer Dank gilt meinem Onkel, Herrn S. C. Cronwright-Schreiner, für seinen Rat und seine Hilfe bei der Vorbereitung dieses Buches; ebenso für seine Erlaubnis, seinen wertvollen Artikel über den „Wanderspringbock“ abzudrucken; und meiner Tante, Olive Schreiner, für die Erlaubnis, ihren hervorragenden Artikel über „Brachland im Mashonaland“ wiederzugeben. Zusätzlich möchte ich Herrn J. Dugmore, Herrn P. A. Krantz, Herrn Wm. Harper, Herrn Allan Cameron und Herrn N. Morgan für Fotografien danken, sowie Herrn J. D. Martini aus Beira für die Karte eines Teils von Portugiesisch-Südostafrika.

FREDERICK R. N. FINDLAY.

„CEYLON ESTATE“, DISTRIKT RUSTENBURG, TRANSVAAL-KOLONIE, S.A., Mai 1903.

INHALTSVERZEICHNIS

| KAP. | TITEL | SEITE |

| : | : | :: |

| | **VORWORT** | **v** |

| I. | Von Pretoria nach Cheringoma | 3 |

| II. | Aufregendes Abenteuer mit einem verwundeten Büffel | 19 |

| III. | Nilpferdjagd im Urema-Fluss | 42 |

| IV. | Ein Streifzug im Großwildgebiet | 60 |

| V. | Jagd am Urema-Fluss | 71 |

| VI. | Eine Expedition jenseits des Mvaredzi-Flusses | 89 |

| VII. | Ein Abenteuer mit einer Löwin | 104 |

| VIII. | Jagdsport in Gorongoza | 116 |

| IX. | Das Aufspüren verwundeter Büffel | 129 |

| X. | Löwenjagd im Urema-Tal und in Gorongoza | 140 |

| XI. | Ein Ausflug in die Nähe des Gorongoza-Berges | 156 |

| XII. | Die letzten Tage im Distrikt Cheringoma | 171 |

| XIII. | Zululand: Weitere Jagderlebnisse mit Büffeln | 182 |

| XIV. | Jagd auf Nashörner im Zululand | 188 |

| XV. | Jagd an den Flüssen Manzibomvu und Hluhluur. Ein Büffelangriff | 199 |

| XVI. | Eine Reise zum St. Lucia-See | 213 |

| XVII. | Nilpferdjagd im Zululand — Sjamboks — Paviane | 220 |

| XVIII. | Springbockjagd | 233 |

| XIX. | „Trek-Bokken“ oder wandernde Springböcke | 244 |

| XX. | Die Fauna Afrikas: Erhaltung oder Ausrottung | 261 |

| XXI. | Das Mauser-Gewehr als Jagdwaffe | 279 |

ANHÄNGE

| | | |

| : | : | :: |

| I. | Nützliche Gegenstände für eine Jagdreise | 289 |

| II. | Malariafieber und die Moskito | 299 |

| III. | Text des Abkommens zur Erhaltung von wildlebenden Tieren, Vögeln und Fischen in Afrika | 301 |

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

| TITEL | SEITE |

| : | :: |

| „Sein Rennen war gelaufen“, Nashornjagd im Zululand | *Frontispiz* |

| In afrikanischen Gewässern | 5 |

| Eine sandige Straße, Lore und Schienen in Beira | 6 |

| Altmodischer Leuchtturm bei Beira | 8 |

| Dampfer an der Mündung des Pungwe-Flusses bei Beira | 9 |

| Eisenbahnbrücke über den Pungwe bei Fontesville | 14 |

| Eingestürzte Brücke über den Mudi-Bach | 15 |

| Der Kommandant von Cheringoma | 17 |

| Kopf eines Zebrahengstes | 20 |

| Büffelkuh, der Autor und Waffenträger | 21 |

| Köpfe von Burchell-Zebra, Büffel und Wasserbock aus dem Distrikt Cheringoma | 23 |

| Palmbüsche | 27 |

| Jantje, Sacura und Galazi, unsere Waffenträger | 29 |

| „Es blieb kaum Zeit abzudrücken, mit dem Schaft unter meiner Achsel“ | 31 |

| Ameisenhaufen, siebzehn Fuß hoch | 35 |

| Termitenkönigin (*Termes bellicosus*) (natürliche Größe) | 37 |

| Die Lala-Palme | 38 |

| Lala-Palmen. Die Stümpfe rechts sind Palmstämme | 39 |

| Palmbäume | 40 |

| Einheimische beim Sammeln essbarer Wasserpflanzen | 43 |

| Nilpferdkopf am Pungwe-Fluss | 44 |

| Der Urema-Fluss nahe unserem Lager | 47 |

| Eine weitere Ansicht des Urema-Flusses | 48 |

| Im Urema-Fluss geschossenes Nilpferd | 51 |

| Flusspferd und Einheimische | 54 |

| Dies und Das | 56 |

| Flusspferd (Zee-koe), wie in Peter Kolbes altem Werk dargestellt | 57 |

| Trophäen | 60 |

| Die Dattelpalme (*Phoenix reclinata*) | 61 |

| Ein Wasserbock-Bulle | 63 |

| Schädel eines Marabu-Storchs | 67 |

| Köpfe von Lichtenstein-Antilope und Streifengnu | 69 |

| Szene im Cheringoma-Wald | 73 |

| „Kaffir-Korn“ (Hirse) Felder | 78 |

| Einheimische Hütten | 79 |

| Affenbrotbaum (Baobab) bei Sumaqueza | 81 |

| Ein weiterer Affenbrotbaum | 83 |

| Sumaqueza, die Station des Kommandanten von Cheringoma | 85 |

| Einige unserer Träger | 90 |

| Kopf einer Büffelkuh | 91 |

| Eine Mittagspause | 95 |

| Ein kranker Jäger (auf dem Hang eines großen Ameisenhaufens liegend) | 102 |

| Das Kanu des Autors beim Überqueren des Massabara-Flusses | 105 |

| Palmbaum und einheimische Hütten am Massabara-Fluss | 106 |

| Das Lager des Autors bei Maqueris Kraal | 107 |

| Wasserbock-Köpfe | 108 |

| Der Autor mit Löwin, Leopard und anderen Trophäen | 111 |

| Trophäen | 113 |

| Landschaft nahe dem Gorongoza-Berg | 117 |

| Schädel eines Südlichen Hornraben (*Bucorax caffer*) | 122 |

| Einige unserer Jungen | 123 |

| Madingue-Dingue-Fluss | 125 |

| Hütten bei Beira | 127 |

| Der Madingue-Dingue-Fluss bei Tambaras Kraal | 130 |

| Der Autor und einige Trophäen, gesichert von seinem Begleiter Belt und ihm selbst | 133 |

| Büffelköpfe und einheimische Frauen | 135 |

| Büffelköpfe | 138 |

| Pungwe-Fluss | 141 |

| Erlegte Löwin | 143 |

| Büffelkopf und Fell, bereit zum Präparieren | 149 |

| Leopard, Mosambik-Meerkatze, Löwin, Hyäne und Baby-Krokodil | 154 |

| Gorongoza-Landschaft | 159 |

| Das Gorongoza-Anwesen | 160 |

| Sitengas Kraal | 162 |

| Häuptling Sitenga und Gefolgsleute | 163 |

| Lichtenstein-Antilope und Riedbock | 165 |

| Ein Malaria-Opfer | 172 |

| Einbaum-Kanu der Einheimischen auf dem Madingue-Dingue-Fluss | 175 |

| Kopf eines alten Büffelbullen, Buschbock, Löwin, Springbock, Steinböckchen und das winzige „Mkumbi“ | 176 |

| Einige unserer Trophäen, mit einer Hyäne im Vordergrund | 179 |

| Beira, die Hauptverkehrsstraße | 180 |

| Büffel, Leopard, Baby-Krokodil und Löwin | 183 |

| Köpfe von Nilpferd, Hyäne, Krokodil, Löwe, Leopard und Büffel, mit einem Buntbock-Fell in der Mitte und einem Paar missgebildeter Buntbock-Hörner darüber | 186 |

| Mr. Cecil Emmett und Gobotoo mit einem Nashornbullen | 196 |

| Kudubulle | 202 |

| Wasserbockbulle | 204 |

| Autor und Wasserbockbulle | 206 |

| Schädel eines riesigen Nilpferds, mit dem Kopf eines Irish Terriers zwischen den Kiefern | 221 |

| Trophäen unserer Zululand-Reise | 227 |

| Zululand-Trophäen | 230 |

| Springbockjagd in der Kapkolonie | 237 |

| Ein Straußennest | 241 |

| „Trek-Bokken“ oder wandernde Springböcke auf dem Zug | 249 |

| Ergebnis einer eintägigen Springbockjagd in der Kapkolonie | 255 |

| Streifengnu (Schwarz-Wildebeest) | 271 |

| Elenantilopen-Kuh mit Kalb und Kudubulle | 273 |

„Das Zerstörungswerk am Großwild ist in letzter Zeit so schnell vorangeschritten, dass die Darlegung dessen, was noch übrig geblieben ist, kaum dazu verleiten kann, sich diesem Werk anzuschließen, sondern vielmehr dazu beitragen mag aufzuzeigen, wie dringend die Pflicht ist, dem Ausrottungsprozess Einhalt zu gebieten.“ – James Bryce, Impressions of South Africa.

GROSSWILDJAGD UND REISEN IN SÜDOSTAFRIKA

KAPITEL I

VON PRETORIA NACH CHERINGOMA

„Ich bin zu einem Namen geworden, weil ich stets mit hungrigem Herzen umherstreife.“

Aufbruch in Pretoria – Ein burischer Begleiter – Ausrüstung – Landschaft an der Delagoa-Bay-Eisenbahn – Flusspferde – Lourenço Marques – Die Zukunft der Delagoa-Bay – Beira – Beschreibung des Malariafiebers – Hitze – Moskitos – Lästiges Zollpersonal – Ein Jagdgenosse – Vorbereitungen – Der Aufbruch – Unglückliche Jäger – Der Pungwe-Fluss – Fieberbäume – Nachtlager – Mafumbas – Eine trostlose Szene – Ein Streifzug durch die Sümpfe – Landkrabben – Erneuter Aufbruch – Flusspferde – Auf Grund gelaufen – Ein Flusslied – Fontesville – Dysenterie und Fieber – Eine große Flut – Auf dem Marsch – Mudi-Fluss – Wasserböcke – Üppige Vegetation – Ameisenhaufen – Mapandas – Gelbfische – Vielfalt der Interessen – Shambgetis Kraal – Simarikeetis Kraal – Madingue-dingue-Fluss – Kommandant von Cheringoma – Unser Hauptlager – Großer Fischfang – Urnatur.

NACHDEM ich mich entschlossen hatte, zwei Monate lang dem Jagdsport in dem portugiesischen Gebiet zwischen den Flüssen Sambesi und Pungwe nachzugehen, bestieg ich an einem schönen Morgen an einem letzten Junitag am Bahnhof von Pretoria den Zug in Richtung der aufstrebenden ostafrikanischen Küstenstadt Lourenço Marques. Als der Zug langsam aus dem Bahnhof dampfte, stellte ich mit Genugtuung fest, dass für die nächsten Monate das Gewehr wieder einmal die Feder des Juristen als mein ständiger Begleiter ersetzen würde.

Ich wurde von Franz Prinsloo begleitet, einem jungen Transvaal-Buren, der mir als allgemeiner Assistent diente. Meine Ausrüstung bestand hauptsächlich aus drei Gewehren,

einer doppelläufigen Flinte, Munition, Zelten, Kleidung und jenen anderen Gegenständen und lebensnotwendigen Dingen, die mich die Erfahrung gelehrt hatte und die in der Wildnis Afrikas nahezu unentbehrlich waren – Dinge, von denen ich glaubte, sie in Beira, dem Hafen, von dem aus ich ins Landesinnere vorzustoßen gedachte, nicht erhalten zu können.

Die Reise von Pretoria nach Lourenço Marques auf der niederländischen und portugiesischen Eisenbahn ist interessant. Nach zweistündiger Fahrt passiert die Linie auf der rechten Seite das Schlachtfeld von Bronkhorst Spruit und führt dann über den großen Kohlegürtel des Distrikts Middelburg. Eine der Besonderheiten der Reise ist das Gefälle zwischen den Stationen Waterval Boven und Waterval Onder, das so steil ist, dass zur Gewährleistung größerer Sicherheit eine Zahnradvorrichtung an der Strecke angebracht wurde. An einem der steilsten Abschnitte wurde ein Tunnel durch einen Ausläufer des Berges getrieben, für dessen Durchquerung der Zug mehrere Minuten benötigt. Die Landschaft entlang des Elands-River-Tals und bei Komati Poort ist reizvoll. Dem Auge, das gewohnt ist, liebevoll auf den Seen Schottlands oder den Landschaften der Schweiz und Ceylons zu verweilen, mag die Szenerie zwar karg erscheinen, doch würde sie dennoch faszinieren, da sie so auffallend farbenprächtig ist. Für Südafrikaner liegt etwas unbeschreiblich Großartiges und Eindrucksvolles in dem oft kargen Veld, in ihren

„Sterilen Bergen, rau und steil,

Die jäh das tiefe Tal begrenzen,

Die sich zum klaren blauen Himmel heben,

Ihre Rippen aus Granit, nackt und trocken;

Und Bergrücken, vom Wildbach zerfressen,

Dünn gestreift mit struppigem Dorn,

Der der Natur wildes Kleid säumt,

Doch kaum ihre Nacktheit lindert."

Mehrere Flusspferde waren zu sehen, wie sie sich in den tiefen Becken des Komati-Flusses nahe der Pforte vergnügten; sie wurden früher von der Regierung von Transvaal streng geschützt.

Das Land zwischen Rossena Garcia, dem portugiesischen Grenzort, und der Küste ist eher flach und hier und da spärlich mit niedrigem Buschwerk bewachsen. Teile erinnerten mich etwas an das Land an den westlichen Ufern des St. Lucia-Sees im Zululand, mit hier einer Strecke kurzen Grases und dort einer verkümmerten Lala-Palme und verstreutem niedrigen Gestrüpp.

Nach einer Fahrt von dreiundzwanzig Stunden erreichten wir die Endstation unserer Bahnreise. Lourenço Marques wurde in den letzten Jahren stark verbessert; einige der alten sandigen Seitenwege wurden zu makadamisierten Straßen ausgebaut, und viele solide Gebäude wurden auf Reuben Point und in der Stadt errichtet. Die Delagoa-Bay soll keiner anderen in Südafrika nachstehen. Große Dampfer können

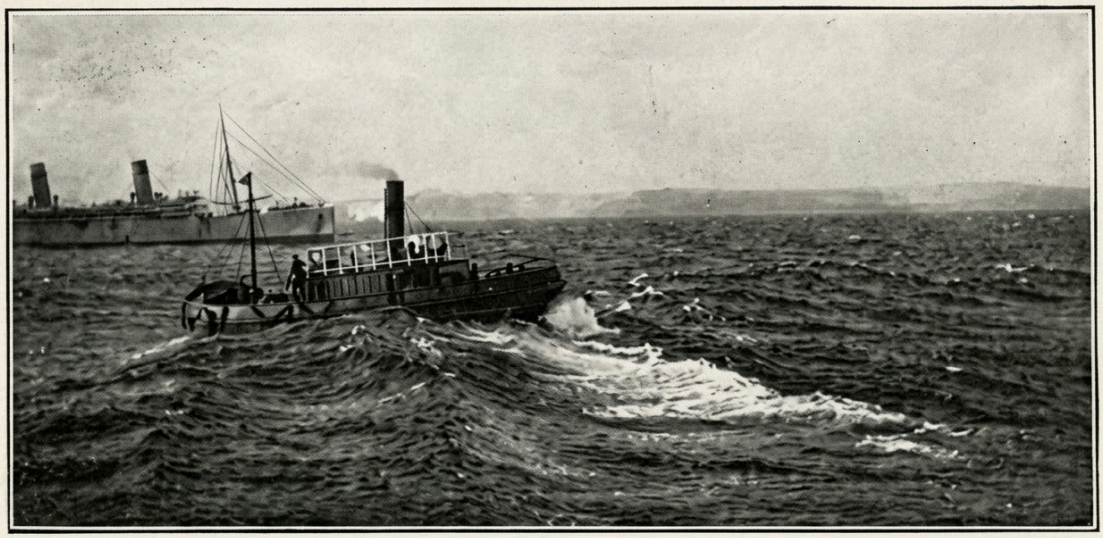


Photo by] [*the Author.*

IN AFRICAN WATERS.

einen sicheren Ankerplatz in der Mündung des Tembe-Flusses, nur wenige hundert Meter von der Stadt entfernt, finden. Da es der nächstgelegene Hafen zu den Goldfeldern von Witwatersrand und Barberton sowie zu den zahlreichen unerschlossenen goldführenden Gebieten im Transvaal ist, bedarf es keiner großen Vorhersehung, um zu erklären, dass die Stadt mit der Zeit ein Zentrum von großer Bedeutung werden wird. Obwohl ich an ihre kommerzielle Zukunft glaube, muss ich sagen, dass sie trotz ihrer kosmopolitischen Bevölkerung, ihrer einzigartigen Kioske und der engen, gewundenen Gassen mit Gehwegen, die allmählich spitz zulaufen oder „auskeilen“ (um einen Begriff aus dem Bergbau zu verwenden), nicht der begehrenswerteste Ort ist, um sich die Zeit zu vertreiben. Ich war daher keineswegs traurig, mich an Bord der Kanzler zu befinden, einem Schiff der Deutschen Ost-Afrika-Linie, als es in die prächtige Bucht hinausdampfte und auf seinem Weg nach Beira die Insel Inyack passierte.

Beira ist auf einer sandigen Landzunge an der Mündung des Pungwe-Flusses erbaut. Mit dem Bau der Eisenbahnlinie Beira-Salisbury ist die Stadt zu einem Stützpunkt von gewisser Bedeutung geworden. Die Bucht an der Flussmündung bietet Schiffen von beachtlicher Tonnage einen ordentlichen Ankerplatz. Der Tidenhub beträgt etwa zweiundzwanzig Fuß, und obwohl es an der Südküste mehrere Sandbänke gibt, ist die Einfahrt in die Bucht gut bebojt. Passagiere landen mit kleinen Booten am Strand gegenüber den Zollhäusern an.

Die beiden Piers links von der Stadt gehören der Eisenbahngesellschaft und werden ausschließlich für das Löschen und Verladen von Waren genutzt.

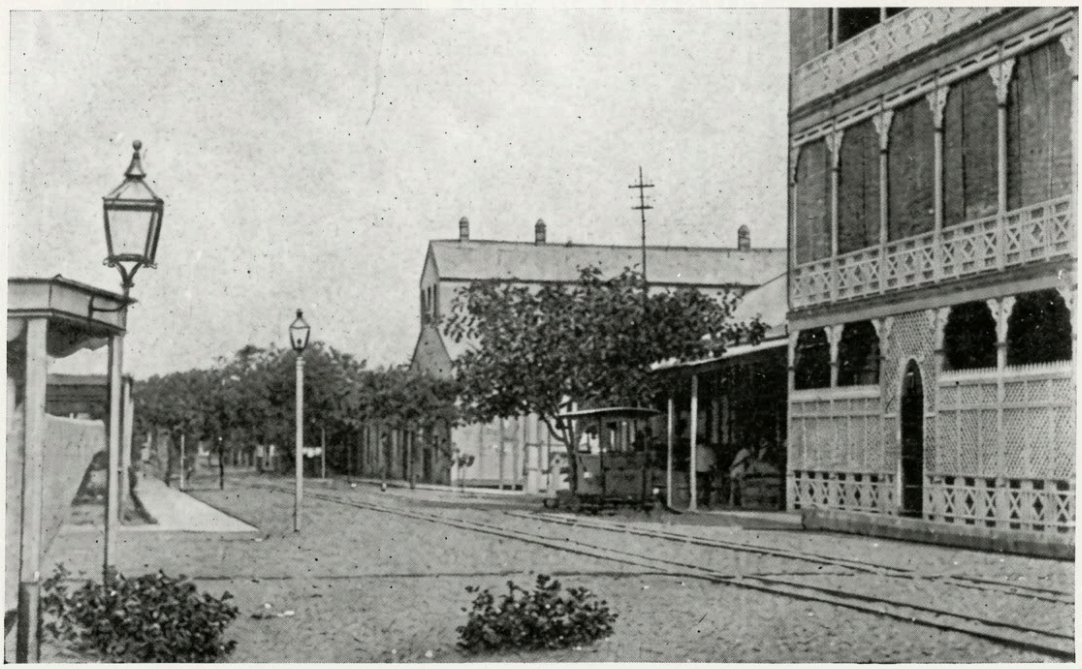


Photo by] [*Mr. N. Morgan.*

A SANDY STREET, TROLLEY AND LINES IN BEIRA.

Die Rua Conselheiro Ennes ist mit ihrer Verlängerung, der Conselheiro Castilho, die Hauptverkehrsader von Beira. Entlang dieser gewundenen, sandigen Entschuldigung für eine Straße befinden sich die wichtigsten Handelsniederlassungen, Hotels, Banken und Wohnhäuser sowie die verschiedenen Verwaltungsbüros der Mosambik-Gesellschaft. Diese ist, wie auch die anderen Straßen, eine Masse aus weißem Sand, in dem man bei jedem Schritt bis zum Knöchel versinkt; für Fußgänger wurden jedoch ausgezeichnete Zementgehwege angelegt, während eine Straßenbahn- oder Lorenbahn mit einer Spurweite von einem Fuß und acht Zoll, auf der alle Arten und Formen von von Einheimischen angetriebenen *carros* (Wagen) auf und ab flitzen, dem Güter- und Personentransport dient. In Beira sind keine Kutschen oder Wagen zu sehen und nur sehr wenige Reitpferde; aber die führenden Einwohner haben ihre privaten *carros*. In den letzten Jahren wurden einige recht schöne, solide Backsteingebäude errichtet.

Die Stadt selbst ist nicht so ungesund, wie allgemein angenommen wird. Die Sterberate durch Malariafieber war in der Vergangenheit sehr hoch; es muss jedoch bedacht werden, dass der Patient das Fieber in neun von zehn Fällen im sumpfigen Land entlang der Eisenbahn an Orten – oder vielmehr Löchern – wie Bamboo Creek und Fontesville oder in den Sümpfen und Morasten, die sich entlang der Ufer des Pungwe-Flusses und im Norden der Stadt erstrecken, zusammengezogen hat. Es kommt oft vor, dass Männer das Fieber im Landesinneren bekommen und in einem sehr entkräfteten Zustand an die Küste zurückkehren, um sich zu erholen, dann aber, weil sie bereits zu geschwächt sind, bald sterben; daraufhin wird die Stadt sofort als „schreckliches Fieberloch“ stigmatisiert. Ich habe Männer gekannt, die viele Jahre lang in Beira lebten, ohne einen Malariaanfall zu erleiden; aber sie haben sich natürlich streng an die gewöhnlichen Regeln zur Erhaltung der Gesundheit gehalten und die Stadt fast nie verlassen. Ich möchte keinen Augenblick behaupten, dass es ein gesunder Ort ist, aber ich glaube nicht, dass es ein so schwarzes Loch ist, wie manche es malen würden. Ich bin überzeugt, dass es mit einem verbesserten Sanitärsystem, der Entwässerung der benachbarten Sümpfe, in denen es von Moskitos wimmelt, und dem Anpflanzen von Eukalyptusbäumen rasch einigermaßen gesund werden wird, denn an drei von vier Tagen wehen lebenspendende südöstliche Meeresbrisen.

Ich hatte einigen Ärger mit den Zollbeamten, bevor ich mein Gewehr und meine Munition verzollen konnte. Ich musste 18.000 Reis (etwa 4 Pfund Sterling) für eine Waffentraglizenz bezahlen, 15 Pfund für eine Jagdlizenz, dazu eine Einfuhrsteuer von 12 Shilling pro Gewehr und 10 Reis pro Patrone sowie weitere Gebühren. Zudem musste ich zwei Bürgen beibringen, die garantierten, dass ich die Gewehre oder die Munition nicht an die Einheimischen im Landesinneren abgeben würde, und eine Reihe weiterer Formalitäten erledigen. Nach drei Tagen ständigen Ärgers und Herumlaufens gelangte ich in den Besitz meiner Bewaffnung. Die unsportlichen Behörden fanden es schwer begreiflich, warum ich gleich drei Gewehre und eine Schrotflinte auf eine Jagdreise mitnehmen sollte.

Während ich die Angelegenheiten beim Zoll regelte, traf ich einen Jagdkollegen, Herrn F. W. Belt. Wie ich war er gerade mit der *Kanzler* angekommen und wollte ein Paar

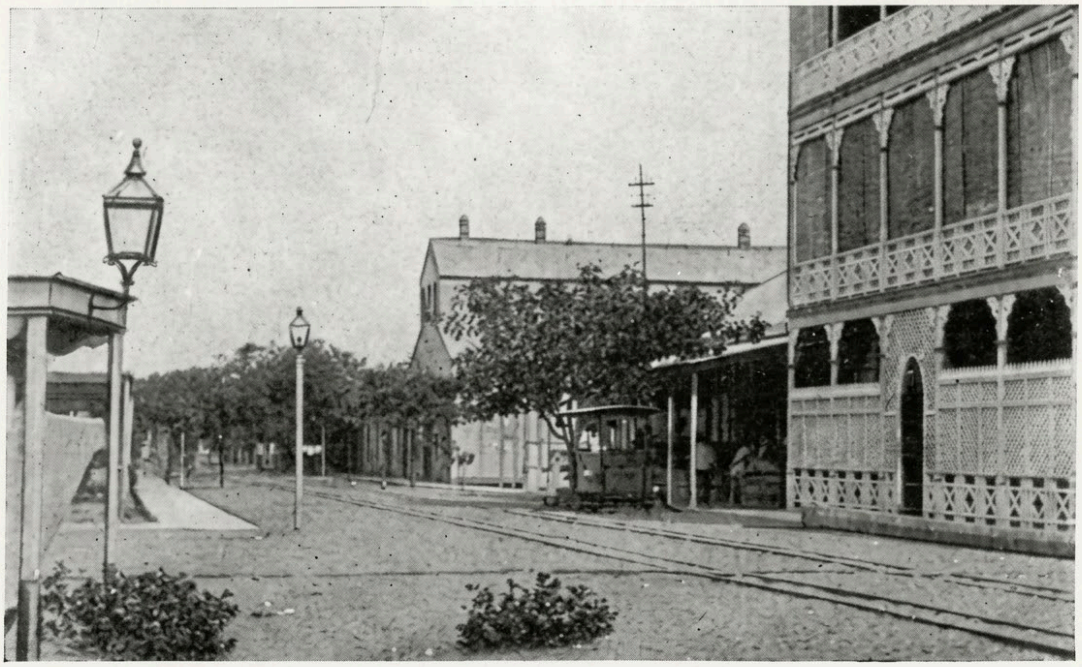


Photo by] [*Mr. N. Morgan.*

A SANDY STREET, TROLLEY AND LINES IN BEIRA.

Kurz vor der Abreise traf ich meine Freunde, die Prellers, die nach ein paar Wochen Jagd den Fluss hinuntergekommen waren, und so vereinbarten wir, uns zusammenzutun, zumindest für eine gewisse Zeit.

Am dritten Tag nach unserer Ankunft waren wir bereit, ins Landesinnere aufzubrechen. Der nötige Proviant und die Ausrüstung waren beschafft und in Lasten aufgeteilt worden, und nach einigem Hin und Her gelang es uns, neunundzwanzig einheimische Träger für zwei Monate zu einem Lohn von je 1 £ pro Monat anzuwerben. Dann mieteten wir für 60 s. einen Zehn-Tonnen-Leichter, der uns samt unseren Jungen und Waren den Pungwe-Fluss hinauf bis nach Fontesville bringen sollte, eine Entfernung von etwa fünfzig Meilen; zudem engagierte Belt Ali, einen Somali-Jungen, der ihn als Koch begleiten sollte. Wir hatten mit dem einheimischen Skipper des Leichters vereinbart, um 13.30 Uhr an diesem Nachmittag mit der einsetzenden Flut zu starten, aber es war bereits nach drei Uhr, bevor alle Jungen und die Waren an Bord waren und das Boot vom sandigen Ufer ablegte. Das große braune Segel wurde gehisst, und wir eilten mit der Flut und einer kräftigen Südostbrise rasch der weiten, mit Inseln übersäten Mündung des Pungwe-Flusses entgegen.

Photo by] *[Mr. N. Morgan.*

OLD-FASHIONED LIGHTHOUSE NEAR BEIRA.

Jagd. Sie hatten in der Tat sehr schlechten Erfolg gehabt, und einer von ihnen hatte schwer unter einem heftigen Anfall von Malariafieber gelitten. Sie informierten mich, dass das Land in einem schrecklich sumpfigen Zustand sei, das Gras sehr üppig und so grün, dass es für einige Monate unbrennbar sein würde.

Als Beira und seine Schifffahrt unseren Blicken entschwanden, fanden wir uns gleitend zwischen dicht bewaldeten Inseln und tiefliegenden Schlammbänken wieder, die mit Mangroven und anderen Sumpfbäumen bewachsen und von unzähligen Landkrabben bevölkert waren. Die Mündung des Flusses ist mehrere Meilen breit, und das Land auf beiden Seiten ist dicht mit Bäumen bewachsen, die, aus der Ferne betrachtet, der Szenerie eine monotone Schönheit verleihen. Nähert man sich jedoch, vermisst man die grünen Ufer, und der Anblick hört auf, das Auge zu erfreuen.

Der pestilenzartig wirkende Schlamm, die hageren Stämme der Bäume, die freiliegenden und knorrigen Wurzeln der Mangroven und die kahlen, gelblich-grünen Stämme und Äste des fast blattlosen „Fieberbaums“,[1] von dem das grünlich-graue Orchillakraut herabhängt, in verfilzten Büscheln klammert und im Wind weht wie der ungepflegte graue Bart eines alten Mannes, verleihen der Szene einen unheimlichen und seltsamen Aspekt. Bei voller Flut bot der Fluss selbst ein imposantes Bild, das seltsam mit der vergleichsweise geringen

Wassermenge kontrastierte, die er zu dieser Jahreszeit nach dem Rückzug der Gezeiten führt.

Wenn die Neuartigkeit, auf einem tropischen Fluss unterwegs zu sein, verflogen ist, wird die Szenerie etwas eintönig. Eine breite Fläche trüben Wassers erstreckt sich eine halbe Meile weit voraus; zur Rechten und Linken wird der Horizont von Mangroven und anderen Bäumen begrenzt, und die niedrigen Schlammufer des Flusses sind nur dort interessant, wo die Pfade der Flusspferde sie schneiden. Nur ein einziges Mal erhaschte ich einen Blick auf ein Stück kurzes grünes Gras am Ufer. Sechzig Meilen weiter flussaufwärts jedoch, wo das Wasser salzfrei ist, sind die Ufer mit vielen hübschen Pflanzen, Gräsern und Farnen geschmückt.

Wir hatten gute Fortschritte flussaufwärts gemacht, als die Sonne unterging, aber zwei Stunden später waren wir gezwungen anzulegen, da die Gezeiten gekippt waren. Unsere Zelte waren bald aufgeschlagen und die Feuer brannten munter. Die Moskitos waren während der Nacht sehr lästig, aber wir schliefen einigermaßen gut. Die Jungen lagen um die Feuer herum, eingewickelt in ihre Mafumbas.

[1] Der Fieberbaum findet sich entlang der Ufer des Pungwe-Flusses und an anderen Orten in Portugiesisch-Südostafrika, aber ich kann mich nicht erinnern, dort Exemplare gesehen zu haben, die so groß waren wie jene, die ich einmal in den Niederungen des Umsindusi-Flusses in Zululand sah. Er wurde, wie ich glaube, Fieberbaum genannt, weil er in tiefliegenden, sumpfigen Gegenden wächst, in denen Fieber verbreitet ist. Es ist ein dünner, grünlich-gelber, geradstämmiger Baum mit kleinen Blättern. Wenn man mit der Hand über den Stamm reibt, löst sich eine gelbe Substanz ab und legt eine glatte grüne Rinde frei. Er ist zu jeder Zeit ein seltsam aussehender Baum, besonders wenn er mit langen Büscheln des grünlich-gelben Orchillakrauts festlich geschmückt ist.

(Schlafsäcke); der Skipper, seine Männer und unser Capitão (Anführer), Matakenjan, schliefen im Leichter, der sich bei ablaufender Flut vom Ufer in den Hauptkanal des Flusses absetzen musste. Welch gewandeltes Bild der Fluss am nächsten Morgen bot! Anstelle einer breiten Wasserfläche war mehr als die Hälfte des Flussbettes mit schlammigem Schlick bedeckt, wobei sich das vergleichsweise geringe Wasservolumen auf zwei Kanäle beschränkte. Es war eine trostlose Szene, die an Moskitos, Fieber und Wechselfieber denken ließ. Der Mafumba oder einheimische Schlafsack wird aus Streifen getrockneter Blätter der Lala-Palme (Hyphaene) und, wie ich glaube, manchmal aus ordentlich geflochtenem Gras hergestellt. Er ist gewöhnlich etwa sechs Fuß lang und drei oder vier Fuß breit und an einer Seite offen. Wenn der Einheimische sich „hinknallen“ will, breitet er seinen Mafumba auf dem Boden in der Nähe des Feuers aus, steigt hinein und rollt sich so zusammen, dass die offene Seite durch Herunterziehen der obersten Klappe wirksam geschlossen wird. Manchmal kriechen zwei Jungen in einen Mafumba. Er ist bis zu einem gewissen Grad wasserdicht, und selbst der Europäer braucht ihn nicht zu verachten, sollte er ohne Zelt oder Decke im Veld von der Nacht überrascht werden – vorausgesetzt, er ist neu und wurde zuvor nicht von einem Einheimischen benutzt. Einer unserer Jungen fertigte mir einen an, und ich fand, dass er die Moskitos fernhielt und ganz warm und bequem war, wenn er in der Nähe des Feuers platziert wurde. Obwohl ich nie eine ganze Nacht darin im Freien geschlafen habe, überzeugte mich mein Experiment davon, dass er dem Jäger zeitweise von großem Nutzen sein kann. Sie sind sehr leicht, und die Einheimischen tragen sie bei jeder Reise bei sich.

Am nächsten Morgen informierte uns unser schwarzer Skipper, dass wir unsere Reise erst gegen drei Uhr an diesem Nachmittag fortsetzen könnten, also machten Belt und ich einen Spaziergang am Flussufer entlang. Nach einer kurzen Strecke kamen wir an einem Kral vorbei. Etwas Flusspferdfleisch hing unter einem Baum, und ich bemerkte mehrere

Paare von Sassaby- (Damaliscus lunatus) und Wasserbockhörnern, die herumlagen, aber die Einheimischen sagten, wir würden in der Nachbarschaft kein Wild finden und müssten weiter flussaufwärts in die Nähe des Bijimiti-Baches gehen, wenn wir etwas schießen wollten. Wir schlenderten jedoch ein paar Stunden in den benachbarten Sümpfen umher. Belt erhaschte einen flüchtigen Blick auf ein Warzenschwein (Phacochoerus aethiopicus typicus) auf einem Fußpfad und erlegte ein Paar Enten. Mittags kehrten wir zum Lager am Flussufer zurück. Auf besonderen Wunsch eines unserer Jungen schoss ich einen großen Silberreiher mit gelbem Schnabel (die Pupille des Auges war schwarz und die Iris von gelblichem Ton), genannt Nambarara. Er und seine Freunde bereiteten ihn prompt als „Spatch-cock" über dem Feuer zu und hatten ihn innerhalb von fünfzehn Minuten mit offensichtlichem Genuss verschlungen. So ist das Leben und Sterben in der Wildnis Afrikas.

Bis drei Uhr an jenem Nachmittag vertrödelten wir die Zeit damit, Insekten zu sammeln und den Hunderten von Landkrabben zuzusehen, die aus Löchern im Schlamm auftauchten und wie durch Zauberei wieder verschwanden, sobald wir die geringste Bewegung in ihre Richtung machten. Nach einer Weile gelang es uns, ein paar von ihnen zu fangen. Als wir das Lager abbrachen und uns zum Einschiffen bereit machten, setzte die Flut ein, aber das Boot konnte nicht nah genug an das hohe Ufer herangebracht werden, um uns an Bord springen zu lassen. So stiegen wir nacheinander auf die Schultern von Lino, einem kräftigen, hässlichen Kerl, und hielten uns an seinem wolligen Schädel fest, um uns zu stabilisieren, während er mit manchem Schwanken, Taumeln und Rutschen langsam das steile, schlammige Ufer hinunterstieg, bis wir – unter allgemeinem Gekicher der Einheimischen, die sich an der Aussicht zu freuen schienen, einen der weißen Männer kopfüber in drei Fuß tiefen, fauligen schwarzen Schlamm stürzen zu sehen – die Takelage des Leichters ergriffen und an Bord kletterten.

Eine halbe Stunde lang lagen wir vor Anker, bis die Bootsleute unsere Aufmerksamkeit auf eine Wassermasse lenkten, die das Flussbett hinaufschoss. Die Flut kam rasch auf. Es war ein neuartiger und hübscher Anblick. Mit einem rauschenden Geräusch kräuselte sich das Meerwasser zu unruhigen Wellen, als es auf die Gegenkraft des Flusses traf. Bald wurde das Heck des Leichters vom Ansturm des Wassers getroffen, und kurz darauf holten wir den Anker an Bord, aber es dauerte einige Zeit, bis wir so etwas wie Fortschritt machten. Als die Strömung an Stärke zugenommen hatte und eine Seebrise aufkam, fuhren wir munter die schlangenförmigen Windungen des Flusses hinauf. Bei Sonnenuntergang, kurz unterhalb des Zusammenflusses von Bijimiti und Pungwe, sahen wir mehrere Flusspferde, und nachdem die Dunkelheit eingebrochen und der Mond aufgegangen war, hörten wir ihr gelegentliches blasendes Schnauben und grunzendes Brüllen, während sie sich im Bijimiti fernab zu unserer Linken vergnügten.

Einige Meilen weiter flussaufwärts liefen wir auf Grund. Die vier Bootsleute sprangen in das seichte Wasser, schoben und zogen, und ein paar unserer Jungen stemmten sich gegen die langen Staken, während das schmutzige alte Segel ärgerlich gegen den Mast flatterte; aber wir bewegten uns nur wenige Meter vorwärts, um auf einer anderen Sandbank zu landen. Schließlich gelangten wir in tieferes Wasser, die Bootsleute sprangen an Bord, wickelten ihre Limbo (Lendentücher) ab und banden sie zum Trocknen an die Takelage des Bootes und hockten sich um das Feuer, das an einem speziell konstruierten Platz im Bug des Bootes brannte, während wir langsam den Fluss hinauf in Richtung Fontesville krochen. Wenn es nötig wurde zu rudern, rief der Skipper „rema" (rudert). Dann wurden die Riemen ausgepackt und vier der Jungen ruderten in ruckartiger Weise, während alle in ein populäres Flusslied einstimmten, das für das Ohr etwas eintönig, aber unheimlich und passend zur Umgebung war. Während ich schreibe, kann ich fast das „He-hoor, He-hoor, He-hoor" der Männer hören.

Der Fluss war in der Nähe des Bijimiti mehrere hundert Meter breit, verengte sich jedoch etwas, als wir uns Fontesville näherten, wo wir um neun Uhr nachts ankamen. Wir gingen sofort an Land und schlugen unser Lager am Rande der wenigen Blechhütten auf, die das „Dorf“ bilden. Früh am nächsten Morgen entluden wir unsere Waren, und nachdem wir mit einem Inder Vereinbarungen getroffen hatten, einige Lasten zu übernehmen, die wir zurücklassen mussten, und nach endlosem Ärger, brachten wir die Karawane auf den Marsch in Richtung Mapandas Kral. Fontesville, früher bekannt als Neves Ferreira, ist ein jämmerlich aussehender Ort – ein Dutzend Eisen- und Holzhütten und ein paar Verschläge, die auf dem kargen rechten Flussufer thronen und von Sümpfen und, zum Zeitpunkt unseres Besuchs, von hohem Gras umgeben sind. Es ist bekanntlich einer der am schlimmsten von Fieber geplagten Orte an der ostafrikanischen Küste. Man erzählte mir, wie viele weiße Männer dort während des Baus der Eisenbahn an Fieber und Dysenterie starben, aber ich habe die Zahlen vergessen. Ich weiß nur, dass sie erschreckend waren.

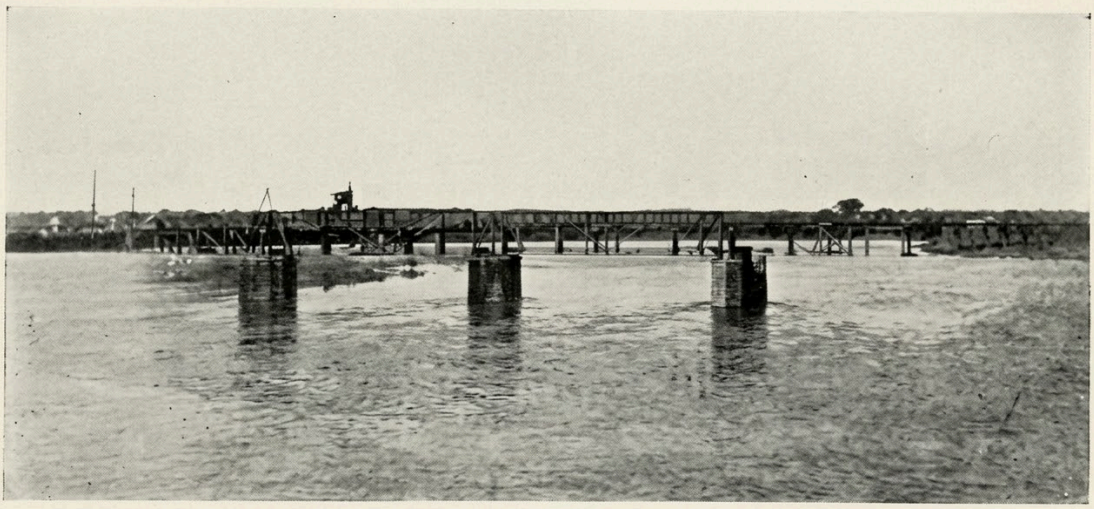


Photo by] [*the Author.*

RAILWAY BRIDGE OVER THE PUNGWE AT FONTESVILLE.

Die Kulis scheinen den wenigen vorhandenen Handel zu monopolisieren. Ich sah dort nur sehr wenige Europäer. Der Bahnhofsvorsteher war sehr zuvorkommend und versprach, unsere Briefe nach Cheringoma weiterzuleiten. Er erzählte uns, dass während der außergewöhnlichen Überschwemmung, die auf die schweren Regenfälle im Januar und Februar 1899 folgte, der Pungwe-Fluss stellenweise bis zu sechzig Meilen breit war und das gesamte flache Land unter Wasser stand. In nordwestlicher Richtung weiterziehend, erreichten wir in etwa vierzig Minuten den kleinen Mudi-Bach, nachdem wir ein offenes Stück Land durchquert hatten, das mit über fünf Fuß hohem Gras bewachsen war, in dem hier und da eine Palme oder ein Busch verstreut standen. Die Ufer des Mudi hingegen waren mit wunderschönen Bäumen und Gestrüpp gesäumt. Einst hatte es eine einfache Holzbrücke über diesen Bach gegeben, doch sie war teilweise weggespült worden. Unser Weg verlief entlang eines guten Fußpfades, und unsere Träger kamen gut voran oder trotteten vielmehr in schnellem Tempo mit schlurfendem Schritt dahin. Nach zwei Stunden und fünfzehn Minuten Fußmarsch erreichten wir Mapandas Kraal am Pungwe-Fluss. Unterwegs sahen wir ein halbes Dutzend Wasserbock-Kühe, an die ich mich erfolglos anzupirschen versuchte. Sie machten sich davon, und da ich bestrebt war, Fleischvorräte für die Jungen zu beschaffen, versuchte ich ihnen zu folgen, fand mich jedoch bald von dem langen, verfilzten Gras umschlossen und in meinen Bewegungen so behindert, dass ich gezwungen war, die Jagd aufzugeben und mich durch das Dickicht zu schlagen Meer aus Gras zum Fußpfad. Wer die üppige Vegetation

tropischer Länder nicht gesehen hat, kann sich schwerlich vorstellen, wie hoch und dicht das Gras in den sumpfigen Regionen entlang der Täler der Flüsse Pungwe, Madinguedingue und Urema wird. Bevor es gegen Ende der Trockenzeit abgebrannt wird, ist es äußerst schwierig, sich im Land fortzubewegen, außer auf den Wildpfaden und Spuren. In einigen Gegenden kann man, während man einen Pfad entlangmarschiert, nicht einmal das umliegende Land sehen, da die Sicht ringsum durch das riesige Gras, das sechs bis acht Fuß hoch steht, vollständig versperrt ist. Das Reisen durch das Land in einem solchen Zustand ist keineswegs angenehm; es wird eintönig und uninteressant. Außer vielleicht auf dem Fußpfad vor einem sieht man selten ein Stück Erde, das nicht mit Gras, Schilf, Gestrüpp oder Palmen bewuchert oder eine Schlammmasse ist. Eine weite Aussicht bietet sich von den Gipfeln der großen Termitenhügel (Termes bellicosus), die hier und da aus dem Gras und den Sümpfen des umgebenden Vegetationsmeeres ragen. Diese Ameisenhügel sind für den Jäger auf der Suche nach Wild unschätzbar; da das Gras an ihrer Basis jedoch noch üppiger wächst

als an anderen Orten, ist es immer ein großer Kampf, sich einen Weg zu bahnen und einen von ihnen zu erklimmen. Wir machten für ein paar Stunden in Mapandas Kraal Halt, und ich vertrieb mir die Zeit mit Angeln im Fluss von einem großen Kanu aus, das am Ufer vertäut lag. Erstaunlicherweise fing ich keine Barben („Barbers“, wie wir Südafrikaner die Glanis silurus nennen), sondern sicherte mir mehrere Fische, die mir völlig neu waren. Einer von ihnen ähnelte in seinem allgemeinen Bau und seiner Form dem Silberfisch (Dentex argyrozona), der in den Gewässern der False und Table Bay so verbreitet ist, war aber kleiner als ein ausgewachsener Fisch dieser Art und von einer schöneren gelben Farbe. Ich bedauere, dass ich ihn nicht konserviert oder in meinem Feldtagebuch sorgfältig festgehalten habe. Ich dachte, ich würde später weitere Exemplare fangen können, was mir jedoch nie gelang. Über die Süßwasserfische Afrikas ist nur sehr wenig bekannt. Die Zeit und Aufmerksamkeit des Jägers ist in der Regel so sehr mit der Verfolgung und dem Studium des Großwilds in seinem Jagdgebiet beansprucht, dass er dem Studium der Fische nicht viel Zeit widmet. Selbst der leidenschaftliche Entomologe oder Ornithologe findet in den wenig erforschten Ebenen und Hügeln Afrikas so viel, das ihn anzieht, dass er es selten für möglich hält, selbst seinen Lieblingsstudien und Hobbys die volle Aufmerksamkeit zu schenken, die sie erfordern, und gleichzeitig auf Großwildjagd zu gehen, besonders wenn seine Zeit auf nur wenige Monate begrenzt ist. Kurz nach dem Verlassen von Mapandas Kraal, mit dem Fluss zu unserer Rechten, hielten wir direkt auf Shambgetis Kraal zu, wo der Pungwe gewöhnlich überquert wird, und erreichten ihn nach einem Marsch von einer Stunde und dreißig Minuten. Nach einiger Verzögerung wurde irgendwo flussaufwärts ein wackeliges Einbaum-Kanu der Einheimischen herbeigeholt, und wir wurden in Gruppen von drei oder vier Personen hinübergesetzt. Bei Sonnenuntergang schlugen wir unser Lager an einer schönen sandigen Stelle auf der anderen Flussseite auf. Wir verließen das Pungwe-Lager am nächsten Morgen um sieben Uhr und erreichten Simarikeetis Kraal um zehn Uhr vormittags. Hier erwarben wir ein großes Bündel kleiner, aber wohlschmeckender Bananen. Wir hielten uns einige Zeit in diesem Kraal auf und drängten dann weiter in Richtung des Madinguedingue, den wir in einer Stunde und zwanzig Minuten erreichten. Wir überquerten ihn in einem großen Boot, das dem Kommandanten von Cheringoma gehörte, dessen Station am gegenüberliegenden Ufer lag. Belt und ich begaben uns dorthin und legten unsere Lizenzen sowie ein Empfehlungsschreiben vor, mit dem mich ein Freund in Beira versehen hatte. Wir wurden äußerst herzlich empfangen und zu einer Flasche Wein eingeladen. Als der Champagner zu fließen begann, fühlten wir uns ganz wie zu Hause. Der Kommandant, Senhor L. Pimentel Pinto, sprach ziemlich gut Englisch. Es war eine angenehme Überraschung, an einem so abgelegenen Ort auf einen so netten Kerl zu treffen. Es tat uns leid zu erfahren, dass er am nächsten Tag nach Sena am Sambesi

abreisen würde, aber er versprach mir, einen Jäger zu schicken, der das Land kannte. Unsere Träger waren uns zu einem etwa drei Meilen entfernten Punkt vorausgegangen, an dem wir das Lager aufzuschlagen gedachten. Es war schon recht spät, als wir uns von unserem liebenswürdigen Gastgeber

verabschiedeten.

Photo by] *[the Author.*

BROKEN-DOWN BRIDGE OVER THE MUDI STREAM.

Unter der Führung eines alten Einheimischen, der die Zulu-Sprache beherrschte, machten wir uns auf den Weg zum Lagerplatz und kamen dort kurz vor Sonnenuntergang an. Es war ein angenehmer Ort auf einem trockenen Stück Land, nicht weit vom linken Ufer des Urema-Flusses entfernt. Ein großer Umsekeri-Baum spendete erfrischenden Schatten. An seinem massiven Stamm und seinen Wurzeln hatten die Termiten einen großen Ameisenhügel errichtet. Um uns herum war das lange Gras, das hier und da von Palmengruppen und anderen Bäumen unterbrochen wurde; zwischen uns und dem Fluss, etwa zwanzig Schritte von den Zelten entfernt, befand sich ein kleiner Sloot (Graben), der zum Zeitpunkt unserer Ankunft ein wenig schlammiges Wasser mit Hunderten von Barben enthielt. Die Jungen stiegen ins Wasser, trieben die Fische in eine Ecke und schöpften sie einfach heraus. Sie müssen gut einhundert Stück gefangen haben. Es war amüsant zu sehen, wie ein paar von ihnen unter ihrer Last aus großen, schwarzen, böse

aussehenden Fischen taumelten, die am Ende einer Stange aufgereiht waren. In dieser Nacht wurde im Lager geschestet. Die Löwen brüllten in großartiger Weise im Osten, in Richtung des Cheringoma-Waldes. Es war inspirierend, ihr schönes, rollendes Gebrüll zu hören, vermischt mit dem Grunzen der Flusspferde im Fluss und in den Sümpfen und den vielen anderen Geräuschen, die das Reich der ungestörten Natur verkünden.

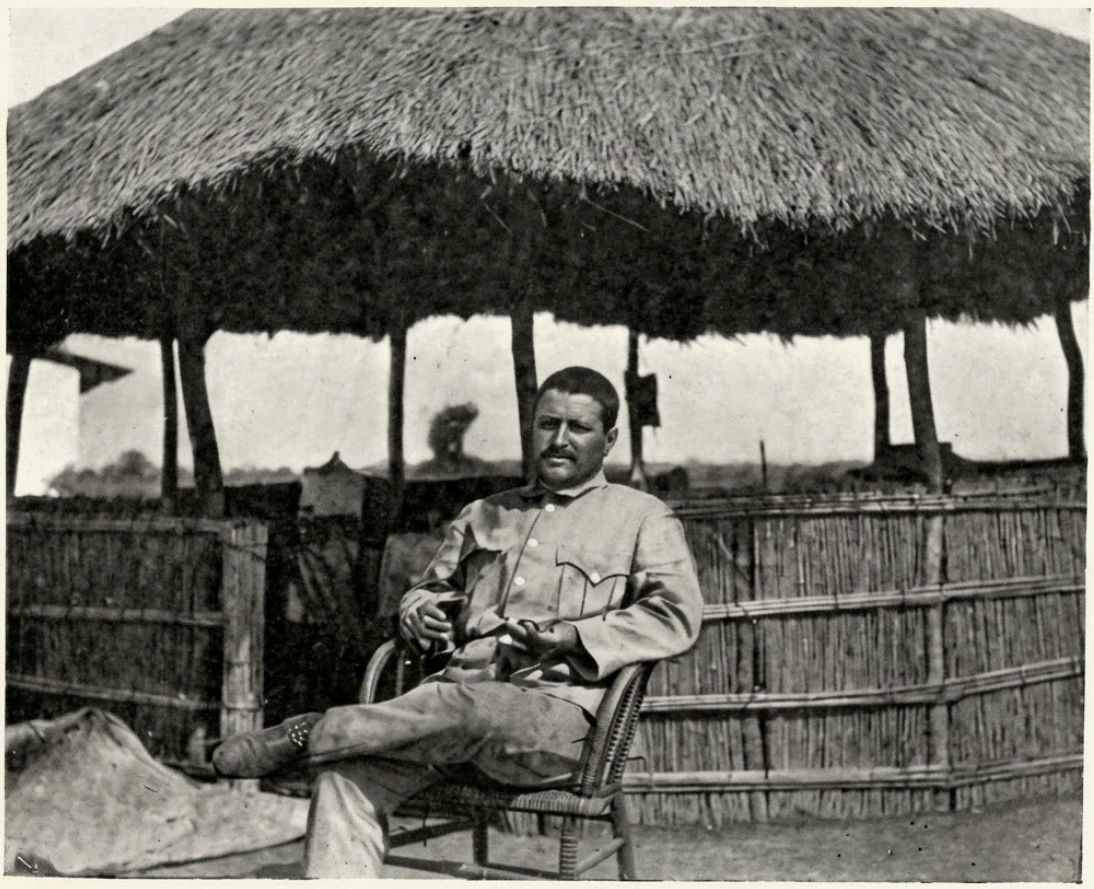


Photo by] [*the Author.*

THE COMMANDANT OF CHERINGOMA.

KAPITEL II

EIN AUFREGENDES ABENTEUER MIT EINEM VERWUNDETEN BÜFFEL

Wasserbock und Zebra erlegt - Nachricht von Büffeln - Der Büffel als jagdbares Wild - Seine Verfolgung - Gefahren und Risiken können minimiert werden - Die beste Anstrengung des Jägers wert - Auf der Fährte - Ein Schnappschuss - Auf der Schweißfährte - Eine Überraschung - Ein Halsschuss - Gefährliche Arbeit - Schwer getroffen - Ein Angriff - Prinsloo entkommt - Auf meinem Rücken - Ein Glücksschuss - Tod des Bullen - Feige Einheimische - Zehn Schusswunden - Rückkehr ins Lager - Die Kunst des Spurenlesens - Anmerkungen zum Spurenlesen - Große Zebraherde - Exemplare erlegt - Streifengnu - Leopard aufgescheucht - Ameisenhügel - Termiten als Dünger - Als Zerstörer - Ein erfolgloser Tag - Jantje und die Marimba - Die Lala-Palme - Ihre Frucht - Palmwein - Arten des Anzapfens - Kaffir-Bier - Die Borassus-Palme.

Am nächsten Morgen gingen Belt und ich hinaus, um das Gelände auszukundschaften und zu versuchen, Fleisch für die Jungen zu beschaffen. Wir sahen mehrere kleine Trupps von Wasserböcken und schossen eine Kuh. Ich hatte auf einen Bullen gefeuert und die Kuh hinter ihm getroffen. Doch solche kleinen Ungenauigkeiten beim Zielen sind

nebensächlich, wenn man sein Auge noch nicht richtig „eingeschossen“ hat. Belt verwundete ein Zebra (Equus burchelli), das ich erlegen konnte, als es davonhumpelte. Wir sahen an diesem Tag einen Trupp von dreißig oder vierzig Zebras. Am nächsten Nachmittag kehrte ich nach einer erfolglosen morgendlichen Jagd um zwei Uhr ins Lager zurück. Auf einer Wasserbockhaut im Schatten ausgestreckt, genoss ich eine ruhige Pfeife nach einem guten Mittagessen aus gebratenem Wasserbockfleisch und Maismehl-„Pap“ (Brei), hinuntergespült mit schwarzem Kaffee, als zwei einheimische Männer eintrafen und mir mitteilten, sie hätten gerade die frische Fährte einer Herde Büffel gesehen, von denen sie glaubten, wir würden sie bei ihrem Mittagsschlaf im dichten Schilf nahe dem Urema-Fluss finden. Von den vielen und verschiedenartigen Tieren, die einst in zahllosen Herden und Trupps über die Ebenen und Wälder, Plateaus und Sümpfe Afrikas streiften und keine Feinde kannten außer jenen, die die Natur ihnen zur Seite gestellt hatte, und die heute nur noch spärlich in den entlegensten und für den Menschen fast unzugänglichen Ecken des Kontinents vertreten sind, ist dasjenige, das dem zu Fuß jageinden Jäger zweifellos den besten Sport bietet, meines Erachtens der Büffel (Bos caffer typicus). Seine natürliche List und Stärke und, wenn er verwundet ist, seine grimmige Rachsucht kennzeichnen ihn eindeutig als ein Tier, das der besten Anstrengung des Waidmanns würdig ist, und rechtfertigen es meiner Meinung nach, ihn an die Spitze der Liste der afrikanischen Jagdtiere zu setzen; denn je gefährlicher das Tier ist und je größer die Hindernisse sind, die überwunden werden müssen, bevor es angegriffen werden kann, desto mehr fühlt sich der Jäger angezogen, desto tiefer wird der Geist des Wetteifers in ihm geweckt, und desto größer wird seine Freude sein, wenn er schließlich, erhitzt, müde und erschöpft, und vielleicht gezeichnet und geprellt, doch siegreich über seinem gefallenen Gegner steht, dessen allerletzter Blick einer von Zorn und unerbittlicher Wildheit war. „Ich habe weder den Willen noch das Recht zu tadeln, doch vielen (wenn auch nicht allen) erscheint die Süße der Zerstörung etwas fade, wenn keine persönlichen Risiken damit verbunden sind.“

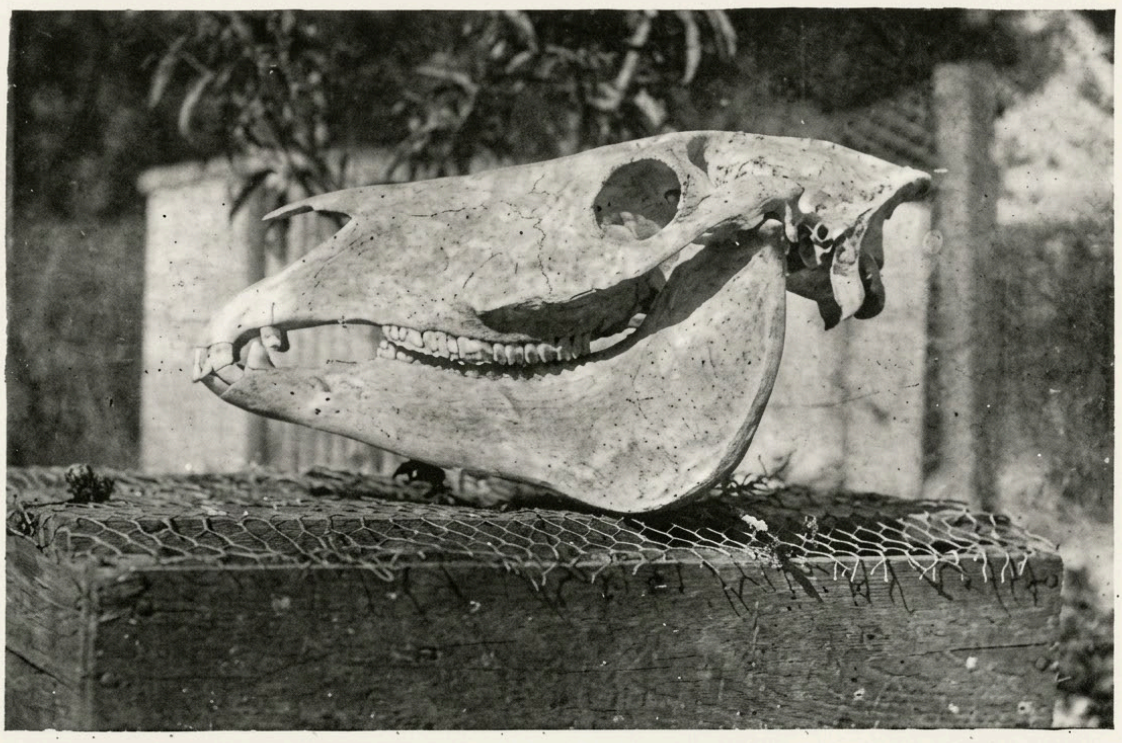


Photo by] [*the Author.*

HEAD OF A ZEBRA STALLION.

Der Waidmann wird feststellen, dass sein Geschick, seine Ausdauer und seine Nerven beim Aufspüren und Anpirschen eines Tieres, das so geruchsempfindlich und im Sumpf so flink wie der Büffel ist, aufs Äußerste gefordert werden; eines Tieres, dessen Augen und Ohren stets wachsam sind und dessen gewaltiger Kraft zudem großer Mut und List innewohnen. Der gegenwärtige Lebensraum des Büffels in Südostafrika ist von zahllosen Hindernissen für den Zugang, die Fortbewegung und die Gesundheit umgeben. Sümpfe (die Heimat der Moskito und die Brutstätte des Malariafiebers), fast undurchdringliche Massen von Schilf und Gras, dichte Waldverstecke aus dornigem Gestrüpp und die gefürchtete Tsetsefliege – all dies muss angegangen und überwunden werden, bevor der Jäger hoffen kann, sich mit dem Büffel zu messen. Natürlich können die Risiken und Gefahren der Büffeljagd erheblich minimiert werden, indem der Jäger es geflissentlich unterlässt, dem verwundeten Wild nachzustellen; doch ein solches Vorgehen ist dem wahren Sportsmann fremd, nicht nur aus humanitären Erwägungen, sondern auch, weil er nicht bereitwillig auf das verzichten wird, worin

Photo by] [*the Author.*

BUFFALO COW, THE AUTHOR, AND GUN-BEARER.

erhöhtes Risiko liegt, das eingegangen werden muss, um die Angelegenheit, wenn möglich, zu einem Ende zu bringen. In der Tat ist er kein wahrer Waidmann, der, gut bewaffnet und unterstützt von seinem vertrauten Freund oder Gewehrträger, nicht der Schweißfährte des getroffenen Büffels folgt und beharrlich an ihr festhält, in der Hoffnung, ihn einzuholen. Falls er ihn einholt, kann er mit einem Jagderlebnis rechnen, das jeden Nerv und jede Faser seines Körpers vor Vergnügen erzittern lässt – vorausgesetzt, es gelingt ihm und seinem Freund, den plötzlichen und heftigen Angriffen ihres Gegners auszuweichen und sie schließlich zu stoppen; denn sobald der verwundete

Büffel gestellt ist, wird es häufig ein Kampf auf Leben und Tod, bei dem die einzige Möglichkeit, den Angriff zu stoppen, darin besteht, den Büffel zu töten.

Von zehn schwer verwundeten Büffeln, die in dichtem Unterholz Deckung gesucht haben, werden sich neun dazu entschließen zu kämpfen und anzugreifen, wenn der Jäger beharrlich der Fährte folgt. Einige greifen sofort an, wenn sie verwundet und verfolgt werden, andere hingegen ziehen sich mehrmals zurück, sobald sich der Jäger nähert; doch früher oder später werden sie aus dem dunklen Schatten eines überhängenden Busches oder einem anderen unerwarteten Hinterhalt zu einem letzten wilden und entschlossenen Angriff hervorbrechen. Der Büffel, der sich nicht gegen seinen Verfolger wendet, wenn er entschlossen verfolgt wird, ist die Ausnahme von der Regel.

Ich befürworte keineswegs das leichtsinnige und blinde Verfolgen eines verwundeten Büffels, besonders wenn der Jäger allein ist (oder nur von einem Einheimischen begleitet wird, was praktisch auf dasselbe hinausläuft) oder wenn das Unterholz zu dicht ist. Im Gegenteil, ich bin der Meinung, dass man im Umgang mit diesem listigen Tier nicht vorsichtig genug sein kann, und ich persönlich bin bei seiner Verfolgung sehr umsichtig und habe mir fest vorgenommen, dies auch immer zu bleiben. Ich möchte jenen, die beabsichtigen, ihr Glück beim Erlegen von Büffeln zu versuchen, ans Herz legen: Je eher sie den wahren Charakter dieser Tiere begreifen und die Gefahren ihrer Verfolgung erkennen, desto besser für sie. Die Mehrzahl der Unfälle, die sich bei der Büffeljagd ereignen, ist auf die ungestüme und tollkühne Art zurückzuführen, mit der der Jäger dem verwundeten Tier nachgejagt ist. Es stimmt zwar, dass man durch sorgfältige Anpassung der Waffen und der Angriffsweise an die besondere Natur und den Charakter des Wildes hervorragenden Sport bei der Jagd haben kann.

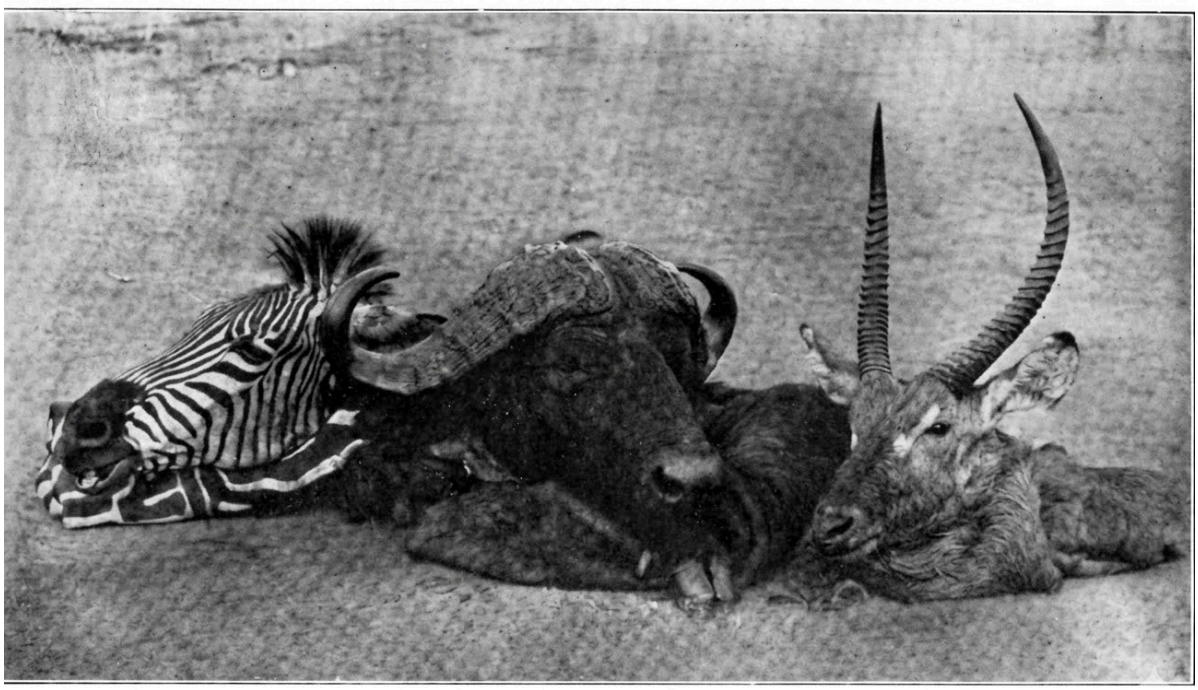


Photo by] BURCHELL'S ZEBRA, BUFFALO, AND WATERBUCK HEADS, FROM THE CHERINGOMA DISTRICT. *[Mr. P. A. Krantz.*

fesselnde Jagderlebnisse bieten. Sogar das Erdferkel[1], fände man ein passendes Loch, in das man hineinkriechen könnte, wäre mit dem kurzen oder „stoßenden" Speer ein furchterregendes Tier; und selbst das Buschschwein (*ingulube*) bietet exzellenten Sport, wie F. V. Kirby dargelegt hat, wenn man es mit einem *ikempi* (einem Zulu-Stoß-Assegai) angreift, während es vor den lärmenden Treibern flieht. Doch weder sie noch der Löwe können sich als Jagdwild mit dem afrikanischen Büffel messen. Die nächtliche Lebensweise des Löwen und seine Neigung, sich tagsüber in dichte Deckung

zurückzuziehen, sowie das häufige Fehlen einer Fährte in grasbewachsenem Gelände, auf der der Jäger ihm zu seinem Lager folgen könnte, lassen seine Verfolgung gegenüber der des Büffels zweitrangig erscheinen. Es stimmt, dass man beim nächtlichen Ansitz an einem „Riss" großartigen Sport mit Löwen und Leoparden erleben kann. Es darf jedoch keinen Augenblick lang angenommen werden, dass ich meine Stimme jenen anschließen möchte, die vor einigen Jahren alle möglichen herabwürdigenden Bemerkungen über den Löwen äußerten. Im Gegenteil, ich hege tiefsten Respekt und Bewunderung für seine Stärke, seinen Mut, seine Schönheit, seine Wildheit und sogar für seine Stimme; doch seine Gewohnheiten sind dergestalt, dass man ihm in einem von Gras überwucherten und stellenweise mit Buschwerk bedeckten Land wie dem Urema-Tal tagsüber selten begegnet.

Doch um mit meiner Erzählung fortzufahren: Ich händigte Jantje, einem der Einheimischen, meine kleinkalibrige Mauser aus, schulterte die größere Mauser und brach in Begleitung von Prinsloo, Jantje und einem weiteren Jungen namens Galazi auf. Belt entschied sich, im Lager zu bleiben. Wir stießen bald auf die Fährte einer kleinen Büffelherde und folgten ihr ohne größere Schwierigkeiten durch Sumpf, langes Gras und kleine Schilfpartien. Nachdem wir die Windrichtung sorgfältig geprüft hatten, indem wir trockene Grashalme in unseren Händen zerrieben und den Staub in die Luft warfen, betraten wir eine große und dichte Schilfmasse. Wir waren kaum ein Dutzend Schritte vorangekommen, als wir vor uns eine leichte Bewegung hörten, und im nächsten Moment gab es ein Vorstürmen von fast allen Seiten. Das Schilf war zu hoch und zu dicht, als dass wir mehr als ein paar Meter weit hätten sehen können; daher zogen wir uns schnell zurück, und ich erkletterte einen großen Ameisenhügel, an dem wir beim Betreten des Dickichts vorbeigekommen waren.

Von diesem günstigen Aussichtspunkt aus feuerte ich auf den vordersten von acht Bullen, als diese gemächlich am fernen Ende des Schilfgürtels in etwa zweihundert Metern Entfernung heraustraten. Die Kugel schlug hörbar ein, und wir nahmen sofort die Verfolgung auf. Ein fünfzehnminütiger Lauf brachte uns zu einem mit Schilf gefüllten Donga, in dem die Herde Deckung gesucht hatte. Wir waren ein paar Schritte vorangekommen, als mir auffiel, dass einer der Büffel im rechten Winkel zu der von der Herde eingeschlagenen Richtung abgebogen war. In der richtigen Annahme, dass es sich um das verwundete Tier handeln müsse, nahm ich die Fährte auf. Als ich mich bückte, um durch eine niedrige Öffnung im dichten Schilf zu kriechen, die der Büffel passiert hatte, sah ich mehrere Blutflecken. Prinsloo, der dicht hinter mir war, hatte gerade auf Niederländisch bemerkt, dass wir mit Sicherheit verletzt würden, falls der Büffel auf uns kehrtmachte, als wir plötzlich ein Knacken und Brechen von Schilf hörten, gefolgt vom Geräusch herabfallender Erde und dem Plätschern von Wasser. Es war offensichtlich, dass der Büffel versucht hatte, das gegenüberliegende Ufer des Dongas zu erklimmen, und zurück ins Wasser gerutscht war. Aber wir konnten nichts sehen. Dann gab es einen erneuten Ansturm, und es wurde klar, dass der zweite Versuch, die Böschung zu erklimmen, geglückt und der Büffel entkommen war. In diesem Moment riefen die Jungen, dass sie die Herde am oberen Ende des Dongas auftauchen sahen. Aus Angst, dass wir die Herde nicht wieder einholen würden, wenn wir dem verwundeten Tier folgten (ich war aufgeregt und wollte mehr als einen Bullen erlegen), kletterten wir sofort heraus und nahmen die Verfolgung auf, in der Absicht, dem verwundeten Tier später nachzugehen. Nach einem schnellen Lauf duckte sich Jantje, der vorausging, plötzlich im Gras. Ich kroch schnell und leise zu ihm vor und sah den Kopf und Hals eines großen Bullen, der über die Spitzen des verfilzten Grases in etwa hundert Metern Entfernung in unsere Richtung blickte. Es war keine Zeit zu verlieren, also feuerte ich schnell auf seinen Hals. Das willkommene „Klap" erreichte meine Ohren, und dann stürmte die Siebenergruppe, eine Phalanx aus zerfurchten Hörnern bildend, über offenes Gelände direkt auf die Stelle zu, an der wir verborgen lagen. Einen Moment lang glaubte ich, sie beabsichtigten einen Angriff, doch als ich auf die breite Brust des führenden Bullen

schoss, drehten sie nach links ab und bahnten sich ihren Weg durch das lange Gras. Während sie dies taten, ermöglichte es mir meine schnell feuernde Mauser, noch ein paar recht hastige Schüsse abzugeben, bevor sie verschwanden. Beim vorsichtigen Nachsetzen fanden wir drei deutliche Schweißfährten. Diejenige, die am meisten Blut aufwies, führte uns durch dichte Bestände von Lala-Palmen und hohes Gras und zeitweise hüfttief durch einen übel riechenden, schilfbewachsenen Sumpf.

Photo by] [*Mr. H. Exton.*

PALM BUSHES.

Da keiner unserer Jungen die Fährte über solch gefährliches Gelände aufnehmen wollte, mussten wir es selbst tun. Um das Risiko eines plötzlichen und unerwarteten Angriffs so weit wie möglich zu minimieren, rückten wir abwechselnd entlang der Fährte in einer Reihe kurzer, halbkreisförmiger Bögen vor. So blieb Prinsloo unbeweglich auf der Fährte stehen, während ich sie verließ und einen Halbkreis nach vorne durch das Schilf schlug, bis ich wieder auf sie stieß; dann blieb ich stehen und Prinsloo rückte auf ähnliche Weise vor. Diese Methode ist nützlich, um die listige und tödliche Absicht eines verwundeten Büffels zu vereiteln, der auf seiner eigenen Fährte zurückkehrt, eine Position in Sichtweite einnimmt und lautlos auf den Verfolger wartet, der im Glauben folgt, das Wild befinde sich noch vor ihm. Wir kamen so nur langsam voran, als Jantje, der in unserem Rücken auf eine Palme geklettert war – mit dem doppelten Ziel, die Position des Büffels im fünf Fuß hohen Gras auszumachen und außerhalb der Reichweite seiner Hörner zu sein –, plötzlich rief: „Nantsi inyati!“ („Da ist der Büffel!“). Wir erhaschten gerade noch einen Blick auf seine massiven Hörner und seinen Rücken, als er davonstürmte, und feuerten, jedoch ohne Erfolg. Fast zwei Meilen lang folgten wir dem zähen alten Bullen – im Laufschritt, wann immer wir ihn sahen oder genau wussten, wo er war, und in langsamem, vorsichtigem Tempo, wenn er sich im hohen Gras und außer Sichtweite befand –, wobei wir bei jeder Gelegenheit schossen.

Schließlich traf Prinsloo ihn offensichtlich schwer, denn nachdem das Tier einen schmalen, aber tiefen und grasbewachsenen Sumpf durchquert hatte, hielt es vor einem dichten Schilf- und Grasfleck in einem Donga an und wandte sich um. Ich versuchte gerade, den Sumpf weiter unten zu überqueren, und erlangte auf etwa zweihundert Meter eine gute Chance auf sein Blatt. Er brach beim Schuss zusammen, war aber im nächsten Moment wieder auf den Beinen und stürzte ins Schilf. Ich überquerte das Vley auf dem gerade entstandenen Pfad und begab mich zur gegenüberliegenden Seite des Dongas zu einer kleinen Senke an dessen Rand, in der eine dichte Masse aus Schilf, Binsen und Gras wuchs, und warf mehrere Schlammklumpen hinein, um ihn aufzuscheuchen. Da jedoch auf das Klatschen von Wasser und Schlamm keine Bewegung folgte, war ich sicher, dass mein letzter Schuss tödlich gewesen war. So betrat ich das Schilf auf der Fährte, dicht gefolgt von Prinsloo, der mein altes Gibbs .450-Gewehr voll gespannt trug. Jantje und der andere Junge blieben auf dem erhöhten Gelände über dem Donga. Etwa sechs Meter weit drangen wir vor, mit hohen, blutbespritzten Schilfhalmen auf beiden Seiten der Fährte, und fanden uns dann auf etwas offenerem Gelände am abfallenden Ufer des Dongas wieder. Am Fuße der Böschung befand sich etwas schlammiges Wasser, durch das der Büffel gezogen war, und gleich dahinter war eine Wand aus Schilf.

Ich schickte mich gerade an, die Böschung hinunterzusteigen, als Prinsloo, der sich weiter unten am Hang befand als ich, das dunkle

Photo by] [*the Author.*

JANTJE, SACURA, AND GALAZI, OUR GUN-BEARERS.
These three men accompany the Author on all hunting expeditions.

Umrisse des Büffels sah, der hinter dem Schilfvorhang gestellt war. Im nächsten Augenblick, als er sah, dass das Tier zum Angriff ansetzte, rief er: „Daar kom hij!“ („Da kommt er!“) und feuerte, ich fürchte eher aufs Geratewohl; dann stürzte er den Pfad hinunter, auf dem wir vorgerückt waren, und warf sich kopfüber in das Schilf zur Linken. Dies geschah alles in wenigen Augenblicken, doch ich hatte genug Zeit, mein Gewehr an die Schulter zu heben und zu feuern, als der wütende Bulle mit vorgestreckter Nase und zurückgelegten Hörnern durch das Schilf direkt auf mich zustürmte. Während ich schoss, versuchte ich zur Seite zu springen, um dem Angriff zu entgehen, aber meine Füße verhedderten sich im verfilzten Gras und ich fiel auf den Rücken, behielt aber glücklicherweise meinen Griff am Schaft des Gewehrs bei. Mein erster Schuss schien ihn für einen Moment aufzuhalten, doch im nächsten stürmte er den Hang auf mich zu. Ich werde den Blick in seinen wilden Augen nie vergessen. Es war nur das Werk eines Augenblicks, den Kammerstängel meiner Mauser zurückzuziehen und wieder zu schließen, um eine weitere Patrone in das Patronenlager zu schieben. Ich hatte keine Zeit mehr, das Gewehr an die Schulter zu heben; es blieb kaum Zeit, unmittelbar bevor er in Reichweite war, den Abzug mit dem Schaft unter der Achselhöhle durchzuziehen, während ich auf dem Rücken am oberen Ende des abfallenden Geländes lag. Ohne auch nur ein Stöhnen fiel er in seiner Fährte um und rollte mit einem lauten Platschen zwei Meter tiefer in das schlammige Wasser, von einem Kopfschuss getötet.

Mit einem Ruf verkündete ich meinen Erfolg, und Prinsloo erschien auf der Bildfläche; doch erst nach wiederholten Versicherungen, dass der Büffel völlig tot sei, wagten die Jungen den Abstieg in den Donga. Wir schickten Galazi zum Lager, um die anderen Jungen zu rufen, und begannen, unsere Beute zu häuten und zu zerlegen. Es stellte sich heraus, dass es der Büffel war, den ich mit meinem zweiten und dritten Schuss am Hals (nur eine Fleischwunde) und in der Brust (die Kugel passierte zwischen Schulterblatt und

Rippen) getroffen hatte. Meine erste Kugel beim Angriff traf ihn auf der Nase, passierte aber offensichtlich unterhalb des Gehirns, ohne die Halsknochen zu berühren; die zweite drang etwa einen Zoll unter dem linken Auge in den Schädel ein, und da ich auf etwas höherem Boden lag und der Kopf zurückgeworfen war, drang das Teilmantelgeschoss aus Nickel in das Gehirn ein. Neben diesen vier Wunden hatte er sechs weitere, mehr oder weniger schwere Treffer erhalten.

Es war zu spät, um die anderen verwundeten Büffel an jenem Tag zu verfolgen, also kehrten wir ins Lager zurück. Später fand ich die Überreste eines von ihnen und kann nur hoffen, dass die anderen beiden genesen sind. Den Großteil des nächsten Vormittags verbrachte ich damit, die verwundeten Büffel aufzuspüren, musste es aber schließlich aufgeben, da der Nachttau das Blut vom Gras gewaschen hatte. Eine der faszinierendsten und interessantesten Phasen eines Jagdtages ist es, wenn man, nachdem man die frische Fährte von Wild gefunden hat,

"THERE WAS BARELY TIME TO PULL THE TRIGGER WITH THE STOCK UNDER MY ARMPIT."

der Waidmann ihr durch Gras und Sumpf folgt, über steinigen Boden und Ebenen, durch trockene, sandige Flussbetten und in dichten Busch, das Auge stets wachsam für die geringfügigste Verschiebung eines Steins oder einen geknickten Grashalm, die Fährte lesend wie ein Buch. Das Spurenlesen ist eine vollkommene Wissenschaft; ein scharfes Auge, eine gründliche Kenntnis der Tiere und ihrer Gewohnheiten, Ausdauer und ein gesundes Urteilsvermögen sind für den erfolgreichen Fährtenleser unerlässlich. Nur wenige weiße Männer haben es sich zur Aufgabe gemacht, dies zu meistern, und können sich folglich nicht mit den fachkundigen Masarwas oder Buschmännern messen. Ich habe es immer als eine Quelle großen Vergnügens empfunden, mit meinem Gewehrträger dahinzuziehen, flüsternd Meinungen über die Größe des Tieres auszutauschen, dem wir gerade folgten, und darüber zu spekulieren, wie viel Zeit vergangen war, seit es hier passierte, und warum es hier lief und dort scharf nach links abbog, und so weiter. Das Spurenlesen wird naturgemäß am aufregendsten und faszinierendsten, wenn man einem verwundeten Löwen oder Büffel in dichte Deckung folgt und die Aufmerksamkeit zwischen verstohlenen Blicken nach vorn und dem Aufspüren der Schweißfährte auf den

Grashalmen geteilt ist. Ich möchte angehenden Waidmännern raten, dem Spurenlesen besondere Aufmerksamkeit zu schenken; sie werden feststellen, dass solche Kenntnisse nicht nur in der Zukunft von unschätzbarem Wert sein werden, sondern es ihnen auch immer ermöglichen, einen angenehmen Tag im Veld zu verbringen. Es kommt oft vor, dass ein Einheimischer aus einem ihm am besten bekannten Grund auf eine alte Fährte zeigt und dem vertrauensseligen Jäger mitteilt, dass sie bald auf das Wild stoßen würden, wenn sie ihr folgten. Später erkennt der Jäger selbst, dass die Fährte alt ist, und gibt sie nach einer großen Verschwendung von Zeit und Energie auf, die hätte eingespart werden können, wenn er von vornherein in der Lage gewesen wäre, selbst zu unterscheiden, ob die Fährte „frisch" genug für eine Verfolgung war.

Am Nachmittag sah ich einen Trupp von vierzig oder fünfzig Zebras auf einer grünen, offenen Stelle, und da ich ein paar Exemplare erlegen wollte, gab ich zwei Schüsse aus zweihundert und vierhundert Metern Entfernung ab und war glücklicherweise in beiden Fällen erfolgreich. Zebras sollten nicht bloß zum Vergnügen geschossen werden. Belt schoss ein Streifengnu in der Nähe des Lagers. Dies war eines der wenigen Gnus, die wir auf der Cheringoma-Seite des Urema-Flusses nahe seiner Mündung in den Madingue-dingue sahen; auf der Gorongoza-Seite waren sie zahlreich, und ich sah sie nördlich des Mwaredzi-Flusses.

Am nächsten Tag hatten wir nur sehr wenig Jagdglück. Ich feuerte nur einmal auf einen Wasserbock-Bullen, den Belt verwundet hatte. Wir störten einen Leoparden an seinem „Riss" am Rande des Cheringoma-Waldes; wir bekamen ihn jedoch nicht zu Gesicht. Ich nahm die winzigen Hörner des 'mkumbi-Bocks an mich, den er geschlagen hatte, und die Jungen eigneten sich die wenigen Fleischfetzen an, die noch übrig waren. Ich war so töricht, mich von meinem Gewehrträger überreden zu lassen, dass es nutzlos sei, auf die Rückkehr des Leoparden zu warten; er versicherte mir, wir würden weiter vorn sicher Büffel finden. So setzten wir unseren Marsch fort, sahen aber nichts weiter.

Große Ameisenhügel der Termiten (*Termes bellicosus*) übersäen das Land, und da sie eine überraschende Höhe erreichen, sind sie dem Jäger in diesem verwucherten Land eine große Hilfe. Erst in den letzten Jahren wurden Termiten als die Düngemittel der Tropen Afrikas anerkannt, wo die sonnengebackene Erdkruste häufig zu hart ist, als dass Darwins Regenwürmer ihre nützliche Tätigkeit in nennenswertem Umfang ausüben könnten. Sie befreien den Wald von umgestürzten Bäumen sowie trockenen Stümpfen und Ästen, die sonst bald undurchdringlich würden. Reisende und Siedler leiden jedoch häufig schwer unter ihren Verwüstungen; Stiefel, Kleidung, Holzkisten und deren Inhalt, Gewehrschäfte, Zelte und andere Gegenstände können in einer einzigen Nacht gefressen und zerstört werden. Henry Drummond[1], der sich zu diesem Thema äußerte, sagt: „In vielen Teilen Afrikas glaube ich, dass, wenn ein Mann sich mit einem Holzbein schlafen legen würde, dieses am Morgen ein Haufen Sägemehl wäre." Da selbst härtestes Holz von ihnen zerstört wird, sollte der Reisende seine Waren in Blechbehältern oder -kisten aufbewahren.

Am nächsten Morgen traf der Jäger im Lager ein, den mir der Kommandant von Cheringoma zu schicken versprochen hatte, und da er einen unaussprechlichen Namen hatte, taufte ich ihn kurzerhand „Sacura", nach dem Kraal, aus dem er stammte. Nach dem Frühstück überquerten wir den Sabassa-Fluss und drangen ein Stück weit im sandigen Bett des Lubiji vor, sahen aber nur einen Trupp Paviane. Dann betraten wir den Dschungel am rechten Ufer und hielten auf den Sacura-Kraal zu, sahen aber kein Wild, obwohl Fährten an manchen Stellen reichlich vorhanden waren. Auf dem Rückweg zum Lager folgten wir dem linken Ufer des Urema-Flusses und sahen einen Wasserbock-Bullen und etwa zwanzig Kühe. Ich gab einen Schnappschuss auf den Bullen ab, verfehlte ihn jedoch.

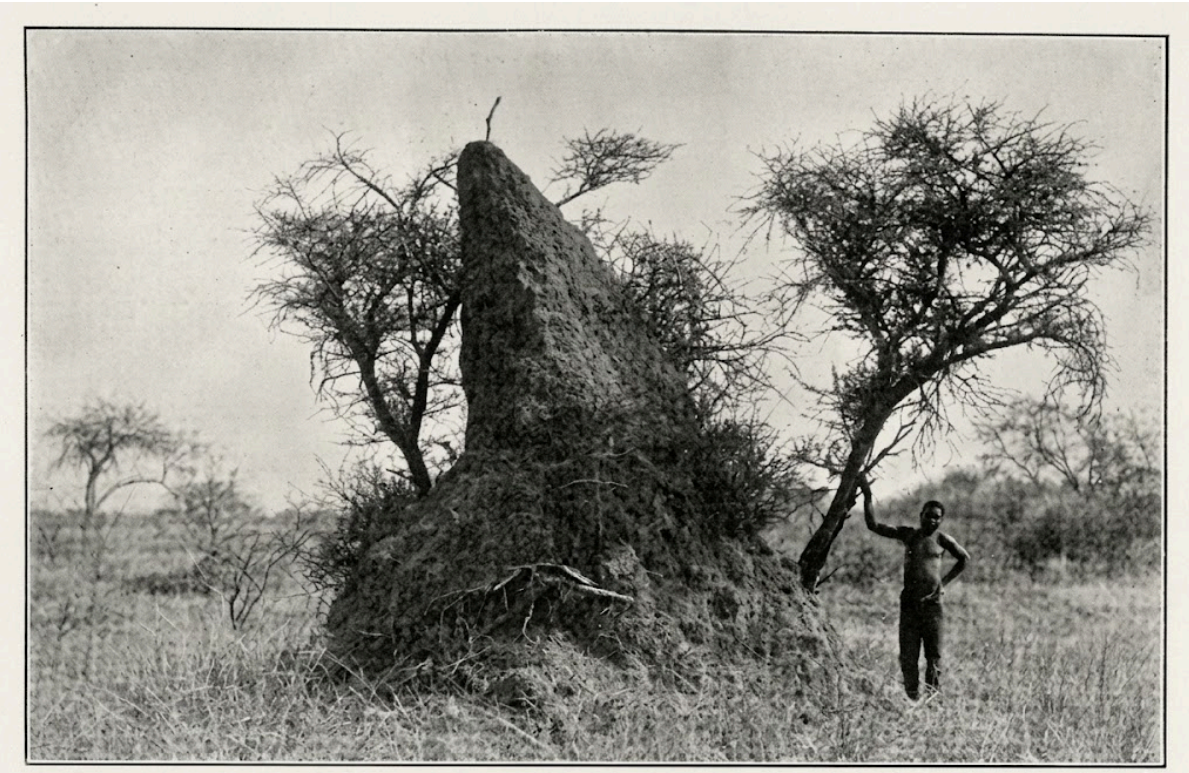
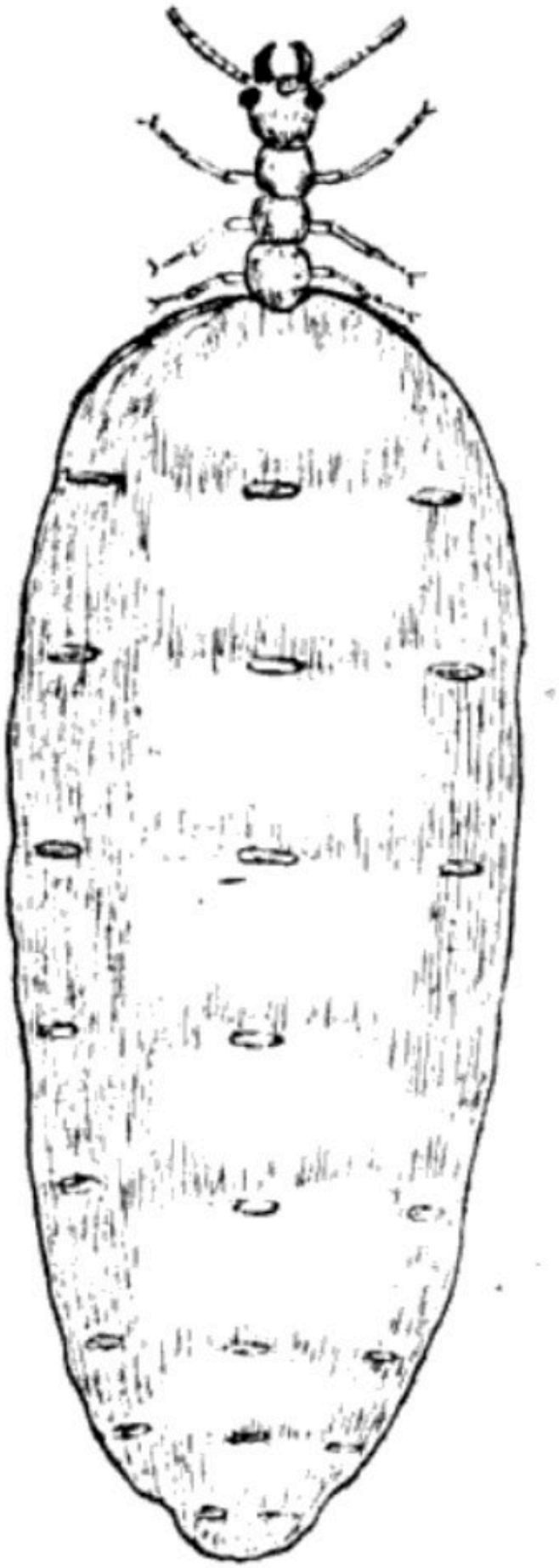


Photo by] ANT HEAP, SEVENTEEN FEET HIGH. *[Mr. H. Exton.*

An jenem Abend holte Jantje, den mein Freund als Gewehrträger ausgewählt hatte, eine Marimba hervor und gab süße Musik zum Besten, während wir vor unserem Lagerfeuer ein gebratenes Perlhuhn verzehrten. Er besaß ein ausgeprägtes Gespür für Musik; wenn er nicht im Lager war, vermissten wir die weichen, melodiösen Klänge seiner Marimba. Häufig bin ich mit ihrer Musik in den Ohren eingeschlafen, nur um am nächsten Morgen aufzuwachen und träge einer heiteren Morgenmelodie sowie dem Gezwitscher der Vögel in dem großen Umsekeri-Baum nahe dem Zelt zu lauschen. Keiner von uns wurde müde, ihr zuzuhören. Galazi, Sacura und mehrere andere Jungen zupften gelegentlich an den Tasten, doch keiner von ihnen legte so viel Gefühl in sein Spiel oder beherrschte so wohlklingende und angenehme Variationen wie Jantje. Während ich dies schreibe, habe ich ebendiese Marimba und ihre Resonanzschale aus einer Kalebasse vor mir; denn nach einigem Feilschen wurde ich ihr stolzer Besitzer. In meiner Vorstellung sehe ich Jantje auf dem Bauch liegen oder mit dem Instrument zwischen den Beinen vor dem Feuer sitzen und höre eine vertraute Melodie aus seiner eigenen Feder, während er geschickt die Tasten bedient. Die Marimba besteht aus einer Anzahl flacher, leicht gebogener Eisenzungen (gewöhnlich sechzehn, glaube ich) von unterschiedlicher Länge, die in zwei Reihen an einem Ende eines kleinen, hohlen hölzernen Resonanzbretts befestigt sind. Diese Tasten sind durch einen Holzsteg leicht vom Brett abgehoben.



ERMITE QUEEN (*Termes bellicosus*) (natural size).

Oft sind Blechstücke oder Muscheln lose mit einer Schnur oder einem Stück Draht und einer Perle am Resonanzbrett befestigt, sowohl zur Verzierung als auch um einen leichten Vibrationston zu erzeugen, wenn eine Taste mit dem Daumen gezupft wird. Das Instrument wird vom Spieler entweder in beiden Händen gehalten oder in eine große Kalebassenschale gelegt, was den Klang erheblich verbessert, und die Eisenzungen werden mit den Daumen bedient. Es war das einzige Musikinstrument, das diesen Namen verdiente, welches ich bei den Eingeborenen von Gorongoza oder Cheringoma sah. Es wird jedoch nicht von ihnen hergestellt, sondern, wie ich glaube, von den am Sambesi lebenden Stämmen bezogen. Wie F. V. Kirby sagt: „In einem Salon wäre sie fehl am Platz, doch gespielt von den flinken Fingern eines dunkelhäutigen Musikers im Schein des Lagerfeuers, hat die Marimba keine Rivalin.“

Photo by] [*the Author.*

THE LALA PALM.

Die Hyphaene-Palme (*Hyphaene crinita*; Lala der Zulus, Gurangwe der Einheimischen von Cheringoma) ist ein schöner Baum, der sowohl im Zululand als auch an der Ostküste vorkommt. Ihre mattgrünen Blätter sind stark gerippt und ähneln in ihrer Form einem Fächer. Im Zululand wächst die durchschnittliche Lala-Palme nicht zu einem sehr hohen Baum heran, aber in Cheringoma und Gorongoza habe ich Bäume gesehen, die, wie ich sagen würde, gut vierzig Fuß hoch waren. In einigen Gegenden recken ganze Haine von ihnen ihre anmutigen Wedel hoch über das umgebende Wachstum hinaus und verleihen der ansonsten merkmallosen Landschaft eine eigentümliche östliche Schönheit. Die Frucht, die in sattbraunen Büscheln herabhängt, hat etwa die Größe einer kleinen Orange, eine unregelmäßig ovale Form und einen eigentümlichen, glänzenden Schliff. Wenn sie reif ist, ist der Kern hart; wird er aus der Schale entfernt und einige Zeit der Lufteinwirkung ausgesetzt, wird er fast so hart wie Elfenbein, dem er in gewissem Maße ähnelt; daher wurde er als „pflanzliches Elfenbein“ bezeichnet. Die Einheimischen fertigen gelegentlich Schnupftabakdosen an, indem sie ihn vorsichtig aushöhlen, solange er noch halbwegs weich ist. Die äußere Hülle

Photo by] [*the Author.*

LALA PALM TREES. THE STUMPS ON THE RIGHT ARE PALM STEMS, THE FRONDS LOPPED TO TAP THE TREE. A SMALL ROUND POT AND ITS COVER SEEN ON TOP OF ONE STEM.

Die äußere Schale der Frucht, etwa einen Viertelzoll dick, ist weich und leicht schwammig; sowohl Einheimische als auch Paviane und andere Tiere essen sie, aber die Hülse zwischen ihr und dem Kern ist so hart und kompakt, dass es keine leichte Aufgabe ist, sie selbst mit einer Axt zu spalten. Die Einheimischen gewinnen den sogenannten „Palmwein“ (*Bezulu* der Zulus, *Itshema* der Einheimischen von Cheringoma), indem sie den Baum anzapfen. Es schmerzt mich immer, wenn ich diese einheimischen Plantagen durchquere, die rücksichtslose und unvorsichtige Art zu sehen, in der das Anzapfen der Palmen durch die Bewohner von Cheringoma und Gorongoza erfolgt. Sie schlagen den Palmenkopf grob ab, berauben ihn gänzlich seiner anmutigen, grünen Wedel und zapfen ihn an, bis er stirbt – eine Vorgehensweise, die sich stark von der klügeren Methode der Zulus unterscheidet, die den Baum für künftige Nutzungen schonen, indem sie nur wenige kleine Einschnitte in den Stamm machen und nur eine begrenzte Menge des Saftes entnehmen.

An der Ostküste erfolgt das Anzapfen auf folgende Weise: In den Stamm des Baumes werden in Abständen von einigen Fuß Einkerbungen geschnitten, um das Hinaufklettern zu ermöglichen; dann werden die Wedel gekappt und die Spitze des Stammes sorgfältig beschnitten und zugestutzt, sodass der gesamte austretende Saft in eine kleine Kerbe oder Furche läuft. Von dort wird er über ein kleines Stück getrockneter Palmenrinde in einen kleinen töpfernen Krug der Einheimischen geleitet, der mittels eines Bandes oder Strickes aus getrockneten Palmenblättern nahe der Stammspitze befestigt ist. Eine kappen- oder deckelartige Haube in Form eines Wellington-Hutes, geflochten aus Streifen von Palmenblättern, wird dann über die Stammspitze und den schwarzen Krug gestülpt, um den Saft vor Insekten und Staub zu schützen (siehe Abbildung). Jeden Morgen und Abend sucht der Besitzer die Palmen auf, wobei er eine große Kalebasse und ein Messer bei sich trägt. Nachdem er erstere mit einer Schnur an seinem Körper befestigt hat, erklimmt er auf agilste Weise den hohen Stamm, nimmt die Abdeckung ab, gießt den Inhalt des Kruges in die Kalebasse und setzt dann Krug und Hut wieder auf. Falls nötig, beschleunigt er den Saftfluss, indem er eine weitere Schicht oder dergleichen von der Stammspitze abträgt. Dann steigt er mit der Kalebasse herab. Der Saft kann getrunken werden, sobald er vom Baum genommen wird, aber die Einheimischen bewahren ihn gewöhnlich ein oder zwei Tage lang auf, wonach er recht stark und berauschend wird.

Die faserigen Blätter der Lala-Palme werden von den Einheimischen zur Herstellung eines groben, aber sehr starken Seils verwendet, ebenso wie für ihre Mafumbas und Körbe und für viele andere nützliche Zwecke. Es ist ein äußerst nützlicher Baum für den Einheimischen, der ihn mit Wein, Nahrung, Decken, Seilen, Schmuck usw. versorgt.[1] Auch die Borassus-Palmen (Borassus flabelliformis) sind wunderschöne Bäume. Ich habe

nie eine vermessen, aber ich bin sicher, einige gesehen zu haben, die zwischen siebzig und achtzig Fuß hoch gewesen sein müssen. Ihre Stämme haben einen Umfang von drei bis sechs Fuß und sind gewöhnlich völlig senkrecht, glatt und glänzend. Ihr seltsamstes Merkmal ist der vergrößerte Umfang des Stammes auf halber Höhe; in der Mitte ist er um fünfzig Prozent dicker als oben und unten. Soweit mir bekannt ist, kommen sie im Zululand nicht vor; selbst im portugiesischen Südostafrika habe ich sie nirgends sehr zahlreich gesehen.

Photo by] [*the Author.*

PALM TREES.

KAPITEL III

FLUSSPFERDJAGD IM UREMA-FLUSS

Verbreitung der Flusspferde – Rücksichtsloses Abschlachten durch Einheimische – Günstiges Gelände für Flusspferde – Flusspferdjagd als mäßiger Sport – Die tödliche

Stelle – Unbefriedigende Aspekte – Eine Abendjagd – Flusspferd erlegt – Abschleppen flussabwärts – Aufregung der Einheimischen – Das Zerlegen – Wesen des Flusspferdes – Gordon Cummings Erfahrungen – Ein perfekter Amphibie – Ein sehr scheues Tier – Gewohnheiten – Pfade – Ein falsch dargestelltes Tier.

DAS Flusspferd (*Hippopotamus amphibius*) kommt noch in den meisten Flüssen des portugiesischen Südostafrikas vor, aber während der Trockenzeit ist der Urema, ein Nebenfluss des Madingue-dingue – dem nördlichen Arm des Pungwe –, ein besonders bevorzugter Aufenthaltsort, vor allem in seinen Oberläufen und den Lagunen und Sümpfen entlang seines Tals. Bei einer Gelegenheit, als ich verborgen im Schilf lag, sah ich nicht weniger als acht dieser großen Tiere, die sich keine fünfzig Meter von mir entfernt in einem großen Tümpel oder Altwasser des Flusses tummelten; während aus den umliegenden Sümpfen andere auf ihre eigentümliche Weise brüllten und grunzten, während sie sich langsam näherten, um ihre abendlichen Waschungen zu genießen.

Flusspferde finden sich immer noch im Pungwe-Fluss – eines Abends sahen wir vier nahe seiner Einmündung in den Bijimitibi –, aber man kann nicht sagen, dass sie auf den letzten vierzig Meilen seines Verlaufs zahlreich wären. Als die Eisenbahn von Beira nach Salisbury gebaut wurde und Fontesville die Endstation war, wurde von den vielen Booten, die den Fluss auf- und abfuhren, wahllos auf Flusspferde geschossen, sodass sie gezwungen waren, in den Lagunen und schilfbewachsenen Sümpfen entlang der Flüsse Madingue-dingue und Urema Zuflucht zu suchen. Da die Eisenbahn jedoch bis nach Beira verlängert wurde, ist praktisch jeglicher Verkehr auf dem Pungwe-Fluss zum Erliegen gekommen, und nur gelegentlich wird der Behemoth in seinem wässrigen Spielplatz von einem umsichtigen Waidmann gestört; doch ich bedaure sagen zu müssen, dass mit Gewehren bewaffnete Einheimische im Auftrag des einen oder anderen portugiesischen Beamten auf sie schießen. Manchmal greifen sie die Flusspferde von ihren Kanus aus an, wenn sie sie gegen Sonnenuntergang in den Tümpeln oder Altwassern des Flusses finden, aber häufiger liegen sie im Hinterhalt im Schilf und den Binsen, die bis direkt ans Wasserufer wachsen, und geben „Fangschüsse“ auf sie ab, während sie im Wasser sind oder sich dem Tümpel nähern oder ihn verlassen. Große Zahlen werden jährlich

Photo by] [*Mr. N. Morgan.*

NATIVES COLLECTING EDIBLE WATER PLANTS.

getötet auf diese Weise. Während ich mich in Sumaqueza aufhielt, dem Hauptquartier des Kommandanten des Distrikts Cheringoma, sah ich nicht weniger als sechzehn Köpfe im Fluss liegen (damit die Fische sie von Fleisch und Fett reinigen konnten), das Ergebnis eines einzigen Ausflugs der Einheimischen auf dem Urema-Fluss. Diese Köpfe gehörten meines Wissens dem Kommandanten oder wurden möglicherweise für die Mozambique Company gesichert. Abgesehen von dem Fleisch und Fett, das von den Einheimischen gierig verzehrt wird – selbst wenn es bereits eine grünlich-gelbe Farbe angenommen hat und sich in einem fortgeschrittenen Zustand der Verwesung befindet –, scheinen der Schädel und die Zähne die einzigen Teile des Tieres zu sein, die überhaupt behalten oder verwertet werden. Die Haut, die von den Buren und Kolonisten in Südafrika zur Herstellung ihrer unzerbrechlichen Sjamboks so hoch geschätzt wird, wird ebenso weggeworfen wie die Füße, aus denen viele nützliche und dekorative Gegenstände gefertigt werden könnten.

Während wir in Gorongoza am Madingue-dingue waren, sah Belt eine Reihe von Flusspferdköpfen, die gerade von den Einheimischen erbeutet worden waren, und weiter nördlich, nahe der Mündung des Mwaredzi in den Urema-Fluss, stieß ich eines Tages auf einen Lagerplatz, den eine Gruppe einheimischer Jäger vor Kurzem verlassen hatte und der mit Überresten von Flusspferden übersät war. Würden die Einheimischen einen angemessenen Prozentsatz der tatsächlich verwundeten Tiere auch erlegen, wäre die Schwere dieses schrecklichen Abschlachtens etwas gemindert; doch ich befürchte, dass auf jedes gesicherte Tier mehr als ein halbes Dutzend verwundete kommen, die in den Sümpfen umherirren, um eines langsamen Todes zu sterben oder mit klaffenden, eiternden Wunden umherzuziehen. Den Einheimischen ist es jedoch nicht erlaubt zu schießen, es sei denn, die Portugiesen weisen sie dazu an. Ein Einheimischer, der mir einen Flusspferdkopf verkaufen wollte, erzählte mir, er würde bestraft werden, wenn der Kommandant erführe, dass er ihn in seinem Besitz habe.

Wären da nicht diese periodischen Überfälle durch die einheimischen Angestellten der Portugiesen, bin ich zuversichtlich, dass das Flusspferd in dem fraglichen Gebiet noch in

einem Jahrhundert

Photo by] [*the Author*.

HIPPO HEAD ON THE PUNGWE RIVER.

in ein oder zwei Jahrhunderten zu finden wäre. So aber befürchte ich, dass seine Bestände schließlich empfindlich dezimiert werden, auch wenn es sich in die Lagunen und Sümpfe weiter nördlich zurückzieht und in deren fast undurchdringlichen Verstecken ein gewisses Maß an Sicherheit findet. Da ein Flusspferdkopf nur von geringem Wert ist, hege ich die Hoffnung, dass mein Freund, der jetzige Kommandant von Cheringoma, und andere Beamte in naher Zukunft diese massenhafte und wahllose Zerstörung als unnötig und unerwünscht ansehen werden.

Alles in allem ist die Flusspferdjagd eine sehr mäßige sportliche Angelegenheit. Ein Waidmann, der einmal sein natürliches Verlangen gestillt hat, den Behemoth zu den Erlegten zu zählen, wird kaum einen weiteren Angriff auf diese Art unternehmen, es sei denn, seine Gefolgschaft benötigt Fleisch und kein anderes Wild ist in der Nähe. Das Element der Gefahr, das bei der Verfolgung des Büffels oder des Löwen stets präsent ist und den Jäger mit angenehmer Erregung erfüllt, fehlt beim Schießen auf Flusspferde aus einer verborgenen Position und ist von einem Kanu oder Boot aus vergleichsweise gering. Präzises Schießen ist jedoch erforderlich, da in der Regel nur der Kopf sichtbar und das Gehirn sehr klein ist. Wenn die Kugel nicht in das Gehirn eindringt oder die Hirnschale beschädigt, tritt der Tod nicht sofort ein, und das verwundete Tier wird entkommen, um vielleicht einen langsamen, schmerzhaften Tod zu sterben.

Das Gehirn befindet sich zwischen dem Ohr und dem Auge, sodass sich ein einfacher tödlicher Schuss bietet, wenn ein Flusspferd die volle Breitseite seines Kopfes zeigt. Wenn es dem Jäger direkt zugewandt ist oder von ihm wegblickt, wobei dieser sich etwas über dem Wasserspiegel befindet, ist der Schuss schwieriger und erfordert ein gewisses Urteilsvermögen. Von vorne sollte die Kugel zwischen den Augen und eher tief angesetzt werden; von hinten genau zwischen den Ohren und nicht zu hoch. Wenn der Jäger auf gleicher Höhe mit dem Wasser ist und das Flusspferd ihm den Kopf flach auf der Oberfläche entgegenstreckt, erreicht eine Kugel das Gehirn, wenn sie durch eines der Nasenlöcher gefeuert wird. An Land ist eine gut platzierte Kugel auf oder direkt hinter das Blatt tödlich.

Es gibt einige sehr unbefriedigende Aspekte bei der Flusspferdjagd. Nachdem das Tier versunken oder lautlos unter dem Wasser verschwunden ist und Ihre Kugel es offensichtlich getötet hat, müssen Sie möglicherweise mehrere Stunden warten, bis Sie das Ergebnis tatsächlich kennen. Gewöhnlich vergehen drei bis sechs Stunden, bis der Kadaver aufschwimmt; die Zeit hängt von der Wassertemperatur und dem Zustand des Tieres ab. Da Sie es aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Sonnenuntergang geschossen haben, müssen Sie anscheinend erfolglos ins Lager zurückkehren und den nächsten Morgen mit der Suche nach dem Kadaver verbringen. Die folgenden Auszüge aus den Schriften von Gordon Cumming[1] veranschaulichen die unbefriedigende Natur der Flusspferdjagd: „Ich jagte ihm die Kugel ins Gehirn, woraufhin er einen Moment an der Oberfläche zappelte und dann auf den Grund sank. Dort blieb er höchstwahrscheinlich nur eine halbe Stunde, aber in wenigen Minuten brach die Nacht herein, und ich hatte so die bittere Enttäuschung, mein Flusspferd zu verlieren – das zweite, das ich geschossen hatte." Und weiter: „Ich schoss eines und jagte ihm drei Kugeln in den Kopf, woraufhin es sank, aber da die Nacht hereinbrach, verloren wir es." Ähnliche Einträge wie die obigen sind im Tagebuch eines Waidmanns nicht ungewöhnlich. Dann kommt es oft vor, dass das erste Flusspferd, das Sie getroffen haben, so versunken ist, dass Sie keineswegs sicher sind, ob es tot ist. Da Sie darauf bedacht sind, eines zu erbeuten, fühlen Sie sich berechtigt, auf ein weiteres zu schießen; und so weiter, bis Sie mehrere verwundet haben; und selbst dann können Sie sich des Ergebnisses oft nicht sicher sein. Wenn ein Flusspferd in einem großen Fluss geschossen wurde, wird der Kadaver oft während der Nacht von der Strömung fortgeschwemmt und geht Ihnen verloren. Darüber hinaus ist es oft absolut unmöglich, einem verwundeten Flusspferd in die undurchdringlichen Sümpfe zu folgen, in die es sich mit Sicherheit zurückzieht.

Eine Beschreibung meiner Jagd am Nachmittag des 16. Juli und am darauffolgenden Morgen soll dazu dienen, eine Vorstellung von der üblichen Art der Flusspferdjagd in den Flüssen des portugiesischen Südostafrikas zu vermitteln.

Ich verließ unser Lager am Urema-Fluss an jenem Nachmittag um vier Uhr in Begleitung von Sacura. Nachdem wir in einem winzigen Einbaum-Kanu der Einheimischen, das unser Freund, der Kommandant, uns während unseres Aufenthalts im Land zur Verfügung gestellt hatte, auf die Gorongoza-Seite des Flusses übergesetzt hatten, machten wir eine Runde durch das lange grüne Gras in der Hoffnung, auf Wild zu stoßen, und hielten dann wieder auf den Fluss zu. Der Urema-Fluss fließt in südlicher Richtung, nimmt aber etwa drei Meilen oberhalb der Stelle, an der unser Lager aufgeschlagen war, für etwa zwei Meilen einen südöstlichen Verlauf und biegt dann wieder nach Süden ab. So bildet sich direkt hinter der ersten Biegung ein großer Tümpel oder ein Altwasser. Hier sah Sacura bald den Kopf eines Flusspferdes; im selben Moment, als ich vorsichtig über die Grasspitzen spähte, meinen Filzhut tief in die Stirn gezogen, sah ich ein weiteres mit einem lauten Schnauben auftauchen.

[1] *Five Years' Hunting Adventures in South Africa* (vollständige Volksausgabe), S. 259, 256.

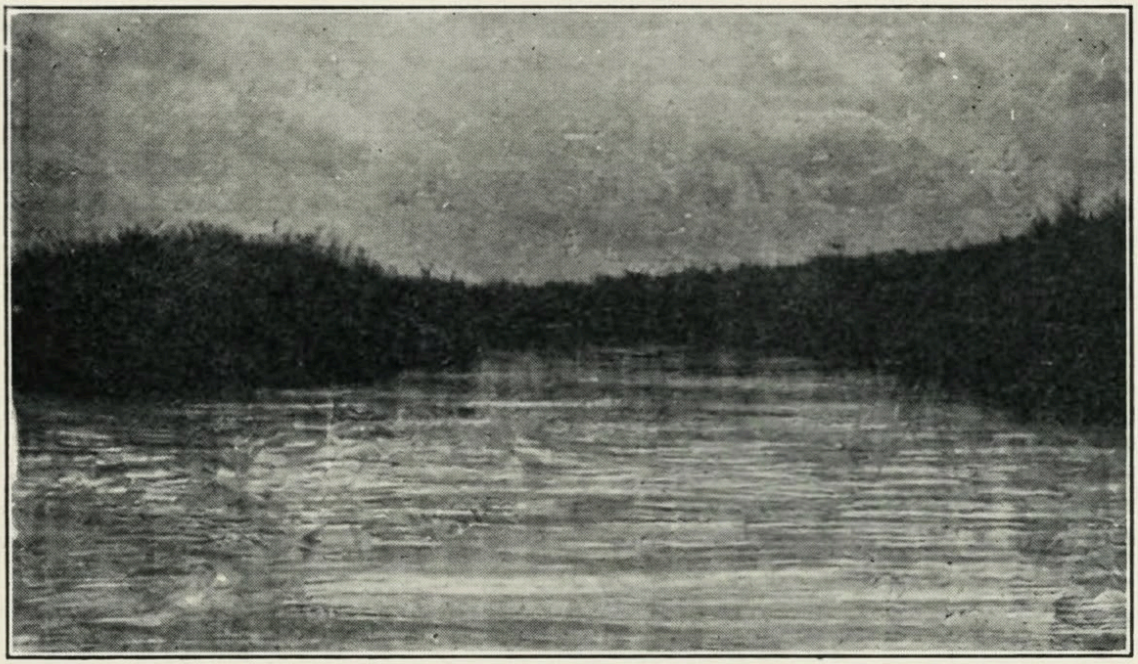


Photo by] [*the Author.*

THE UREMA RIVER NEAR OUR CAMP.

Da das nächste Tier zweihundert Meter entfernt war, zogen wir uns von unserer Position zurück. Nachdem wir die Windrichtung geprüft hatten, gingen wir ein kurzes Stück zurück und hielten dann auf ein dichtes Schilfgebüsch weiter oben am Fluss zu. Als wir uns dem Wasser näherten, mussten wir mit größter Vorsicht vorgehen und sorgfältig trockenes Schilf oder alles vermeiden, was unter den Füßen knacken oder an unseren Körpern rascheln könnte. Ich hatte gerade die Führung übernommen und war nur noch wenige Meter vom Wasser entfernt, als sich vor mir mit seinem scharfen, krächzenden Ruf ein „Hadada"-Ibis (*Hagedashia hagedash*) vom Ufer erhob und flussaufwärts davonflog, wobei er seinen Warnruf ausstieß; ein paar Silberreiher und andere Vögel folgten ihm bald darauf. Einen Moment später gab es ein leises Platschen und dann noch eines, und ich wusste, dass ein paar Krokodile vom warmen Sandstreifen in den Strom geglitten waren; ein Flusspferd schnaubte laut, als es seinen Kopf über das Wasser hob und dann verschwand. Sacura und ich standen wie aus Stein gemeißelt hinter unserem Schilfvorhang. Mehrere Minuten lang verharrten wir so und wagten kaum, unsere Köpfe zu drehen, bis schließlich ein halbes Dutzend Enten, die durch den Ruf des Hadadas aufgeschreckt worden waren, nach mehrmaligem Hin- und Herfliegen zum Tümpel zurückkehrten und wir erneut vorsichtig vorrückten.

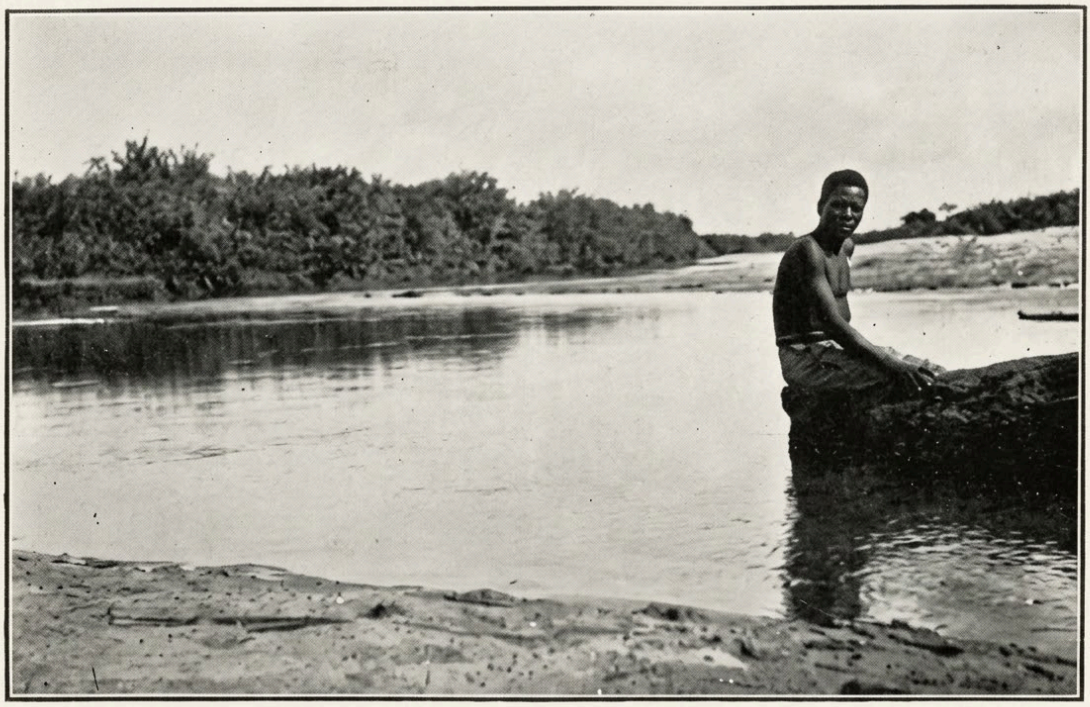


Photo by] [*the Author.*

ANOTHER VIEW OF THE UREMA RIVER.

Indem ich mich hinkniete und das Schilf mit der Mündung meines Gewehrs beiseite schob, wartete ich darauf, dass ein großes Flusspferd seinen Kopf zeigte. Bald darauf tauchte eines mit einem schnaubenden Geräusch auf, war aber fast augenblicklich wieder verschwunden; dann hob ein größeres Tier den Kopf und hielt ihn einige Zeit an der Oberfläche, und ich hörte mehrere Tiere flussauf- und flussabwärts blasen und schnauben. Schließlich streckte ein ziemlich großes Tier in etwa fünfzig Metern Entfernung seinen Kopf empor, blickte direkt von mir weg und entblößte seine zuckenden kleinen Ohren über dem Wasser. Im nächsten Moment feuerte ich. Die Kugel schlug mit einem dumpfen Schlag ein, und das getroffene Tier hob Kopf, Hals und Schultern aus dem Wasser und verschwand, bevor ich erneut feuern konnte, wobei es das Wasser purpurrot färbte.

Mit diesem einen Schuss (dessen Knall keineswegs laut war) schien die gesamte Vogelwelt des Flusses in unserer Nähe aufzufliegen – Hadadas, Schattenvögel, Reiher, Ibisse, Rallen, Krickenten, Enten und Sporengänse sowie viele andere Vögel. Dann streckte das verwundete Flusspferd für eine Sekunde seine große, quadratische Schnauze über das Wasser; aber ich feuerte nicht, da ich ihm an diesem Teil des Kopfes unmöglich eine tödliche Wunde hätte zufügen können. Bald darauf tauchte es an fast derselben Stelle auf und zeigte seinen gesamten Kopf über der Oberfläche, wobei es in einem Anfall von Schmerz und Wut sein blutiges Maul öffnete und schloss. Ich war an Land sicher, oder glaubte es zumindest; daher war das Jagderlebnis nicht so gut, wie es in einem schwankenden Kanu gewesen wäre; obwohl es dann vielleicht zu aufregend gewesen wäre, mit dem wütenden Flusspferd und den Dutzenden von Krokodilen, die das Blut sicher an die Stelle locken würde. Ich feuerte hastig, und der Kopf verschwand. Nach den Wellen auf der Wasseroberfläche zu urteilen, war ich sicher, dass sich das Flusspferd wegbewegte. Nach einer Weile hob sich vierzig Meter weiter flussaufwärts für einen Moment eine Schnauze, von der ich glaubte, sie gehöre dem verwundeten Tier. Bald darauf hörte ich ein Blasen etwas weiter oben, bahnte mir meinen Weg durch das Schilf in diese Richtung und sah bald den Kopf eines Flusspferdes in Breitseite, etwa fünfzig Schritte entfernt. Sorgfältig zwischen das rechte Ohr und das Auge zielend, betätigte ich den Stecher. Im

nächsten Moment schlug das Flusspferd Purzelbäume und vollführte schier endlose Drehungen im Wasser. Ich feuerte, wann immer sich eine Gelegenheit bot. Schließlich verschwand der Kopf und tauchte, soweit ich sehen konnte, nicht wieder auf; da jedoch ein Stück weiter Schilf und Seerosen waren, war ich mir der Beute keineswegs sicher; es hätte seine Schnauze behutsam hinter einem dieser Schirme heben und atmen können, ohne zu blasen, wie sie es manchmal listig tun. Nach der Art und Weise zu urteilen, wie sein Kopf verschwand, glaubte ich nicht, dass meine Kugel das Gehirn erreicht hatte. Auf diese Weise habe ich, was mir leid tut, drei Tiere verwundet.

Da die Nacht schnell hereinbrach, machten wir uns ohne weitere Verzögerung auf den Weg zum Lager. Es war ein mühsamer Marsch im Dunkeln; mal stapfte man in einem Sumpf umher, mal stolperte man auf einem unebenen Flusspferdpfad, die ganze Zeit über von Moskitos geplagt. Schließlich fand mein Führer den Weg zu der Stelle am Flussufer, wo wir das Kanu gelassen hatten, mit dem wir übersetzten und bald wieder im Lager waren.

Am nächsten Morgen, beim ersten Ruf eines Frankolins, der in der Nähe Quartier bezogen hatte, waren Prinsloo und ich bereits unterwegs. Nachdem wir das Lager geweckt und hastig gefrühstückt hatten, machten wir uns in Begleitung von zwanzig Jungen auf die Suche nach den Flusspferden. Nachdem wir sicher auf der anderen Flussseite abgesetzt worden waren, schickten wir zwei der Jungen im Kanu flussaufwärts mit der Anweisung, gut Ausschau zu halten. Wir waren vielleicht eine halbe Stunde gelaufen, als mehrere Rufe flussabwärts den scharfhörigen Einheimischen verkündeten, dass die Jungen im Kanu den Kadaver eines der Flusspferde gefunden hatten. Als wir an der Stelle ankamen, fanden wir es im Wasser liegend, verfangen im überhängenden Gebüsch und Schilf auf der Cheringoma-Seite des Flusses. Die Aufregung der Jungen, als sie den großen Amphibien sahen und an das Festmahl aus guten Steaks und Fett dachten, kannte keine Grenzen.

Wir ließen unsere Beute dort, wo sie war, und gingen am Ufer des Tümpels flussaufwärts, wobei das Kanu folgte, konnten aber keine Spur der anderen verwundeten Tiere finden. Falls eines von ihnen im Fluss gestorben ist, ist es möglich, dass sie an unserem Lager vorbeigetrieben wurden; aber ich glaube es nicht, denn unterhalb der Stelle, an der wir den einen Kadaver gefunden hatten, gab es mehrere recht flache Stellen, an denen sie gestrandet wären. Das Tier, das wir fanden, war gut eine Meile flussabwärts getrieben und unterhalb der Einmündung des Sabassa in den Urema auf Grund gelaufen.

Als wir zu der Stelle zurückkehrten, an der unsere Beute lag, stellten wir fest, dass die Jungen im Kanu ein Seil um eines der Hinterbeine gebunden hatten, in der Absicht, den Kadaver flussabwärts zu einer Stelle nahe dem Lager zu ziehen, wo er zerlegt werden sollte; doch so sehr sie sich auch auf ihre langen Stoßstangen stemmten, sie konnten die große Masse nicht bewegen. Als drei oder vier der Jungen auf die andere Seite übergesetzt worden waren, gelang es ihren vereinten Anstrengungen schließlich, ihn von der Sandbank, auf der er teilweise ruhte, in tieferes Wasser zu bringen. Das Kanu nahm ihn nun in Schlepptau, aber er war noch nicht weit gebracht worden, als er in flaches Wasser geriet und strandete, und ein halbes Dutzend Jungen den Bootsleuten helfen musste, indem sie ihn immer wieder umwälzten.

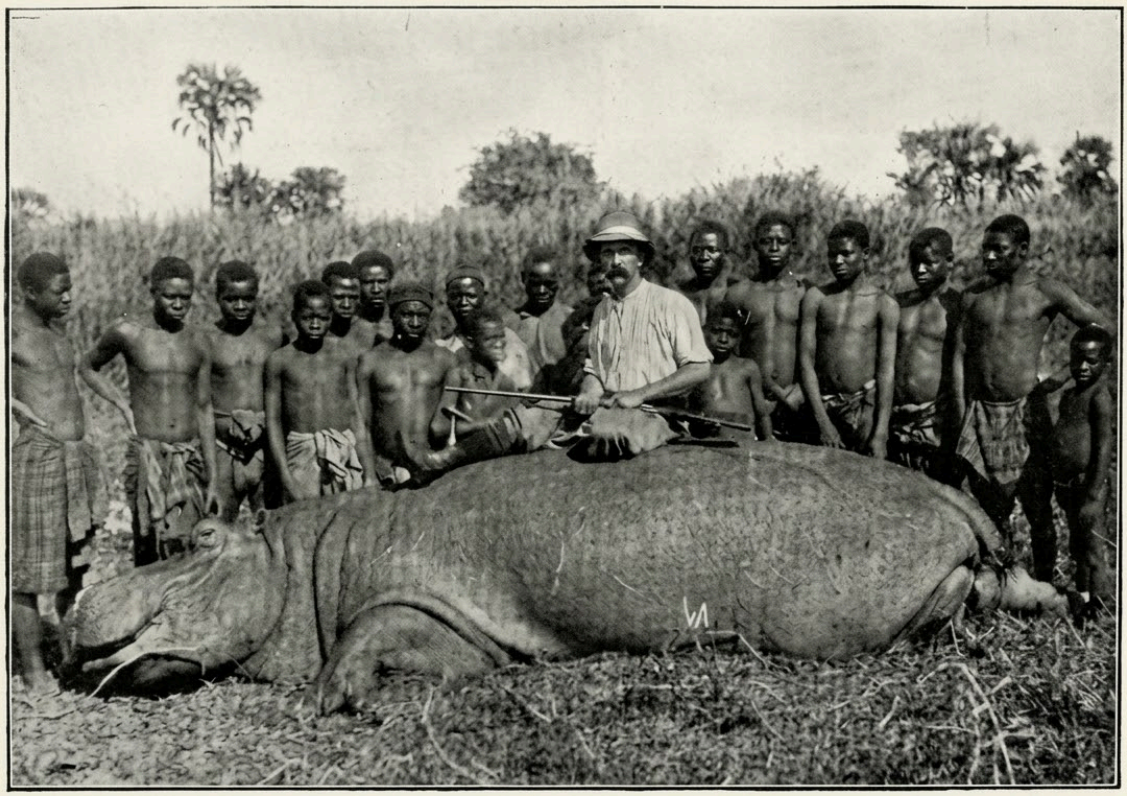


Photo by] HIPPO SHOT IN THE UREMA RIVER. [*Mr. P. A. Krantz.*

wie ein Fass flussabwärts. Einige der Jungen wollten wegen der Krokodile zunächst nicht ins Wasser gehen, aber ein kleiner, gegen Mafungas Rippen geführter *coup de pied* vertrieb bald alle Ängste vor den „Schelms“ („Schuften“ – den Krokodilen) aus seinem Geist und dem seiner Gefährten. Es bestand jedoch kein Risiko, dass Krokodile sie angriffen, da das Wasser an dieser Stelle sehr flach war. Es war höchst amüsant zu beobachten, wie die Jungen am Kadaver zogen, zerten und schoben und dabei mit ihrem nasalen „He-hoor, he-hoor, he-hoor“ einen schrecklichen Lärm machten. Kabalvanhenga, der lauteste Junge der Bande, saß rittlings auf dem schlüpfrigen Kadaver, und als die Jungen ihn plötzlich umwälzten, rutschte er ins Wasser, sehr zur Freude und Belustigung der Zuschauer. Schließlich waren die Untiefen überwunden, und Tom, der Bootsmann, nahm seine seltsame Fracht in Schlepptau und fuhr flussabwärts in Richtung Lager.

Nachdem der Kadaver an der Stelle gestrandet war, an der wir ihn zu zerlegen gedachten, setzte Tom uns in Gruppen von drei oder vier Personen über den Fluss, und wir rollten die große Kuh – denn als solche entpuppte sie sich – auf eine Sandbank außerhalb des Wassers. Der kleine Mesente trat dann vor und ergriff zu meiner Überraschung seinen rechten Fuß am Spann, legte ihn hinter seinen Kopf und tanzte auf seinem linken Bein einen Jig; dann nahm er das rechte Bein aus seinem Nacken und vollführte dieselbe Darbietung mit dem linken Fuß hinter dem Kopf, wobei er auf seinem rechten Bein herumhüpfte. Es war wirklich eine beachtliche Leistung. Die Jungen klatschten in die Hände, und es entstand ein wahres babylonisches Stimmengewirr. Diese Demonstration seitens Mesentes war möglicherweise als Zeichen seiner Wertschätzung für meine Jagdkunst gedacht, aber ich glaube, es war lediglich ein überschwänglicher Gefühlsausbruch angesichts der Aussicht, sich mit Flusspferdfleisch vollzustopfen.

Eine sorgfältige Untersuchung ergab, dass eine meiner Kugeln das Gehirn des Flusspferdes durchschlagen hatte, während die andere durch die Knochenstruktur des

Kiefers gegangen war. Messer wurden bald gezückt und geschärft, und die Arbeit des Zerlegens begann. Nachdem die Haut vom Übergang zwischen Hals und Schultern bis zur Schwanzwurzel in langen Platten von achtzehn Zoll Breite abgezogen worden war, wurde der Kopf vom Rumpf getrennt; nachdem dann die Schultern und Hintervierte entfernt und die Füße mit etwa einem Fuß Haut daran abgeschnitten worden waren, wurden die dicken Fettschichten an den Rippen, am Rücken und am Bauch in langen Streifen abgeschnitten. Das gesund aussehende rote Fleisch wurde von eifrigen Messern in großen Brocken abgetrennt, wonach die (für die Einheimischen) angenehme Arbeit des Ausweidens begann. Nachdem ich mir jene Portionen Fleisch und Fett gesichert hatte, die ich zu Biltong verarbeiten wollte oder für unsere Vorratskammer benötigte, überließ ich den Rest den Jungen. Was für eine Szene war das, wie sie miteinander wetteiferten, um die leckeren Bissen von Fett und Innereien zu ergattern. Innerhalb einer Stunde waren die Bäume um das Lager mit langen Fleischstreifen behangen, die zum Trocknen aufgehängt wurden.

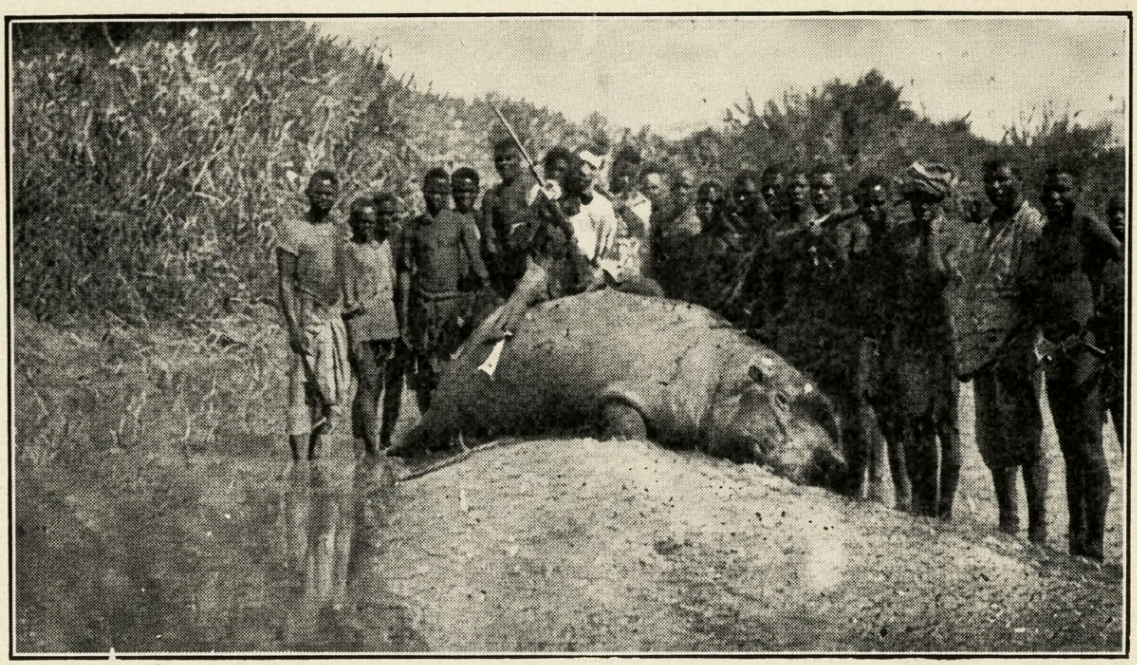


Photo by] HIPPOPOTAMUS AND NATIVES. [*the Author.*

Später hielt ich die Jungen dazu an, die Hautplatten in lange Streifen für Sjamboks zu schneiden. Das Flusspferd ist keineswegs wild oder bösartig, und allgemein gesprochen glaube ich nicht, dass es im unverwundeten Zustand zu Recht als gefährlich bezeichnet werden kann. Dennoch wurden von Einheimischen viele Fälle berichtet, in denen sie Kanus ohne Provokation angriffen; und der verstorbene Sir Samuel Baker[1] wurde nie müde, Vorfälle ihrer „mutwilligen Wildheit“ zu schildern. Ein Einheimischer erzählte mir einmal, dass sein Kanu, während er ruhig den Urema-Fluss hinunterpaddelte, plötzlich und ohne die geringste Provokation von einem Flusspferd angegriffen und umgeworfen wurde; aber ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass dies eines jener unglücklichen Tiere war, deren Gemüt durch früher zugefügte Wunden an seinem robusten alten Kopf verbittert worden war.

Dass ein verwundetes Flusspferd ein Kanu angreifen wird, wenn es zufällig wenige Meter daneben an die Oberfläche kommt, bezweifle ich nicht. Ich habe mehrere Kanus gesehen, die während der Jagden der Einheimischen schwer zertrümmert wurden. Ich denke jedoch, wenn ein Kanu von einem Flusspferd umgeworfen oder angegriffen wird, wird man in neun von zehn Fällen feststellen, dass der Angreifer entweder eine Kuh mit einem

jungen Kalb ist, deren mütterlicher Instinkt um die Sicherheit ihres Nachwuchses fürchtete, oder ein Tier, das zu dem einen oder anderen Zeitpunkt verwundet worden ist. Das Gewicht und der Körperbau dieses großen Amphibien sind so bewundernswert abgestimmt, dass es mit nur geringer Anstrengung an die Wasseroberfläche steigen, wieder absinken und am Grund des Flusses entlanglaufen kann. Flusspferde werden bald vorsichtig und scheu, wenn viel auf sie geschossen wird; aber obwohl sie von Natur aus sehr schüchterne Tiere sind, sind sie in ihrem ungestörten Zustand oft neugierig-kühn bei der Annäherung des Menschen.

Nachdem wir zwei Flusspferde in einem bestimmten Tümpel im Urema-Fluss geschossen hatten, gelang es Belt, der einen alten Bullen erlegen wollte, dort später kein weiteres mehr zu sehen, obwohl er die Stelle mehrmals aufsuchte. Am St. Lucia-See im Zululand hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie neugierig sie werden. Es befand sich eine kleine Familie im Wasser, etwa zweihundert Meter vom Ufer entfernt. Dem Rat eines örtlichen Amatonga-Jungen folgend, gingen wir mutig hin und setzten uns auf einen leicht erhöhten, kahlen Hügel am Wasserrand. Zu meiner Überraschung begann die Truppe sich uns zu nähern, wobei sie unter Wasser verschwand und einige Meter näher wieder an die Oberfläche stieg, das Wasser mit einem lauten Schnauben in kleinen Sprühstößen aus ihren Nüstern blies und ihre markanten kleinen Ohren mit schnellen Rucken vor- und rückwärts bewegte, während sie uns für einen Moment gegenüberlagen. Beim Knall meines Gewehrs gingen die Köpfe sofort unter, und nichts war mehr sichtbar außer den vielen Wellen, die das Vorankommen der Tiere in Richtung einer dichten Masse aus Schilf und Papyrus und damit in Sicherheit markierten. Im Urema-Tal halten sich die Flusspferde während des größten Teils des Tages in den dichten Schilf- und Grassümpfen auf, aber gegen Sonnenuntergang (die genaue Zeit hängt weitgehend davon aus, ob sie sich in einer ungestörten Gegend befinden oder nicht) begeben sie sich zum

[1] *Wild Beasts and their Ways*, S. 246 ff.

Fluss oder in die Lagunen, wo sie sich tummeln und ganz allgemein amüsieren. Während der Nacht begeben sie sich an Stellen, an denen das kurze, süße Gras und saftige Schilf wachsen, von denen sie sich hauptsächlich ernähren, und kehren am frühen Morgen zum Wasser und in ihre sumpfigen Rückzugsorte zurück. Flusspferde sind häufig bei Sonnenuntergang und während der Nacht beim Brüllen zu hören. Bei einer Gelegenheit erinnere ich mich, gegen zehn Uhr morgens ein Gebrüll gehört zu haben, das ich für das eines Löwen hielt; meine Jungen versicherten mir jedoch, es sei das eines Flusspferdes, und sie hatten höchstwahrscheinlich recht, denn wir waren zu dieser Zeit von ausgedehnten Sümpfen in der Nähe des Flusses umgeben.

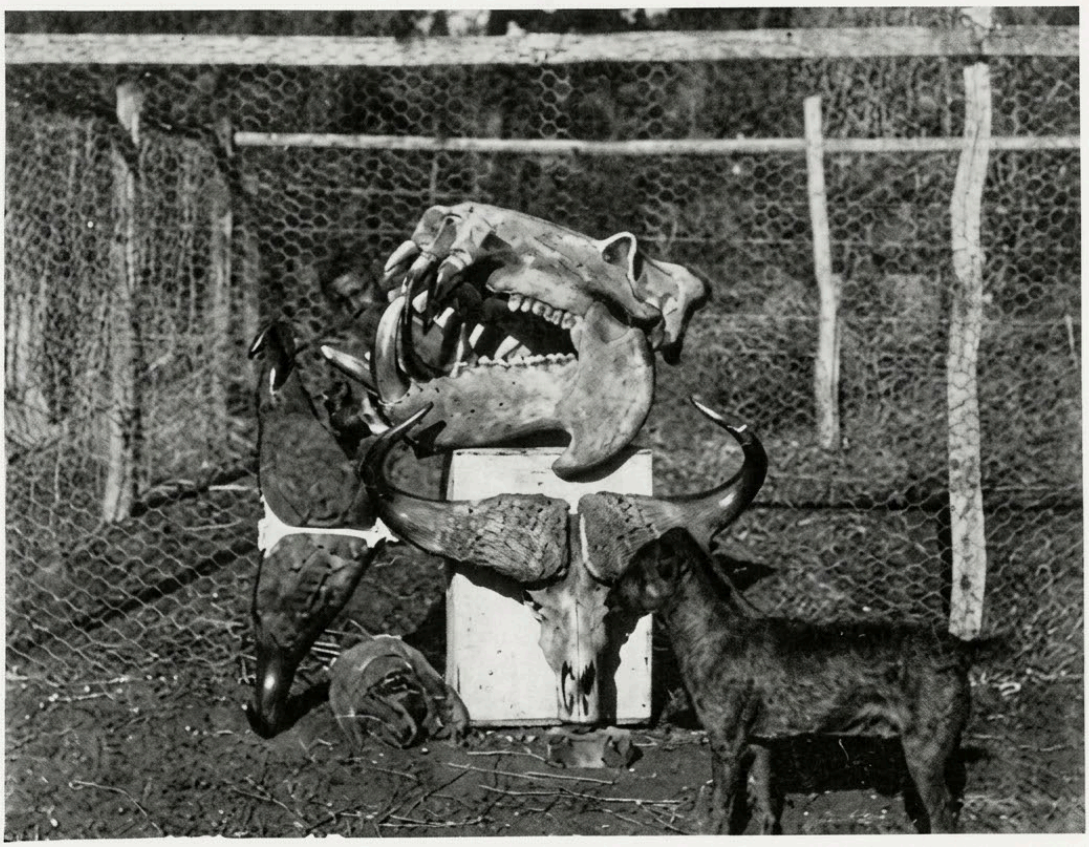
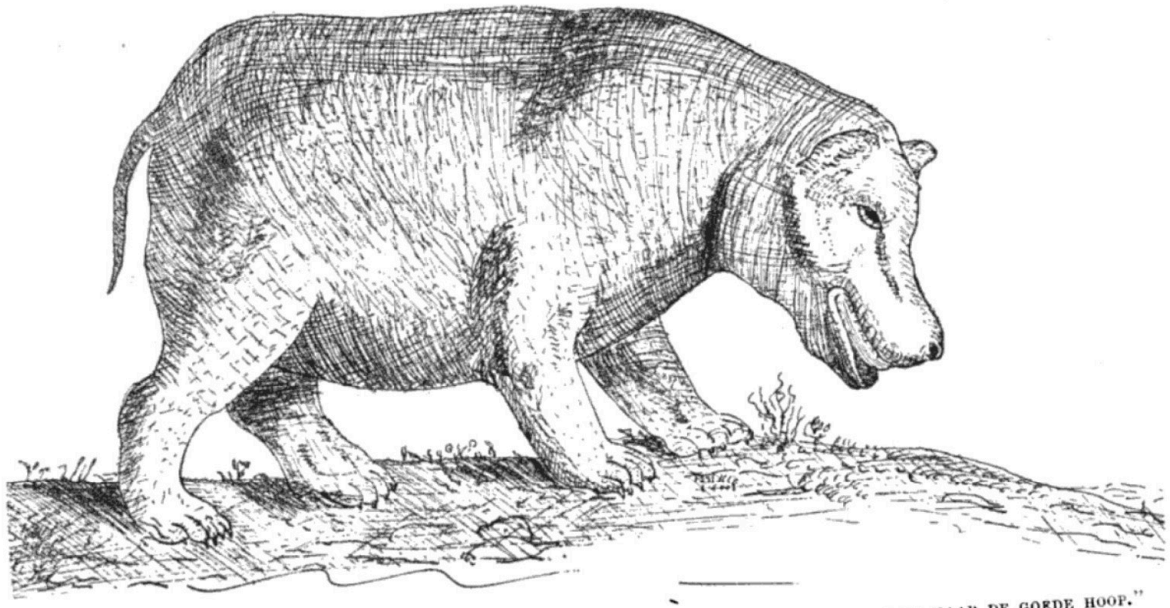


Photo by] [*the Author*

ODDS AND ENDS.

Wie allgemein bekannt ist, hat das Flusspferd, genau wie das Nashorn, regelrechte ausgetretene Pfade, auf denen es zu seinem bevorzugten Tümpel im Fluss und zu seinem üblichen Weidegrund marschiert. Seine Pfade sind jedoch keineswegs wie die glatten Spuren des Nashorns, da sie naturgemäß über nassen und schlammigen Boden führen, in den ihre Füße einsinken und manchmal tiefe Löcher hinterlassen. Aufgrund der eigentümlichen Art und Weise, in der sie ihre Füße in zwei parallelen Linien bewegen, bleibt in der Mitte der Spur ein Grat aus Schlamm oder Erde zurück, der dem mittleren Gras- oder Buschstreifen ähnelt, wie man ihn auf so vielen südafrikanischen Straßen sieht.



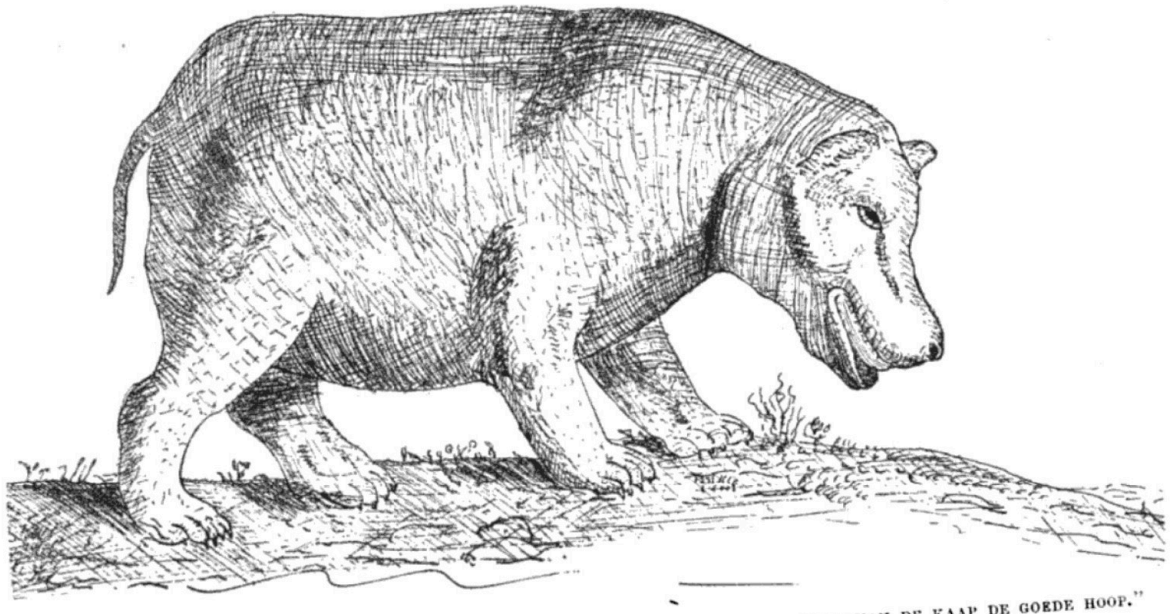
HIPPOPOTAMUS (ZEE-KOE) AS REPRESENTED IN PETER KOLBE'S OLD WORK, "BESCHRIJVING VAN DE KAAP DE GOEDE HOOP."

die nicht häufig benutzt werden. Selbst wenn sie trocken sind, ist es keineswegs angenehm, ein halbes Dutzend Meilen auf einem dieser Pfade zu wandern. Prinsloo, der von eher schwerfälliger und unhandlicher Statur war, pflegte gelegentlich Ausdrücke zu gebrauchen, die aus anderen Quellen als seiner Bibel stammten, wenn er auf einem besonders schlechten Pfad umherstapfte. Dennoch sind sie von größtem Nutzen, um das Flussufer zu erreichen oder am Ufer durch das dichte Schilf und Gras voranzukommen. An schlammigen Stellen, besonders auf Pfaden, die ein Flussufer hinaufführen, sieht man häufig glatte Schleifspuren auf dem Mittelgrat, die vom Bauch des Flusspferdes stammen. In einigen Teilen Afrikas schweifen Flusspferde nachts viele Meilen von den Flüssen weg, aber in dem betreffenden portugiesischen Territorium glaube ich nicht, dass sie sich über beträchtliche Entfernungen entfernen, da gutes Gras und saftiges Schilf in der Nähe aller Wasserläufe reichlich vorhanden sind. Ich kann mich nicht erinnern, ihre Pfade sehr weit von ihren wässrigen Aufenthaltsorten gesehen zu haben.

Das Flusspferd ist sowohl in Bildern als auch in Beschreibungen oft falsch dargestellt worden. So schreibt beispielsweise Peter Kolbe: „Der Kopf ähnelt, wie Tellezius sagt, mehr dem eines Pferdes als dem irgendeines anderen Geschöpfes; aber er ist breiter und kürzer, als es gewöhnlich der Kopf eines Pferdes ist. Das Maul ist erheblich größer als das eines Pferdes und kommt dem eines Ochsen am nächsten.“[1] Die beigefügte Skizze einer Tafel, die in Kolbes ursprünglichem niederländischen Werk[2] erscheint, ist jedoch nicht so unkorrekt, wie man es nach der obigen lächerlichen Beschreibung erwartet hätte. Captain (später Sir) Cornwallis Harris sagt in seinen Anmerkungen zu den unzutreffenden Porträts dieses Tieres, die der Welt untergeschoben wurden: „Ich suchte vergeblich nach jenem kolossalen Kopf – jenen höhlenartigen Kiefern, garniert mit elefantenartigen Stoßzähnen – oder jenen schweren Füßen, mit denen der furchterregende und wilde Vierbeiner ganze Kornfelder in einer einzigen Nacht niederzutrampeln pflegt.“ Selbst Harris' Bild des Flusspferdes in seinem prachtvollen Werk *Portraits of the Game and Wild Animals of South Africa* ist keineswegs fehlerfrei.

[1] *The Present State of the Cape of Good Hope*, von Peter Kolbe, ins Englische übersetzt von Mr. Medley, S. 129.

[2] *Beschrijving Van De Kaap de Goede Hoop*, S. 200 (niederländische Ausgabe, 1727).



HIPPOPOTAMUS (ZEE-KOE) AS REPRESENTED IN PETER KOLBE'S OLD WORK, "BESCHRIJVING VAN DE KAAP DE GOEDE HOOP."

KAPITEL IV

EIN TAGESMARSCH IM GROSSWILDREVIER

Bis auf die Haut durchnässt – Wasserdichte Gewehrhüllen – Natürliche Beschaffenheit des Landes – Anpirschen an Wasserböcke – Ein großes Rudel – Ein prächtiger Anblick – Wasserbockkuh erlegt – Vitalität von Antilopen – Schwierige Pirsch – In einem Sumpf steckengeblieben – Ein amüsanter Vorfall – Wasserbockbulle geschossen – Mittagsruhe – Verheerungen der Rinderpest – Marabu geschossen – Jagd auf einen überfressenen Geier – Ein vorsichtiger Flusspferdbulle – Krokodile – „Zwanzig-Fuß"-Krokodile – Im Dunkeln durch die Sümpfe – Belt schießt Lichtenstein-Antilope und Impala – Zeberafohlen gefangen – „Lala" stirbt – Hyänen am Lager – Eine Nachtwache – Von Moskitos zurück ins Lager getrieben.

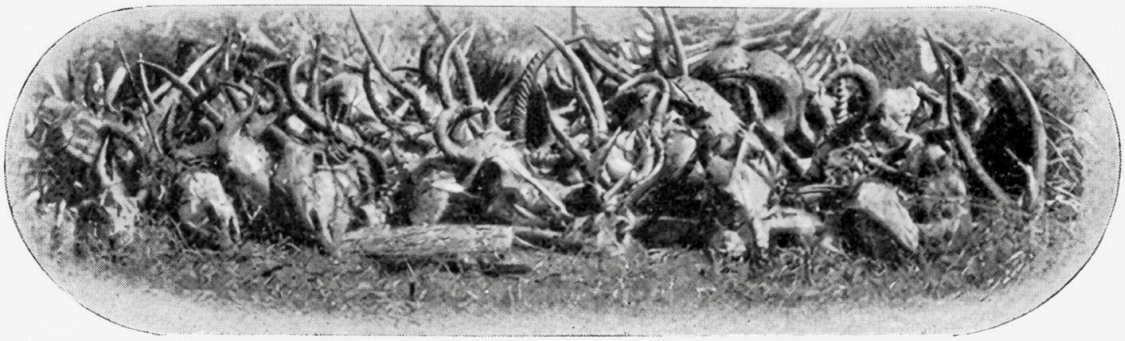


Photo by] TROPHIES. [*the Author.*

ICH VERLIESS das Lager früh am Morgen des zweiten Tages nach der im letzten Kapitel beschriebenen Flusspferdjagd in Begleitung von Prinsloo, Sacura und zwei Jungen zum Tragen des Fleisches, in der Absicht, das Tal des Urema-Flusses hinaufzujagen. Wie üblich hing ein dichter, klammer Nebel über dieser sumpfigen Region. Das hohe Schilf und das lange Gras beugten ihre triefenden Köpfe nach allen Seiten, und wir waren bald bis auf die Haut durchnässt von den Millionen glänzender Tautropfen, die bei unserem Durchgang von den Halmen und Blättern geschüttelt wurden, welche den Sena-Fußpfad überhingen, durch den wir uns den Weg bahnen mussten; selbst unsere gut geölten Gewehre blieben nicht von der Nässe verschont, trotz unserer Bemühungen, sie von der üppigen Vegetation fernzuhalten.

Kein Waidmann in diesen Regionen sollte ohne leichte, wasserdichte Gewehrhüllen sein, die nur den Lauf und das Schloss abdecken müssen und so konstruiert sein sollten, dass sie im entscheidenden Moment sofort abgezogen werden können; vorzugsweise sollte ein khakifarbenes oder ein anderes neutral gefärbtes Material verwendet werden, damit sie später am Tag dazu dienen können, die Läufe vor den sengenden Strahlen der tropischen Sonne zu schützen und jenes helle, funkelnde Glitzern zu verhindern, das so oft – besonders in hügeligem oder offenem Gelände – die scharfäugigen Antilopen aufschreckt.

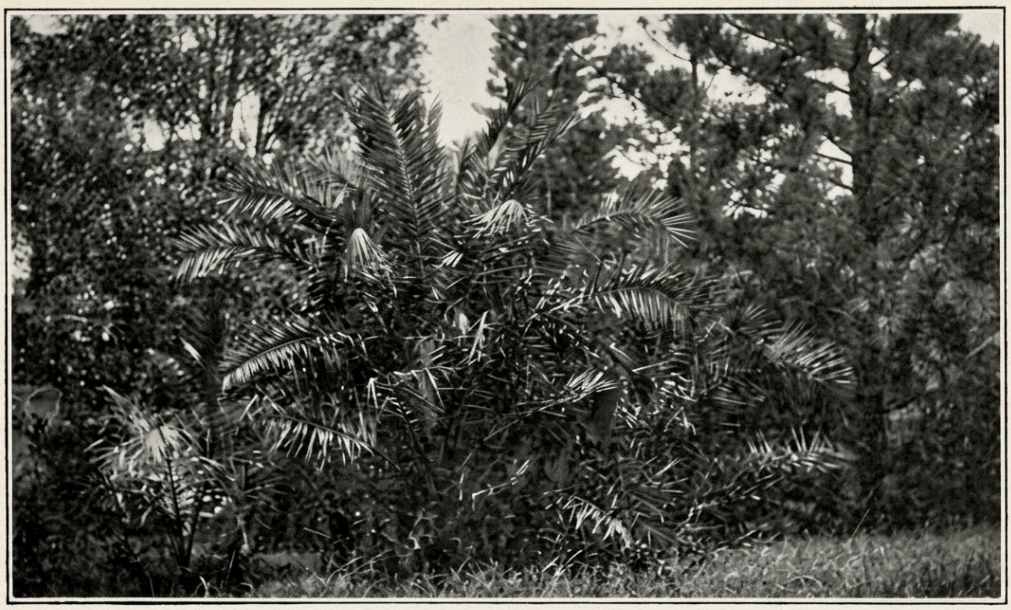


Photo by] [*the Author.*

THE DATE PALM (*Phœnix reclinata*).

Diese Hüllen dienen auch dazu, die Gewehre frei von Staub und Schmutz zu halten. Nach einem zwanzigminütigen Fußmarsch erreichten und durchquerten wir watend den Sabassa, der in den Urema mündet, genau unterhalb einer großen, einzeln stehenden M'vuma (Borassus-Palme), die ihre prächtige Blattkrone hoch über den umliegenden Sumpf erhebt. Dieser Strom bezieht sein Wasser, wie der Lubiji und der Inhacumba, aus dem Sumpfgürtel, der zwischen dem niedrigen, waldbedeckten Piri-Rücken und dem Urema liegt. An manchen Stellen ist er hundert Meter breit. Als ich ihn sah, führte er sehr wenig Wasser, das nicht in einem tiefen Bett kanalisiert war, sondern sich über das gesamte flache, sandige Bett verteilte. Zwischen dem Sabassa und dem Lubiji führte unser Pfad durch mehrere kleine Sümpfe; aber ich gewöhnte mich rasch an ein halb-aquatisches waten durch Wasser in tiefen Flusspferdfährten, fast wie einer der Dickhäuter selbst. Nachdem wir den Strom überquert hatten, verließen wir den Pfad und drangen in das dichte Gras und Schilf ein, auf der Suche nach Büffeln oder anderem Wild. Wir waren schon ein Stück vorangekommen, als wir drei Wasserbockkühe entdeckten, die auf einem Fleck mit ziemlich kurzem, grünem Gras in der Nähe eines Saums aus Palmen und Gestrüpp ästen, hinter dem ein Sumpf lag. Ich pirschte mich vorsichtig an sie heran, in der Hoffnung, dass ein Bulle in der Nähe sein könnte, und auch, wie ich glaube, aus reiner Freude daran, sich heimlich an wachsame Tiere heranzuschleichen und ihre anmutigen Bewegungen aus nächster Nähe zu beobachten. Sechs weitere Kühe tauchten bald aus dem hohen Gras zu meiner Rechten auf, schlossen sich den anderen an, zogen allmählich zu den Palmen und darüber hinaus und verschwanden aus dem Blickfeld – bis auf eine, die am Fuße eines zerfallenen Ameisenhügels Wache hielt und misstrauisch auf das niedrige Grasbüschel starrte, hinter dem ich lag und darauf wartete, dass sie weiterzog. Schließlich drehte sie sich um, trottete mit einem zufriedenen Wedeln ihres Schwanzes davon und verschwand.

Nun kroch ich vorwärts. Ich werde nie meine Überraschung vergessen, als ich, nachdem ich den Schutz einer Palme erreicht hatte und über eine kleine Böschung spähte, zwischen dreißig und vierzig Wasserbockkühe sah – kein einziger Bulle unter ihnen –, die in einem Umkreis von einhundert Yards auf dem grünen Gras des Sumpfes ästen oder dort lagen. Wasserböcke ziehen, obwohl sie gesellig sind, gewöhnlich in *Klompjes* (kleinen Trupps) von vier bis zu einem Dutzend Tieren umher. Ich hatte häufig mehrere Familien oder kleine

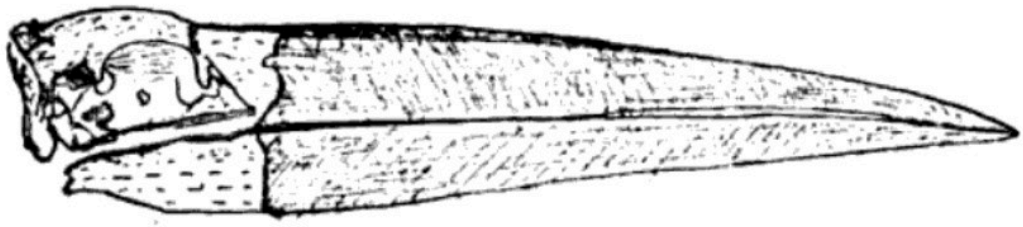
Gruppen von sechs bis zwanzig Tieren im Abstand von ein paar hundert Yards zueinander auf demselben *Dambo* (einer niedrigen grasbewachsenen Senke) beobachtet, aber ich hatte noch nie zuvor so viele zusammen gesehen. Später sah ich jedoch in verschiedenen Teilen des Landes noch viel größere Trupps. Ich war enttäuscht, dass kein Bulle unter ihnen war, fühlte mich aber für die Mühe und die Zeit, die ich auf das Anpirschen verwandt hatte, reich belohnt. Eine Zeit lang lag ich da und beobachtete ihre anmutigen Bewegungen, wobei ich bedauerte, meine Kamera im Lager gelassen zu haben. Dann trat ich leise aus meinem Versteck hervor, stieg die Böschung hinunter und näherte mich bis auf sechzig Yards dem nächsten Tier. Einen Augenblick lang musterten mich die dunklen Augen, und ich hörte ein schnaubendes Blasen, als mehrere

Photo by] A WATERBUCK BULL. [*Mr. P. A. Krantz.*

des Rudels versuchten, Witterung von mir aufzunehmen; dann wirbelten die furchtsamen Geschöpfe plötzlich herum und stoben davon, wobei ihre schön geformten Läufe einen Schauer aus Schlamm aufwirbelten. Das Schicksal veranlasste ein paar von ihnen, innezuhalten und mir für eine Minute gegenüberzutreten, bevor sie den Sumpf verließen, um in das hohe, gelbe Gras einzubiegen. Sie waren gut dreihundert Yards entfernt, und da sich in diesem üppigen Land nicht oft die Gelegenheit für einen weiten Schuss bietet, war ich versucht zu feuern. Die Mauser-Kugel schlug mit einem dumpfen Aufprall ein, und das arme, getroffene Tier stürmte hundert Yards weit direkt auf mich zu, bevor es leblos zusammenbrach. Meine Kugel hatte sie glücklicherweise voll in die Brust getroffen und das Herz durchschlagen. Ich bereute die Tat, als sie vollbracht war; denn obwohl die Jungen im Lager Fleisch benötigten, hätte ich noch den ganzen Tag Zeit gehabt, um einen Bullen zu erlegen. Die enorme Vitalität fast aller afrikanischen Antilopen und Wildtiere war für viele Jäger eine Quelle großen Erstaunens und Wunderns. Die Natur scheint sie mit besonderer Kraft und Ausdauer ausgestattet zu haben, damit sie den vielen Gefahren gewachsen sind, mit denen sie ständig konfrontiert werden. Die alte Vorstellung, dass der Tod zwangsläufig augenblicklich eintritt, wenn das Herz durchbohrt wird, ist heute

bekanntermaßen irrig; doch es fällt immer noch schwer, sich vorzustellen, dass ein Tier, dessen Herz von einer Kugel zerrissen wurde, noch mehrere hundert Yards in hohem Tempo laufen kann, bevor es hinfällt. Die Tagebücher vieler afrikanischer Waidmänner sind jedoch voll von Beispielen, die dies belegen. Ich habe erlebt, wie Kudu, Wasserbock, Büffel, Buschbock und Streifengnu nach einem Herzschuss davoneilten und hundert Yards und mehr zurücklegten, bevor ihr krampfhafter, blinder Ansturm plötzlich in sich zusammenbrach. Wir ließen einen der Jungen zurück, um den Wasserbock zu häuten, und wiesen ihn an, nach der Arbeit mit einer Ladung Fleisch zum Lager zu gehen und mit vier Jungen zurückzukehren, um den Rest hereinzuholen, während wir unseren Weg fortsetzten. Gegen Mittag entdeckten wir einen prächtigen Wasserbockbullen, der auf der gegenüberliegenden Seite eines Sumpfes stand, den ich überqueren musste, bevor ich einen guten Schuss auf ihn abgeben konnte. Es war ermüdende Arbeit, sich einen Weg durch die klammernden Entengrütze und das Gras zu bahnen und in gebückter Haltung voranzukommen, wobei mir das Wasser bis zu den Oberschenkeln stand; aber schließlich erreichte ich mäßig trockenen Boden und kroch heimlich auf das zu, was ich für ein leichtes Opfer hielt. Als ich hinter einem Schirm aus Binsen in hundert Yards Entfernung zum Bock den Kopf hob, legte ich mein Gewehr an und betätigte den Abzug; doch er sah mich im selben Augenblick, sprang nach vorn und erhielt die Kugel ziemlich weit hinten. Er verschwand, und ich folgte ihm so schnell, wie es das verfilzte Gras zuließ. Beim Versuch, einen schmalen Sumpfbach (ich glaube, „Chula“ genannt) zu überqueren, versank ich bis zu den Achselhöhlen in Wasser und Schlamm, und meine Beine verhedderten sich so sehr zwischen den Wasserpflanzen, dass ich mich erst mit Mühe befreien konnte, wobei mein Eifer durch die kalte Dusche etwas gedämpft war. Als Prinsloo und die Jungen eintrafen, fanden wir weiter oben eine seichtere Furt und nahmen die Schweißfährte wieder auf. Nach kurzer Zeit erblickte ich etwa dreißig Schritte vor mir die Hornspitzen des Bocks über dem hohen Gras. Da ich seinen Körper nicht sehen konnte, ließ ich Sacura sich bücken und stieg auf seine Schultern. Der Boden war schlammig und rutschig, und Sacura war anfangs nicht in der Lage, mich hochzuheben; beim zweiten Versuch jedoch, mit einem Schwanken und Taumeln, ging es aufwärts. Von meinem hohen, aber unsicheren Hochsitz aus konnte ich den Kopf und den Hals des Bocks sehen, wie er mich mit großen, staunenden Augen anstarrte. „Bumm“ machte meine alte Martini-Henry (denn ich hatte das Gewehr genommen, das Prinsloo getragen hatte, da meine Mauser im Wasser und Dreck des Morasts untergegangen war). Die Unze Blei pfiff harmlos durch die Grasspitzen; der alte Bock schüttelte nur den Kopf und sah mich noch starrer an, bewegte sich dann ein paar Schritte weg und blieb erneut stehen. Er fühlte sich offensichtlich sehr krank von der ersten Wunde. Gerade als ich erneut versuchte, das Korn meines Gewehrs auf seinen Hals auszurichten, setzte sich Sacura im Sumpf hin, und ich schaffte es glücklicherweise, auf meinen Füßen zu landen, ohne dass sich ein Schuss löste. Prinsloo nahm mich dann auf seine kräftigen Schultern, und schließlich gelang es mir, den Bullen mit meinem dritten Schuss zu erlegen. Da wir beide die ganze Zeit lachen mussten, konnte ich beim besten Willen nicht ruhig zielen, sondern musste einfach „abdrücken“, als das Korn am Hals des Tieres vorbeischwankte, und auf mein Glück vertrauen. Einer dieser Zufallstreffer traf die Spitze eines der Hörner, die ich nun in meiner Sammlung als Andenken an jenem Vormittag aufbewahre – ein Zeugnis meines, vielleicht entschuldbarerweise, schlechten Schießens. Nachdem wir die Haut von Kopf und Hals für Präparationszwecke abgezogen hatten und sicherstellten, dass jeder Junge eine gute Ladung Fleisch trug, waren wir froh, das heiße und übelriechende Sumpfbett verlassen zu können. Wir zogen uns in den angenehmen Schatten eines großen Nongora-Baumes zurück, wo wir ein frugales Mittagessen aus Wasserbock-Steaks einnahmen und beobachteten, wie die scharfäugigen Geier wie stattliche Schiffe am Himmel kreisten und aus allen vier Himmelsrichtungen auf die Überreste des kürzlich gehäuteten Wasserbocks herabstießen.

Am Nachmittag machten wir eine weite Runde durch vielversprechend aussehendes Büffelland, sahen aber nur Wasserböcke und Zebras. Es gab eine Zeit vor vielen Jahren, als immense Herden



SKULL OF MARABOU STORK.

von Büffeln die schilfbewachsenen Sümpfe und Wälder des Cheringoma-Distrikts durchstreiften, aber dann kam die Rinderpest und ihre Zahl wurde drastisch reduziert. Ich glaube nicht, dass ich während meiner letzten Reise eine einzige Herde von mehr als höchstens sechzig Tieren gesehen habe, und es kam selten vor, dass wir sie überhaupt zu Gesicht bekamen. Wie allgemein bekannt ist, äsen und ziehen sie gewöhnlich gegen den Wind, und wir bemerkten bald, dass sie bei Südost- oder Südwind im unteren Tal des Urema-Flusses zu finden waren. Da sie so ständig ihre Aufenthaltsorte mit den wechselnden Winden änderten, war unsere Verfolgung mit einem beträchtlichen Maß an harter Arbeit verbunden.

Wie ich bereits sagte, sahen wir an jenem Nachmittag nur sehr wenig Wild. Ich schoss einen Marabu mit meiner Mauser, als er in einem Vley (Sumpf) stand und offensichtlich Frösche fing; und Sacura und ich jagten einen überfressenen Geier in der Nähe der Überreste der Wasserbockkuh nieder, die ich am Morgen erlegt hatte. Als er uns so nah aus dem hohen Gras auftauchen sah, versuchte er zu entkommen, konnte jedoch mit seinen Gefährten nicht davonfliegen, sondern nur weglaufen, während er mit seinen großen Schwingen gegen das Gras schlug. Ich stürmte hinterher und war gerade dabei, abzustoppen und ihm einen Tritt zu versetzen – in der Vorstellung, ich befände mich wieder auf dem Fußballfeld –, als er sich mit ausgefahrenen Krallen und hässlichem Schnabel gegen mich wandte. Ich konnte mich nicht mehr abfangen, machte also einen weiten Sprung über ihn hinweg und stieß dabei törichterweise mit dem Lauf meines Gewehrs nach ihm, wobei ich ihn am Flügel traf, glücklicherweise jedoch ohne das Korn zu beschädigen. Im nächsten Moment stieß Sacura eine Assegai in ihn hinein. Es scheint fast unglaublich, dass ein Vogel sich tatsächlich derart vollfrisst, dass er die Flugfähigkeit verliert, aber auf dem afrikanischen Veld ist dies ein recht gewöhnlicher Anblick. Einer der Jungen fing zwei junge, ungefiederte Frankoline (*Francolinus clamator*), doch ich rettete sie vor dem Schmortopf und ließ sie frei.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir einen tiefen Tümpel im Urema-Fluss, ein paar Meilen oberhalb unseres Lagers, und verbargen uns im Schilf, um nach Flusspferden Ausschau zu halten. Bald darauf streckte ein großer Bulle mit einem tiefen Schnauben seinen Kopf aus dem Wasser, bekam aber offensichtlich unsere Witterung, denn er verschwand prompt und ließ sich nicht mehr blicken. Danach tauchten mehrere Kühe und Jungtiere auf und boten leichte Ziele, aber ich störte sie nicht. Neben den Flusspferden sahen wir die Köpfe vieler Krokodile. Alle Flüsse und Tümpel Ostafrikas wimmeln von diesen Sauriern; es ist ein gewöhnlicher Anblick, ihre schlammigen Ufer mit ihnen übersät zu sehen. Es ist jedoch selten, ein sechzehn Fuß langes Krokodil zu Gesicht zu bekommen. „Zwanzig-Fuß-Krokodile“ werden vom flüchtigen Reisenden häufig als sonnend am schlammigen Flussufer gesichtet deklariert, aber ich glaube nicht, dass solche

Ungeheuer jemals geschossen und geborgen wurden. Sir Samuel Baker sah einmal zwei riesige Krokodile im Viktoria-Nil, wagte es jedoch nicht, ihre Länge zu schätzen; er sagt, jedes von ihnen sei so dick wie der Körper eines Flusspferdes gewesen und von enormer Länge: „Diese vorsintflutlichen Ungeheuer glitten langsam und furchtlos über den sanft abfallenden Granit, und als sie zur Hälfte unter Wasser waren, entblößten sie eine Rückenbreite, die der außergewöhnlichste Anblick war, den ich in meiner langen Erfahrung mit Krokodilen je gesehen habe.“ Diese Krokodile waren wohl „einem Wal recht ähnlich“, fürchte ich.

Schließlich erreichten wir das Lager eine Stunde, nachdem das letzte rötliche Schimmern am westlichen Himmel verblasst war. Es war ein furchtbar mühsamer Marsch durch sumpfiges Gelände, das von Millionen grimmiger Moskitos bevölkert war; mal kämpften wir uns aus einem Schlammloch heraus, dann bahnten wir uns einen Weg durch einen Gürtel aus dichtem Schilf und verfilztem Gras oder wateten hüfthüfthoch durch stehendes, stinkendes Wasser. Belt hatte an jenem Morgen eine gute Lichtenstein-Antilope (*Bubalis lichtensteinii*) und ein Impala (*Rooibok*: *Aepyceros melampus*) am Rande des Cheringoma-Waldes geschossen.

Photo by] [*the Author.*

LICHTENSTEIN HARTEBEEST AND BLUE WILDEBEEST HEADS.

Die Hörner der Hartebeest maßen neunzehn Zoll über die vordere Krümmung. Pero, einer unserer Träger, fing ein junges Zebrafohlen, das er allein im Veld gefunden hatte, und brachte es ins Lager. Ich bemühte mich, es mit Maismehlwasser aufzuziehen (da wir keine Milch hatten, die wir ihm hätten geben können), und es lebte und schien einige Tage lang zu gedeihen; doch eines Morgens wurde „Lala“ (wie ich sie nannte) tot in der kleinen Hütte gefunden, die Pero für sie gebaut hatte.

Seit mehreren Nächten waren gefleckte Hyänen (*Hyaena crocuta*) um unser Lager herumgeschlichen; eine, die kühner war als ihre Gefährten, hatte sogar versucht, eine Büffelhaut direkt vor einer der grob errichteten Grashütten wegzuschleppen, in der einige unserer Jungen schliefen. Dementsprechend beschloss ich, eines Abends Wache zu halten. Sie näherten sich gewöhnlich unter ihrem abscheulichen, grabesähnlichen Geheul auf einem Pfad, der vom Fluss herführte. Begleitet von Prinsloo begab ich mich zu einer Stelle nahe diesem Pfad, auf dem die Jungen Fleischstücke verstreut und den Magen eines Wasserbocks entlanggeschleift hatten. Kurz nach dem Verlassen des Lagers stellte ich fest, dass ich leichtfertigerweise mein Netzquadrat vergessen hatte, das als Moskitonetz diente; doch ich dachte törichterweise, ich käme ohne es aus, da wir nicht beabsichtigten, länger als ein oder zwei Stunden draußen zu bleiben.

Wir setzten uns in den dunklen Schatten einer verkümmerten Lala-Palme und warteten auf die Ankunft der Hyänen. Dann fielen die Moskitos, die uns beim Gehen nicht sonderlich belästigt hatten, zu Dutzenden über uns her. Wir schüttelten die Köpfe, wir versuchten sie mit Grasbüscheln zu vertreiben, wir vergruben unsere Köpfe zwischen den Knien, zogen unsere Jacken aus und warfen sie uns über den Kopf und fluchten; doch die stechend brennenden Bisse trafen dennoch ihr Ziel – am Hals, auf der Nase, am Ohr, an den Handgelenken und gelegentlich sogar am Bein durch meine Khakihosen hindurch. Fünfzehn Minuten lang saßen wir in unserem kleinen Winkel, während die unsichtbaren und unzähligen Horden dieser schrecklichen Insekten uns fast in den Wahnsinn trieben. Am Ende dieser Zeit waren Hyänen und Löwen vergessen; unser einziges Verlangen war es, aufzustehen und zu verschwinden; also türmten wir zurück zu den rauchenden Feuern und unseren Zelten. Danach, das versteht sich von selbst, versuchte ich nie wieder, ohne mein Moskitonetz an einem „Kill" zu wachen.

„Der Anderen Torheit lehrt uns nicht,

noch lehrt ihr Wissen viel;

was eigne Erfahrung uns verspricht,

ist wertvollstes Ziel."

KAPITEL V

JAGD AM UREMA-FLUSS

Ein Löwe nahe dem Lager – Er schleppt ein Flusspferdskelett weg – Der Cheringoma-Wald – Elefanten – Lichtenstein-Antilope geschossen – Warzenschweine gesehen – Vorbereitungen für die Wache an einem „Kill" – Unsere Positionen – Krokodile verschleppen unseren Köder – Stimmen der Nacht – Wache an einem „Kill" an der Ostküste – Wache in Somaliland – Ein schattenhafter Besucher – Rückkehr ins Lager – Nachricht von Büffeln – Ein langer Marsch – Eine vergebliche Jagd – Wasserböcke – Aufbruch zum Lager – Büffel – Das Zehn-Kaliber-Gewehr – Eine bescheidene Bitte – Sumaqueza – Affenbrotbaum – Eine Flasche Wein mit einem portugiesischen Soldaten – Überquerung des Massarara-Flusses – Wasserbock geschossen – Viele Wasserböcke – Gutes Weidwerk mit Büffeln – Ein stattlicher alter Büffel stellt sich – Rückkehr ins Lager.

WÄHREND der Nacht brüllte mehrmals ein Löwe ganz in der Nähe unseres Lagers, aber Belt, der glaubte, er befinde sich auf der anderen Flussseite, ging nicht hinaus, um ihm nachzustellen. Ich war so schläfrig, dass ich, als einer der Jungen seinen Kopf zur Zelttür hineinsteckte und sagte, ein Löwe brülle nahe dem Flusspferdkadaver, traumverloren antwortete – wie man mir später berichtete –: „Ikona lor ingonyama" („Da ist kein

Löwe“); ich drehte mich auf die Seite, zog mir die Decke über den Kopf, um die lärmenden und grimmigen Moskitos abzuhalten, und schlief bald wieder ein.

Am nächsten Morgen stellten wir fest, dass der Löwe das Skelett eines Flusspferdes, das Belt geschossen hatte, vom Wasserufer eine Böschung hinaufgeschleppt hatte – die oben einen zwei Fuß breiten Vorsprung aufwies – bis in einen Winkel im hohen Gras an einer Seite des Fußpfades zwischen dem Fluss und dem Lager. Ich befürchte, er speiste trotz all seiner Mühe nur kärglich, denn die Geier und Marabus hatten den ganzen Tag über den Kadaver umschwärmt. Er hatte ihn ein gutes Stück weit geschleppt, und obwohl er nur noch aus dem Rückgrat, den Rippen und dem Hals bestand, war selbst das ein beträchtliches Gewicht. Belt und ich bedauerten beide, dass wir nicht hinausgegangen waren, als der Löwe am Vorabend gebrüllt hatte, und beschlossen, in jener Nacht am Kadaver zu wachen.

Nach dem Frühstück überquerte ich den Sumpf und drang in den Cheringoma-Wald ein, um nach Lichtenstein-Antilopen zu suchen. Ich wurde von Sacura und zwei Jungen zum Tragen des Fleisches begleitet. Belt, der sich etwas unwohl fühlte, blieb im Lager. Mehrere Stunden lang bahnten wir uns unseren Weg durch die Waldbäume und das niedrige, gestrüppartige Gebüsch, ohne Wild zu sehen. Gelegentlich hörten wir das scharfe, eigentümliche Bellen der kleinen M'kumbi und das Rascheln von Blättern, wenn sie in das umgebende Unterholz davonstoben. Wir drangen nicht weit in den Wald vor, sondern umgingen ihn in der Hoffnung, die Antilopen in den trockenen, offenen Lichtungen zu finden. Fährten und Losung von Elefanten sowie abgebrochene Baumzweige, von deren Früchten sie im vorangegangenen Sommer gefressen hatten, lagen an mehreren Stellen verstreut. Sie streifen während der Regenzeit durch die Randgebiete des Cheringoma-Waldes, aber es ist keineswegs klar, wohin sie sich in der Trockenzeit oder im Winter zurückziehen.

Zu diesem Thema schreibt F. V. Kirby[1]: „Ich glaube, dass sich von Ende April bis Mitte November fast alle Elefanten in den dichten, weglosen Wäldern der Bergkette aufhalten; vielleicht bleiben sie bis Ende Mai und schon ab Ende Oktober auf dem untersten Plateau, wobei sie gelegentlich in den Wald unmittelbar unter der Kette herabkommen und an den Oberläufen von Flüssen wie dem Mwanza, Mwaredzi, Madsambi und Sadsi trinken. Während dieser Zeit kann man auf kleine, isolierte Herden ein Stück flussabwärts am Mwaredzi und Madsambi stoßen, wo der Wald dicht ist, aber sicher bis Ende Mai haben sich alle, selbst vom untersten Plateau, hinter die Bergkette zurückgezogen. Obwohl ich nicht sagen kann, woher sie ihr Wasser beziehen, bin ich der Meinung, dass sie in den Bächen trinken, die nach Osten zur Küste fließen, vorausgesetzt, dass sie in vielen der felsigen Schluchten der Kette keine dauerhafte Wasserversorgung finden können. Dass solche Vorkommen existieren, dessen bin ich mir fast sicher.“

Mittags befanden wir uns in einem offeneren Teil des Waldes und sahen Hartebeest-Fährten. Bald darauf Sacura, der ging vor mir her und duckte sich plötzlich.

[1] *Sport in East Central Africa* (Ausg. 1899).

Photo by] SCENE IN THE CHERINGOMA FOREST. [*Mr. P. A. Krantz.*

Im selben Moment sah ich durch eine Öffnung im Laubwerk die gelblich-rote Schulter einer Lichtenstein-Antilope und feuerte sofort. Ein dumpfer Aufprall, ein Satz nach vorn, ein kurzer Blick auf den eigentümlich gedrehten schwarzen Schwanz, und das Gras schloss sich hinter der Beute. Wir eilten auf der Fährte hinterher und holten das verwundete Tier ein, woraufhin ich seinen Leiden mit einem weiteren Schuss ein Ende setzte. Es entpuppte sich als ausgewachsener Bulle, aber seine Hörner waren nicht groß. Ein Bulle, den Belt einige Tage zuvor geschossen hatte, trug ein besseres Paar von 19 Zoll über die vordere Krümmung. Der Rekord liegt bei 22 Zoll.[1] Der einheimische Name für diese Antilope ist *Godonko*, sie ist aber auch als *Skaketeera* bekannt; die Portugiesen nennen sie *Vacca de Mato* (Buschkuh); bei den Buren ist sie als „Moff Hartebeest“ bekannt.

Während die Jungen die Antilope häuteten und zerlegten, grillte ich die Leber über einem Feuer und nahm ein gutes Mittagessen ein. Ich schickte die Jungen mit Fleischladungen direkt zum Lager zurück und setzte meinen Weg in südlicher Richtung fort, sah aber keine weiteren Antilopen mehr, obwohl frische Losung und Fährten häufig waren. Auf dem Rückweg zum Lager hob ich den Schädel eines Warzenschweins auf, und ein Stück weiter erblickte ich zwei dieser Tiere an einer sumpfigen Stelle, kam aber nicht zum Schuss. Ich sah mehrere Rudel Wasserböcke, feuerte jedoch nicht, da wir im Lager einen ausreichenden Fleischvorrat hatten.

Kurz vor Sonnenuntergang schickten wir einen Jungen mit einem verwesten Fleischbrocken aus und wiesen ihn an, diesen ein Stück weit zu tragen und dann auf einem der Wildpfade zu jener Stelle am Urema-Fluss zu schleifen, an der der Löwe am Vorabend das Flusspferdskelett gefunden hatte. Den Kadaver selbst schleppten wir wieder bis nahe an den Wasserrand hinunter und legten als zusätzlichen Köder mehrere Fleischstücke und einen Zebrakopf daneben. Es wäre klüger gewesen, den Kadaver nicht zu bewegen, aber das umgebende Gras und Schilf war so dicht, dass die Wache dort in einer dunklen Nacht eine sehr unheimliche Angelegenheit gewesen wäre. Nachdem wir einige Zweige am Flussufer platziert hatten, das genau an dieser Stelle kahl war, und

reichlich Gras und Binsen als Unterlage zum Sitzen ausgelegt hatten, kehrten wir zum Lager zurück, das nur ein paar hundert Yards entfernt war, und aßen etwas.

Um acht Uhr begaben Belt und ich uns, ordnungsgemäß ausgerüstet mit ein paar Blaulicht-Fackeln, Moskitonetzen, Übermänteln und Decken, zum Fluss. Als wir uns unserem *Scherm* (Schirm) näherten, stürzten sich mehrere Krokodile ins Wasser und schleppten den Köder weg, den wir in der Nähe ausgelegt hatten; aber das Flusspferdskelett, das zu diesem Zeitpunkt nur noch ein Bündel Knochen war, war nicht berührt worden. Wir bezogen unsere Position am Ufer, verborgen vor dem Blick jedes Tieres, das der Duftspur des Fleisches folgen mochte, die der Junge an den bereits erwähnten losen Zweigen vorbeigeschleppt hatte. Belt war mit seinem Zehner-Kaliber-Gewehr bewaffnet, das mit einem weißen Visier versehen war, und meine größere Mauser lag über meinen Knien, wobei eine doppelläufige Schrotflinte, geladen mit Posten (*Loopers*), für Notfälle in Reichweite lag.

Stunde um Stunde saßen wir schweigend da. Gelegentlich ließ ein Löwe weit entfernt in Richtung des Cheringoma-Waldes ein leises, zufriedenes Brüllen hören, und das unheimliche Geheul einer Hyäne wurde über den ruhigen Fluss zu uns herübergeweht; die Geräusche menschlicher Stimmen im Lager verstarben, der Fluss floss lautlos vor uns dahin, ein einsamer kleiner Frosch quakte heiser vor sich hin, und die Moskitos hielten ein dumpfes, monotones Summen aufrecht. Belt nickte in einen leichten Schlaf ein, und immer wieder fand ich mich selbst an der Grenze zum Traumland wieder. Einmal schreckte mich ein Geräusch im Schilf in Richtung des Lagers auf, aber da kein weiteres Geräusch folgte, zog ich meine Decke wieder eng um mich.

Es war eine jener dunklen, aber sternenklaren Nächte, die in der Karoo oder auf den Hochplateaus des Binnenlandes so schön und erfrischend sind, die aber in den sumpfigen Regionen der Ostküste feucht von Nebelschwaden und stinkenden Miasmen und belebt von Millionen von Moskitos sind. Das Nachtwachen an einem Wüsten-Wasserloch oder einem „Kill“ im Betschuanaland oder Damaraland in den guten alten Zeiten muss eine angenehme Arbeit gewesen sein; aber in der Küstenregion der Ostküste stellt der Waidmann fest, dass das leidenschaftliche Verlangen, dem König der Tiere nachts am „Kill“ zu begegnen – ein Verlangen, das ihn so stark besitzt, wenn die Sonne scheint und er langgestreckt auf einem Leopardenfell vor seinem Zelt liegt und träge an seiner Pfeife zieht –, etwas abkühlt, wenn er Stunde um Stunde allein draußen sitzt, nur geschützt durch den dunklen Schatten eines Busches, umgeben von übelriechenden Sümpfen, grimmig attackiert von zahllosen Moskitos, bis auf die Knochen durchgefroren von den feuchten Dünsten oder plötzlich fiebrig heiß werdend, wenn ein Hauch tropischer Luft seine Wange streift.

Betrachten wir für einen Moment einen Bericht über das Nachtwachen an einem „Kill“ in Somaliland, wo der Waidmann bequem auf einem *Mechan* (einem Gerüst oder einer Plattform) in einem Baum hockt, aus der Feder von Captain F. B. Pearce; dann werden wir uns eine bessere Vorstellung von den vergleichsweisen Strapazen machen können, die das Ansitzen an einem „Kill“ in jenem Land und in den Sümpfen der Ostküste mit sich bringt:

> „Auf meinem Baum hockend, sah und hörte ich, selbst ungesehen, das nächtliche Waldleben. Ich werde nie die Schönheit jener Nacht vergessen. Der Mond, gerade über den Vollmond hinaus, glänzte weiß auf dem trockenen Flussbett und durchzog es mit schwarzen Schatten der Bäume am gegenüberliegenden Ufer. Der Nachtwind wehte sanft und kühl und bewegte gerade die Schlingpflanzen und langen Gräser unter mir, und die Mondstrahlen, die die Bäume durchdrangen, erhellten die

Waldlichtung, in der ich wachte, mit einem Flickenteppich aus Weiß und Schwarz. Es war köstlich einsam.“[1]

Bald darauf glitt lautlos ein Tier aus dem dunklen Schatten eines Busches auf der gegenüberliegenden Seite des schmalen Stroms hervor. Es hielt nahe am Wasserrand inne und blickte in Richtung unseres Schirms. Sein dunkler Umriss hob sich silhouettenhaft gegen den weißen Sand ab; es war eine umherstreifende Hyäne, die zum Trinken gekommen war oder von der Gorongoza-Ebene durch einen Hauch des Flusspferdkadavers angelockt wurde. Einen Augenblick lang beobachtete sie uns, dann verschwand sie ebenso lautlos in den dunklen Schatten, wie sie gekommen war. Langsam vergingen die Stunden, aber kein Löwe erschien. Schließlich beschlossen wir, zum Lager zurückzukehren, da das Flusspferdskelett kaum ein ausreichend guter Köder war, um das Ausharren während der ganzen Nacht zu rechtfertigen.

Früh am nächsten Morgen stellte ich bei der Untersuchung der Stelle fest, dass kein Löwe in der Nähe des „Kills“ gewesen war. Gerade als ich das Lager verlassen wollte, um das Urema-Tal hinaufzujagen, traf ein Einheimischer ein und informierte uns, dass er ein großes Rudel Büffel in der Nähe des Massarara-Flusses gesehen habe.

[1] *Rambles in Lion Land*, S. 224, 225 (Ausg. 1898).

vom vorangegangenen Nachmittag. Büffel schienen keineswegs zahlreich zu sein. Eine Woche war vergangen, ohne dass wir auch nur auf eine frische Fährte gestoßen waren, also beschlossen wir, der Herde zu folgen, die der Junge gesehen hatte. Nach einem einstündigen Marsch erreichten wir Sumaqueza. Wir hielten vierzig Minuten lang einen südöstlichen Kurs, passierten unterwegs zwei Kraals und erreichten den tiefen, schnell fließenden Massarara-Fluss, der, obwohl an der Stelle, wo der Pfad auf ihn trifft, nicht breit, eine große Wassermenge führte. Er ist ein Arm des Madingue-dingue und bildet die Insel Sumaqueza oder Bava.

Photo by] [*the Author.*

"KAFFIR-CORN" (MILLET) FIELDS.

Nachdem wir einige Zeit gewartet hatten, kam ein Einheimischer aus einem benachbarten Kraal als Antwort auf unsere Schüsse herbei und setzte eines von zwei am rechten Ufer

liegenden Kanus zu unserer Seite des Stroms über. Nachdem wir den Fluss überquert hatten, folgten wir einem gut ausgetretenen Fußpfad und gelangten zu Maqueris Kraal,[1] der wunderschön auf dem hohen Ufer des Flusses gelegen war, umgeben von hohen, anmutigen Borassus-Palmen, Hyphaene, Phoenix (*Wilddattel*: *Chindu*: *Phoenix reclinata*) und anderen Palmenarten sowie gedeihenden Feldern mit Mais und Hirse (*Kaffernkorn*: *Holcus sorghum*). Das Land war hier etwas offener als anderswo und sollte, vergleichsweise gesprochen, ziemlich gesund sein. In Maqueris Kraal kauften wir einen Topf Palmwein und gaben den Jungen angesichts der bevorstehenden Büffeljagd eine Runde aus. Ich bemerkte das Fell eines Oribis (*Ouribia scoparia*), das auf dem Dach einer der Hütten lag. Die hiesigen Einheimischen nennen diese muntere kleine Antilope *Shweti* oder *Umsetinga*; der Zulu-Name ist *I-ula*.

Unser Führer brachte uns schließlich auf die Fährte, die ziemlich alt zu sein schien; wir nahmen sie dennoch auf. Man stelle sich unseren Abscheu vor, als wir bald darauf auf Büffellosung stießen, die mindestens zwanzig Stunden in der Sonne gelegen hatte. Auf die Frage an unseren Führer, warum er uns angelogen habe, er hätte die Büffel erst am gestrigen Nachmittag gesehen, grinste er und versicherte uns ruhig, dass wir sie finden würden, wenn wir der Fährte nur weit genug folgten. Wir sahen viele Wasserböcke, störten sie aber nicht, und nachdem wir die Insel einige Zeit erfolglos durchstreift hatten, überquerten wir erneut den Fluss und marschierten Richtung Lager ab. Bei der Ankunft in Umtararas Kraal erzählte dieser uns, dass ein Trupp Büffel in einem Stück hohen Grases nahe am Rand des Cheringoma-Waldes läge, etwa eine Meile entfernt. Als wir einen Ameisenhaufen auf einer Seite des Kraals bestiegen, konnten wir mehrere schwarze Punkte sehen, also brachen wir sofort in schnellem Tempo auf und kamen bald in die Nähe des Trupps. Belt, sein Junge Jantje und ich krochen auf sie zu. Das Gras war hoch und lückenhaft, und wir mussten über die offenen Stellen sehr vorsichtig vorrücken, wobei wir kurze Strecken auf Händen und Knien krochen.

Photo by] [*the Author.*

NATIVE HUTS.

Schließlich gelangten wir bis auf hundert Yards an ein paar der Tiere heran, die aufrecht standen. Ein mittelgroßer Bulle stand in Breitseite, auf den Belt mit seinem Zehner-Kaliber-Gewehr feuerte. Als der aufgeschreckte Trupp aufsprang und davoneilte, gab ich zwei Schüsse ab; eine Kuh stolperte, war aber sofort wieder auf den Beinen und davon. Wir alle stürmten in vollem Lauf hinter der Herde her. Jantje, ein großer, gut gebauter Einheimischer, lief kräftig vor mir her, und ich legte es darauf an, ihn und den verwundeten Büffel einzuholen. Ein scharfer Sprint von etwa vierhundert Yards brachte uns plötzlich fast bis an sie heran; sie stand auf einer eher offenen Stelle und war offensichtlich schwer getroffen. Zwei Mauser-Kugeln streckten sie endgültig nieder. Während die Jungen sie häuteten, suchten Belt und ich nach der Fährte des Bullen, konnten aber keinen Schweiß finden. Ein Zehner-Kaliber-Gewehr ist eine nützliche Waffe, wenn man einem angreifenden Büffel oder Elefanten gegenüberstehen muss, aber ich glaube nicht, dass man sich auf es bei Entfernungen über hundert Yards verlassen kann; ich denke, Belt hätte in diesem Fall besser daran getan, sein .450-Express-Gewehr von Gibbs oder sogar sein präzises kleines Lee-Metford zu benutzen. Ich habe jedoch keine persönlichen Erfahrungen mit dem Zehner-Kaliber und sollte mich vielleicht damit zurückhalten, eine Meinung zu diesem Thema zu äußern. Der Führer unserer vergeblichen Jagd vom Vormittag hatte die unverschämte Dreistigkeit, ein *Pansela* (Geschenk) für seine Dienste beim Zeigen der Büffel zu fordern; aber unnötig zu sagen, dass seiner bescheidenen Bitte nicht entsprochen wurde.

Wir erreichten das Lager eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit. Am nächsten Morgen brachen Belt und ich in Begleitung von einem Dutzend Jungen erneut zum Massarara-Fluss auf, in der Absicht, ein paar Tage mit der Jagd in diesem Teil des Landes zu verbringen. Unterwegs machten wir Station beim Posten des Kommandanten in Sumaqueza und machten ein paar Fotos von dem Fachwerkgebäude aus Lehm und Flechtwerk sowie von einem einsamen, großen, burgähnlichen Affenbrotbaum (Baobab), der dahinter wuchs. Dieser Baum hat einen Stammumfang an der Basis von genau zweiundfünfzig Fuß, gemessen zwei Fuß über dem Boden, und eine Höhe von, wie ich schätzen würde, fünfundsiebzig oder fünfundachtzig Fuß, aber ich habe ihn nicht gemessen. Er war keineswegs ein außergewöhnlich großer Baum seiner Art, aber sein gerader, glatter Stamm und seine stattlichen, ausladenden Äste verliehen ihm, obwohl er laublos war, ein ungewöhnlich prächtiges Aussehen. James Chapman[1] erwähnt, einen dieser Bäume mit einem Umfang von einhundertein Fuß gesehen zu haben, gibt den Durchschnitt aber mit sechzig bis achtzig Fuß an. Die rötliche Rinde ist sehr dick, glatt und glänzend. Als ich diesen Baum sah, war er lediglich ein hageres, laubloses Gerüst, aber wenn er mit seinen glänzenden, fünfzähligen Blättern und den großen weißen, hängenden Blüten geschmückt ist, muss er sehr hübsch sein. Die Frucht, die eine holzige Außenhülle hat, ist sechs bis zehn Zoll lang und drei bis vier Zoll breit. Die Samen sind in eine weiße, markige, säuerliche Substanz eingebettet, aus der man, wie ich glaube, ein kühlendes Getränk herstellen kann. Das Holz ist sehr faserig und fast nutzlos; die Rinde wird jedoch zur Herstellung von Matten, Seilen und anderen Artikeln verwendet. Es ist ein seltsamer Anblick, die Samenkapseln an den Zweigen des laublosen Baumes hängen zu sehen.

Photo by] [*Mr. P. A. Krantz.*

BAOBAB TREE AT SUMAQUEZA.

Die Einheimischen nennen diesen Baum *Chivuyu*; es ist der *Adansonia digitata* der Botaniker und der „Crematat-boom“ (Weinsteinbaum) der Buren. Der Baum „endet mit einer eigentümlichen Plötzlichkeit“, wie Gordon Cumming es ausdrückt; er besteht eigentlich nur aus Stamm. Nachdem wir ein paar Fotos gemacht hatten und unsere Reise fortsetzen wollten, bat uns der kleine portugiesische Soldat, der an diesem Ort stationiert war, noch etwas zu verweilen

[1] *Travels in the Interior of South Africa* (Ausg. 1868), Bd. II, S. 441.

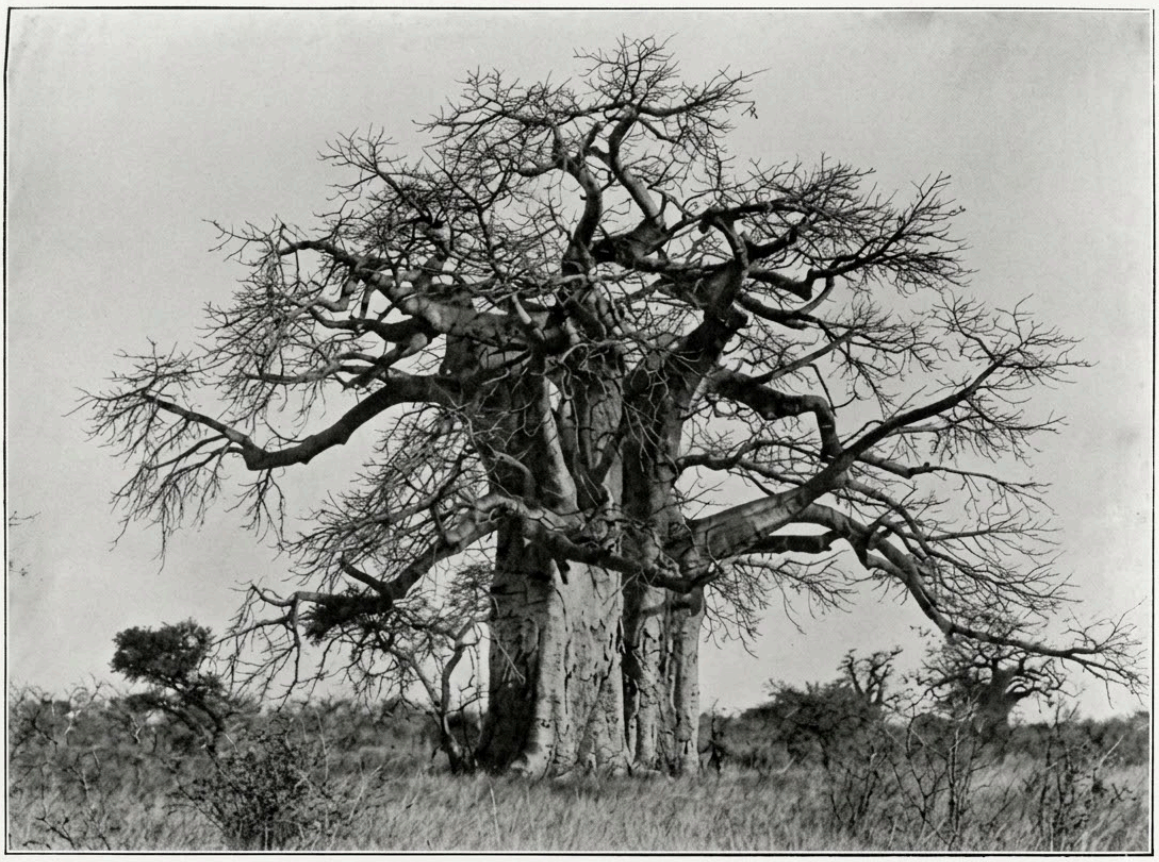


Photo by] ANOTHER BAOBAB TREE. [*Mr. H. Exton.*

Mauser. Ich kehrte am Mittag ins Lager zurück. Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang und sah einen Wasserbockbullen auf einer offenen Stelle in etwa dreihundert Yards Entfernung stehen. Während ich ihn beobachtete, flüsterte der satanische Junge an meinem Ellbogen: „Bulala“ („Töte ihn“). Die Versuchung, einen Weitschuss abzugeben, war zu groß, und ich feuerte. Nachdem er die Kugel erhalten hatte, lief der Bock fast direkt einhundert Yards auf mich zu und blieb dann stehen, woraufhin ich ihn mit einer Vollmantelkugel in die Brust zur Strecke brachte. Wir sahen an jenem Tag viele Wasserböcke, aber kein anderes Wild.

Am Abend kauften wir einen großen Topf Palmwein für unsere Jungen, die die Nacht mit ihrem Gebrüll und Geschwätz grässlich machten. Belt bedauerte, dass wir sie so freundlich behandelt hatten, und ich stimmte ihm fast zu, dass „Neger die ersten Wesen waren, die Gott erschuf“.

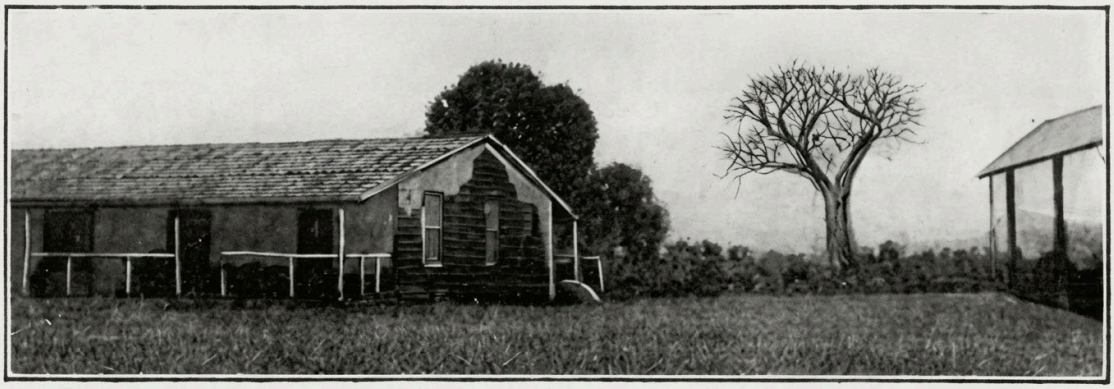


Photo by] [*the Author.*

SUMAQUEZA, THE STATION OF THE COMMANDANT OF CHERINGOMA.

Am nächsten Morgen traten wir unsere Rückreise zum Hauptlager an. Als wir Umtararas Kraal erreichten, wurde Halt gemacht, und ich bestieg denselben Ameisenhaufen, von dem aus uns einige Tage zuvor ein Trupp Büffel gezeigt worden war. Ich sah mehrere Zebras in etwa achthundert Yards Entfernung. Ich feuerte leichtsinnig auf eines von ihnen, verfehlte es aber, obwohl die Kugel sehr nah vorbeigegangen sein muss, denn es lief sofort davon, gefolgt von seinen Gefährten. Als ich das Land in der entgegengesetzten Richtung absuchte, wurde meine Aufmerksamkeit durch mehrere dunkle Punkte in etwa sechshundert Yards Entfernung erregt, von denen Galazi bestätigte, dass es sich um Büffel handelte. Sie waren offensichtlich durch den leisen Knall meiner Schuss auf das Zebra. Wir ergriffen unsere Gewehre, schnallten unsere Gürtel um und machten uns auf den Weg zu ihnen. Gerade als wir uns der Stelle näherten, an der wir sie gesehen hatten, stießen wir plötzlich auf mehrere Zebras, die glücklicherweise nicht erschraken, sondern uns ruhig aus dem Weg gingen. Vorsichtig vorrückend gelangten Belt und ich bis auf vierzig Schritte an den Trupp heran und sahen uns dann einem gewaltigen Bullen und mehreren Kühen gegenüber. Als unsere Schüsse fielen, sprangen etwa zwei Dutzend Büffel auf, drängten sich zusammen und polterten als Herde davon, wobei sie eines ihrer Mitglieder zurückließen, das im hohen Gras heftig darum kämpfte, die kalte, grausame Hand des Todes abzuwehren. Während der Trupp sich zurückzog, trafen meine Mauser-Teilmantelgeschosse ein paar Tiere; das laute „Klap“ war über dem Getöse deutlich zu hören. Eine Kuh sonderte sich bald von der Herde ab und wurde von Prinsloo erlegt.

Als wir der Fährte folgten, fanden wir zwei Schweißspuren. Zwanzig Minuten lang verfolgten Prinsloo und ich stetig jene, die am meisten Blut zeigte. Sie führte in gefährliches Gelände, und die Arbeit wurde sehr aufregend. Wir hatten eine dichte Masse aus Binsen und Schilf erreicht, die an einer sumpfigen Stelle wuchsen. Ich machte gerade einen vorsichtigen halbkreisförmigen Bogen zur rechten Flanke von Prinsloo, der direkt auf der Fährte war, als ich den alten Bullen erblickte. Er stand seitlich seines blutigen Pfades und blickte gespannt in die Richtung, aus der Prinsloo herankam.

Die Erhabenheit dieses patriarchalen Bullen, wie er dort gestellt stand – geduldig und doch grimmig die nähere Ankunft seines Feindes erwartend –, spottet jeder Beschreibung. Die abgenutzten Hörner und der fast haarlose Rücken sowie die Flanken verstärkten seine ehrwürdige und herkulische Schönheit, während er sich knietief im morastigen Sumpf auf seine letzte Anstrengung vorbereitete. Wie sehr wünschte ich mir, meine Kamera griffbereit gehabt zu haben. Ich beschloss auf der Stelle, mich in Zukunft speziell für diese Art von Arbeit mit einer kleinen Kodak auszurüsten. Der Bulle starrte so gebannt in

die Richtung, aus der er gekommen war, dass er mich anscheinend nicht hatte herankommen hören und mich nicht sah, obwohl ich nur fünfzehn Yards entfernt war. Ich erkannte, dass Prinsloo direkt in seine Hörner laufen würde, wenn ich ihn nicht warnte; also feuerte ich ohne weiteres Zögern auf die Spitze seiner linken Schulter. Als er die Kugel erhielt, drehte er sich um, lief vierzig Yards und stellte sich erneut Wir setzten ihm nach und schafften es, ihm eine weitere Kugel in die Brust zu geben, bevor er angreifen konnte. Aber erst nachdem er vier oder fünf weitere Wunden erhalten hatte, fiel er schließlich wie eine vom Blitz getroffene Eiche. Ein halbes Dutzend Einheimische war wie so viele Geier auf der Suche nach *In-nyama* (Fleisch) eingetroffen, bewaffnet mit einer Auswahl an Schneide- und Hackwerkzeugen, die einem Museum Ehre gemacht hätten. Wir machten uns an das Häuten und Zerlegen des Kadavers und kehrten dann zu dem Kraal zurück, den wir ein oder zwei Stunden zuvor verlassen hatten.

Dies erwies sich als ein sehr altes und massiges Tier. Die folgenden Maße wurden sorgfältig vor Ort mit einem Stahlbandmaß genommen und zu jener Zeit in meinem Feldnotizbuch festgehalten:

| Körpermaß | Fuß | Zoll |

| : | : | : |

| Länge von der Nase bis zur Schwanzspitze | 10 | 9 |

| Länge des Schwanzes bis zur Wurzel | 3 | 1 |

| Halsumfang hinter den Ohren | 5 | 8 |

| Körperumfang hinter den Schultern | 11 | 11 |

Da ich mir der Korrektheit der Schulterhöhe nicht ganz sicher war, habe ich diese nicht angegeben.

Prinsloo und ich kehrten an jenem Nachmittag zum Hauptlager zurück, wohlzufrieden mit dem Weidwerk des Vormittags. Belt brach kurz nachdem wir die beiden Kühe geschossen hatten auf, um einem gemeldeten Büffeltrupp zu folgen, konnte ihn jedoch nicht einholen. Zwei Tage später schickte Umtarara eine Nachricht in unser Lager, dass er den anderen großen Bullen, den wir verwundet hatten, tot im Busch in der Nähe seines Kraals gefunden habe. Die Hörner dieses Tieres erwiesen sich als ein prächtiges Paar; tatsächlich war es das größte, das wir auf dieser Reise erlangten. Unglücklicherweise kamen sie zusammen mit all den Trophäen meines Freundes abhanden, die er bestimmten Agenten in Beira zur Weiterleitung nach London übergeben hatte, die aber nie ihren Bestimmungsort erreichten. Mir wurde berichtet, dass die Firma sechs Monate später anscheinend nichts über die Angelegenheit wusste. Belt stellte fest, dass er mehrere Monate in Beira verbringen müsste, wenn er eine Klage gegen die Firma anstrengen wollte, und da er dies nicht tun konnte, verlor er seine hart erkämpften Trophäen.[1] Im Jahr 1897 verlor F. V. Kirby in Lourenço Marques eine Kiste mit sehr wertvollen Köpfen und Fellen, einschließlich eines Exemplars seines neuen *Kwa-wa* oder

[1] *Seit ich das Obige geschrieben habe, habe ich erfahren, dass die Kisten doch noch in London angekommen sind.*

Mpongo-Antilope, die er im Shupanga-Wald erlegt hatte. Ich möchte Waidmänner davor warnen, ihre Jagdbeute in den Häfen der Ostküste genau im Auge zu behalten; denn kaum ein größeres Unheil kann den Jäger treffen, als am Ende einer kostspieligen und gefährlichen Expedition seine Trophäen mit einem Schlag zu verlieren.

Nachdem wir den größten Teil des Landes entlang des Tals des unteren Urema bejagt hatten, beschlossen wir, am nächsten Tag mehrere Märsche weiter nach Norden vorzurücken, in Richtung des Sungwe-Sees – oder vielmehr des ausgedehnten Sumpfes, der diesen Namen trägt. An jenem Abend brachten wir die Lasten für den Treck in Ordnung.

Die Löwen brüllten in großartiger Weise aus verschiedenen Richtungen, als ob sie sich gegenseitig über ihren jeweiligen Aufenthaltsort informierten. Fast jeden Abend wurden wir von ihrer Musik mit einem Ständchen bedacht. Manchmal war das Brüllen laut und grimmig, als ob die Tiere hungrig wären; ein andermal erreichte ein zufriedenes, leises Stöhnen unsere Ohren.

KAPITEL VI

EINE EXPEDITION ÜBER DEN MWAREDZI-FLUSS HINAUS

Aufbruch in das Gebiet am Mwaredzi-Fluss – Madenhacker – Ein großer Büffeltrupp – Ein erschreckendes Röhren – Kuh erlegt – Ein verwundeter Bulle – Die Verfolgung abgebrochen – Reise fortgesetzt – Unwirtliches Land – Ein mutiger Somali-Junge – Sacura – Krokodil geschossen – Törichte Fehler – Manjoras Kraal – Perlhühner – Reisen mit Trägern – Makaia – Ein blühender Kraal – Affe geschossen – Mwaredzi-Fluss – Schmetterlinge – Ein trockenes Land – Unser Lagerplatz – Mürrische Träger – Nango-Gänseküken – Drei an die Küste gebracht – Ein regnerischer Morgen – Eine neue Antilope – Wasserbock geschossen – Perlhühner – Ein guter Schuss – Sehr wenig Wild – Gutes Jagdrevier während der Regenzeit – Kirbys Anmerkungen – Aufbruch zum Hauptlager – Zwei Steinböckchen geschossen – Krokodil geschossen – Ein langer Marsch – Ein Leopard gesichtet – Ein Wasserbock geschossen – Erreichen des Lagers – Unwohlsein – Geier und Hyänen.

AM NÄCHSTEN MORGEN brachen wir mit sechsundzwanzig Trägern von unserem Hauptlager auf, begleitet von unseren Gewehrträgern und Ali, Belts Koch (keineswegs das unwichtigste Mitglied der Expedition), und schlugen den Pfad ein, der nach Sena am Sambesi führt.

Wir hatten den Sabassa-Fluss überquert, der etwa vier Meilen oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Madingue-dingue bei Sumaqueza in den Urema mündet, und marschierten gerade auf den Lubiji-Strom zu, als unsere Aufmerksamkeit auf mehrere kleine Seidenreiher (*Herodias garzetta*) gelenkt wurde, die über einer Stelle im Sumpf rechts vom Pfad herumflatterten. Galazi kletterte auf einen Baum und berichtete, dass ein großer Büffeltrupp in Sicht sei. Da die Jungen, die das Lager bewachten, einen guten Vorrat an Fleisch benötigten, beschlossen wir, ein paar Schüsse abzugeben. Belt, Prinsloo und ich näherten uns, begleitet von zwei Gewehrträgern, der Herde. Der Boden war sehr sumpflandartig, und wir mussten in mehreren Zoll tiefem Wasser laufen. Bald darauf ein großer Bulle, der in kurzer

Entfernung hinter dem Haupttrupp stand, entblößte seine Schulter und seinen Kopf; aber Belt, der zuerst schießen sollte, sah ihn nicht rechtzeitig, und das Tier zog weiter zur Herde. Unsere Gruppe war viel zu groß, um ein erfolgreiches Anpirschen zu ermöglichen, und die Vögel warnten ihre Freunde bald vor unserer Anwesenheit, indem sie von deren von Zecken übersäten Körpern aufflogen. Die Büffel begannen, sich durch das Schilf und den Sumpf zurückzuziehen. Wir folgten ihrer Fährte und gelangten schließlich bis auf vierzig Yards an die nächsten Tiere heran, die gerade eine offenere Stelle überquerten. Unter den etwa fünfzig Tieren, die vor uns waren, konnte ich nur einen Bullen von nennenswerter Größe ausmachen; der Rest bestand hauptsächlich aus Kühen und

Jungtieren. Sie machten sich bereits davon, als Belt feuerte. Prinsloo und ich gaben ebenfalls jeweils einen Schuss ab. Beide Läufe von Belts Zehner-Kaliber gingen los, und der Rückstoß versetzte seiner Schulter einen unangenehmen Stoß.

Photo by] [*the Author.*

SOME OF OUR PORTERS.

Wir nahmen die erste Schweißfährte auf, die uns in ein Buschstück am Rande des Sumpfes führte, und wurden bald durch ein Röhren ganz in der Nähe aufgeschreckt. Es folgte jedoch kein Angriff; und als wir vorsichtig vorrückten, fanden wir eine große Kuh, die ihre letzten Atemzüge tat. Ich glaube, sie fiel durch Prinsloos Gewehr.

Ein Stück weiter fanden wir eine große Menge Blut an einer Stelle, wo ein verwundetes Tier offensichtlich einige Zeit gestanden hatte. Als wir einen Moment innehielten, preschte eine dunkle Masse durch den Busch und verschwand aus der Sicht. Wir konnten den schweren, polternden Galopp hören, während das Tier in die Tiefen des Dschungels. Wir folgten ihr eine Stunde oder länger, ohne sie einzuholen, wobei wir mal vorsichtig durch das Unterholz vordrangen, mal nach der Fährte suchten, die wir überlaufen hatten, und dann plötzlich stehen blieben, als wir ein Rascheln im Gebüsch hörten. Schließlich gaben wir die Jagd auf und kehrten zum Kadaver der Kuh zurück. Wir wiesen die Träger an, die inzwischen aus dem Lager eingetroffen waren, eine der Hinterkeulen zur Residenz des Kommandanten in Sumaqueza zu bringen.

Photo by] [*the Author.*

BUFFALO COW HEAD.

Wir schlossen uns dann wieder unserer Karawane an und setzten unsere Reise nach Norden fort. Unser Pfad verlief in geringer Entfernung vom linken Ufer des Urema-Flusses, und wir erreichten und überquerten bald den kleinen Lubiji-Bach, der nur etwa fünfzehn Gehminuten vom Sabassa-Fluss entfernt liegt. Kurz nachdem wir den Lubiji hinter uns gelassen und einen Ausläufer des Cheringoma-Waldes zu unserer Rechten passiert hatten, mussten wir einen unangenehmen, tiefen Sumpf durchqueren. Wir wurden bis zur Taille nass, während wir durch das übelriechende Wasser wateten und in den tiefen Flusspferdspuren herumstolperten im Schlamm. Als Belt und ich zum ersten Mal in das Land kamen, ließen wir uns von den Jungen auf die Schultern nehmen und über jeden sumpfigen Ort oder Bach tragen, der unseren Weg kreuzte, aber nach ein paar Tagen wurde es uns fast gleichgültig, wie oft wir nasse Beine bekamen; so wateten wir durch jeden Bach oder Sumpf, auf den wir stießen – und es waren viele – und betrachteten ein halb-aquatisches Leben als Teil des Alltags. Genau fünfzehn Minuten schnellen Gehens brachten uns zu einem weiteren Fluss, dem Inhacumba. Der Sena-Fußpfad stößt in der Nähe seiner Mündung in den Urema-Fluss auf ihn. Er ist nicht sehr breit, führte aber eine beachtliche Menge Wasser, als ich ihn sah. Auf Befehl des Kommandanten liegt an der Furt immer ein Kanu an dem einen oder anderen Ufer vertäut. Glücklicherweise fanden wir es auf unserer Seite des Flusses vor. Bei einer späteren Gelegenheit erreichte Belt das rechte Ufer und fand es am gegenüberliegenden Ufer vertäut, aber Ali, sein mutiger Somali-Junge, schwamm hinüber und paddelte es so gut er konnte herüber. Die Einheimischen sagten, sie hätten Angst vor den Krokodilen und wollten nicht ins Wasser gehen, und Ali beschimpfte sie lautstark als Feiglinge, die Angst vor dem Sterben hätten. Fünfzig Minuten nach dem Verlassen des rechten Ufers des Inhacumba erreichten wir Sacura und gönnten den Jungen eine Pause. Dieses

Eingeborenendorf, das vielleicht zwei Dutzend Hütten umfasst, liegt am linken Ufer des Urema-Flusses, aber die Umgebung schien mir ziemlich frei von Sümpfen zu sein. Ein Portugiese hatte dort einen kleinen Laden, und leider wurde, wie ich feststellen musste, reichlich Alkohol an die Einheimischen verkauft. Der Boden schien fruchtbar und von angemessener Tiefe zu sein, und die Einheimischen versicherten mir, dass sie gewöhnlich gute Ernten an Mais, Hirse und Süßkartoffeln einfuhren. Dieser Ort ist etwa zwei Stunden guten Fußmarsches von der Stelle entfernt, an der unser Urema-Lager aufgeschlagen war, und etwa drei von Sumaqueza. Wir brachen um vier Uhr wieder auf und erreichten nach einem fünfundvierzigminütigen Marsch in gutem Tempo Manjoras Kraal, wo wir die Zelte für die Nacht aufschlugen. Wenige Minuten nach dem Verlassen von Sacura, an einer Stelle, an der der Pfad dicht am Flussufer entlangführt, sonnte sich ein großes Krokodil in der Nachmittagssonne am gegenüberliegenden Ufer, etwa einhundertzwanzig Meter entfernt. Ich zielte sorgfältig ein paar Zoll hinter dem Auge und feuerte mit meiner Mauser größeren Kalibers. Als es die Kugel empfing, schlug es mit seinem kräftigen Schwanz um sich und öffnete und schloss mehrmals seine hässlichen Kiefer, wobei ich mir fast einbildete, sie wie eine Tiger-Tellereisen zuschnappen zu hören; dann lag es regungslos da. Es war offensichtlich durch das Gehirn oder den Nacken geschossen worden; aber um sicherzugehen, dass es nicht entkam, und um zu sehen, ob ich mit meiner Gibbs .450 noch präzise schießen konnte, feuerte ich zwei Schüsse auf eine Stelle direkt hinter seiner Schulter ab. Ich schickte einen Jungen nach Sacura zurück, um den Einheimischen dort zu sagen, sie sollten den Fluss in einem ihrer Kanus überqueren, den Kopf sichern und ihn bis zu unserer Rückkehr aus dem Norden aufbewahren. Dies unterließen sie jedoch. Als ich die Stelle einige Tage später passierte, sah ich ein Krokodil auf derselben Sandbank liegen, und da ich immer bereit war, eine Patrone an einen dieser abscheulichen Saurier zu verschwenden, schoss ich darauf. Die Kugel schlug laut hörbar ein; aber da das Tier keinen Muskel rührte, dämmerte mir, dass ich auf den Kadaver geschossen hatte, den ich einige Tage zuvor erlegt hatte; und mein Gewehrträger und ich lachten herzlich auf meine Kosten. Als ich dieses Erlebnis einige Tage später meinem Freund erzählte, als wir uns im Hauptlager wiedersah, teilte er mir zu meiner Überraschung mit, dass auch er aus Versehen auf den Kadaver geschossen hatte. Manjoras Kraal liegt am linken Ufer des Flusses, etwa zweihundert Meter vom Sena-Fußpfad entfernt. Er besteht aus etwa einem Dutzend Hütten und wirkt außergewöhnlich sauber. Hunderte der gewöhnlichen Helmperlhühner (*Numida mitrata*) waren in der Nähe der Mais- und Hirsefelder rund um den Kraal zu finden, und ich hatte das Glück, ein Paar mit meinem Mauser-Gewehr zu erlegen, als sie im hohen Gras fraßen, ohne meine Anwesenheit zu bemerken. Am nächsten Morgen um 6:15 Uhr waren wir auf den Beinen. Die Zelte wurden abgebrochen und die Lasten mit dem Seil des Landes (Streifen der faserigen Blätter der Lala-Palme) verschnürt, während die Töpfe der Jungen und ihre persönlichen Habseligkeiten, wie Mafumbas und Stücke von extrem streng riechendem Fleisch, oben auf den Lasten befestigt wurden – sehr zum Ekel Belts, wenn dies auf seinem Bettzeug geschah. Um 6:45 Uhr, nach dem Frühstück, begannen wir unseren Marsch. Es war immer eine Mühe, die Jungen zum Aufbruch zu bewegen. Ich rief in einem möglichst bombastischen Tonfall wie möglich: „Pakamisa“ („aufnehmen“, „hochheben“) „pezulu“ (wörtlich oben „auf den Kopf“) auf Zulu, und dann stimmte unser Capitão, der gute alte Matakenyan, in den Ruf ein, hob die Lasten auf die Köpfe der Träger und trieb sie im Allgemeinen wie eine Herde Esel an, und schon ging es im Gänsemarsch los, Belt, ich und unsere Gewehrträger an der Spitze, während der Capitão und Prinsloo die Nachhut bildeten. Wenn man mit einer Karawane von Trägern reist, ist es von größter Bedeutung, einen absolut ehrlichen und zuverlässigen Capitão zu haben. Ohne einen solchen Mann wird der Reisende ständig Ärger mit seinen faulen Jungen haben: Mal werden die Lasten als zu schwer bezeichnet, mal die Reisrationen als unzureichend; die marschierten Strecken seien zu weit, oder hundert andere Beschwerden werden vorgebracht. Es ist sehr amüsant, den Ansturm zu beobachten, der entsteht, wenn

man den Trägern törichterweise erlaubt, den Stapel der Lasten zu stürmen, wenn ein Aufbruch von der Küste bevorsteht. Ein großer, muskulöser Kerl greift sich mit strahlendem Gesicht eine kleine Kiste, lässt sie aber im nächsten Moment mit einem wissenden Grinsen fallen, da sie Patronen oder anderes schweres Material enthält, und stürzt sich auf das nächste vielversprechend aussehende Paket. Alle Lasten sollten natürlich von einheitlichem Gewicht sein. Ich finde nicht, dass man von einem Mann erwarten sollte, mehr als fünfzig Pfund zu tragen; aber es ist oft unmöglich, die Dinge so zu regeln. Es ist erstaunlich, wie schnell die schwereren Pakete markiert und von den Jungen so weit wie möglich gemieden werden. Bei Reisen mit einer Trägerkarawane muss ein erhebliches Maß an Taktgefühl und Urteilsvermögen aufgebracht werden. Der Reisende sollte immer bestrebt sein, die Bräuche und Eigenarten der Einheimischen im Auge zu behalten und in all seinen Geschäften mit ihnen entsprechende Rücksicht zu nehmen. Ich halte es nicht für ratsam, alle Jungen aus einem einzigen Kraal oder Stamm zu beziehen; aber oft hat man in dieser Angelegenheit keine Wahl. In einer Stunde und fünfzehn Minuten erreichten wir Makaia, wobei wir nur ein winziges Bächlein namens Jesuma überquerten, nahe seiner Einmündung in den Urema, etwa zehn Gehminuten von Manjoras Kraal entfernt. Ein kleiner Bach, der Seroni, fließt in der Nähe des Kraals vorbei und strömt nach Süden, wo er oberhalb der Furt des Sena-Fußpfades in den Inhacumba mündet. Von Makaia aus ist der niedrige, buschbewachsene Piri-Rücken sichtbar und bildet eine angenehme Unterbrechung der trüben, flachen Monotonie des Urema-Tals. Dundhlu ist, wie ich glaube, der höchste Gipfel oder Anstieg. Kurz bevor wir Makaia erreichten, passierten wir einen kleinen Kraal rechts vom Fußpfad. Einhundert Meter weiter zur Linken steht ein altes Gebäude, das einst ein Laden für Einheimischenbedarf von Suam de Barata war. Makaia liegt in einem Gebiet mit trockenem Land, mit angenehmen, offenen Grasflächen, die in einiger Entfernung vom Urema-Fluss mit Buschwerk und Palmen durchsetzt sind. Wir trafen den Häuptling nicht an, da er sich bei den Behausungen einiger seiner Frauen in Richtung des Flusses aufhielt. Sein Haus in Makaia ist ein vierwandiger Flechtwerkbau mit Lehmbewurf und einem Schilfdach, der einigermaßen nach europäischem Vorbild errichtet wurde. Er profitierte offensichtlich vom Aufenthalt des Suam de Barata in der Nähe seines Kraals. Ich sah ausgedehnte Maisfelder, und nach der Tatsache zu urteilen, dass ich keine Schwierigkeiten hatte, bei den Einheimischen einen Vorrat an Ufa (Sorghummehl) gegen Fleisch einzutauschen, und dass ich bei beiden Gelegenheiten, die ich dort war, mehrere Frauen beim Mahlen von Hirse sah, würde ich sagen, dass sie reiche Ernten erzielen.

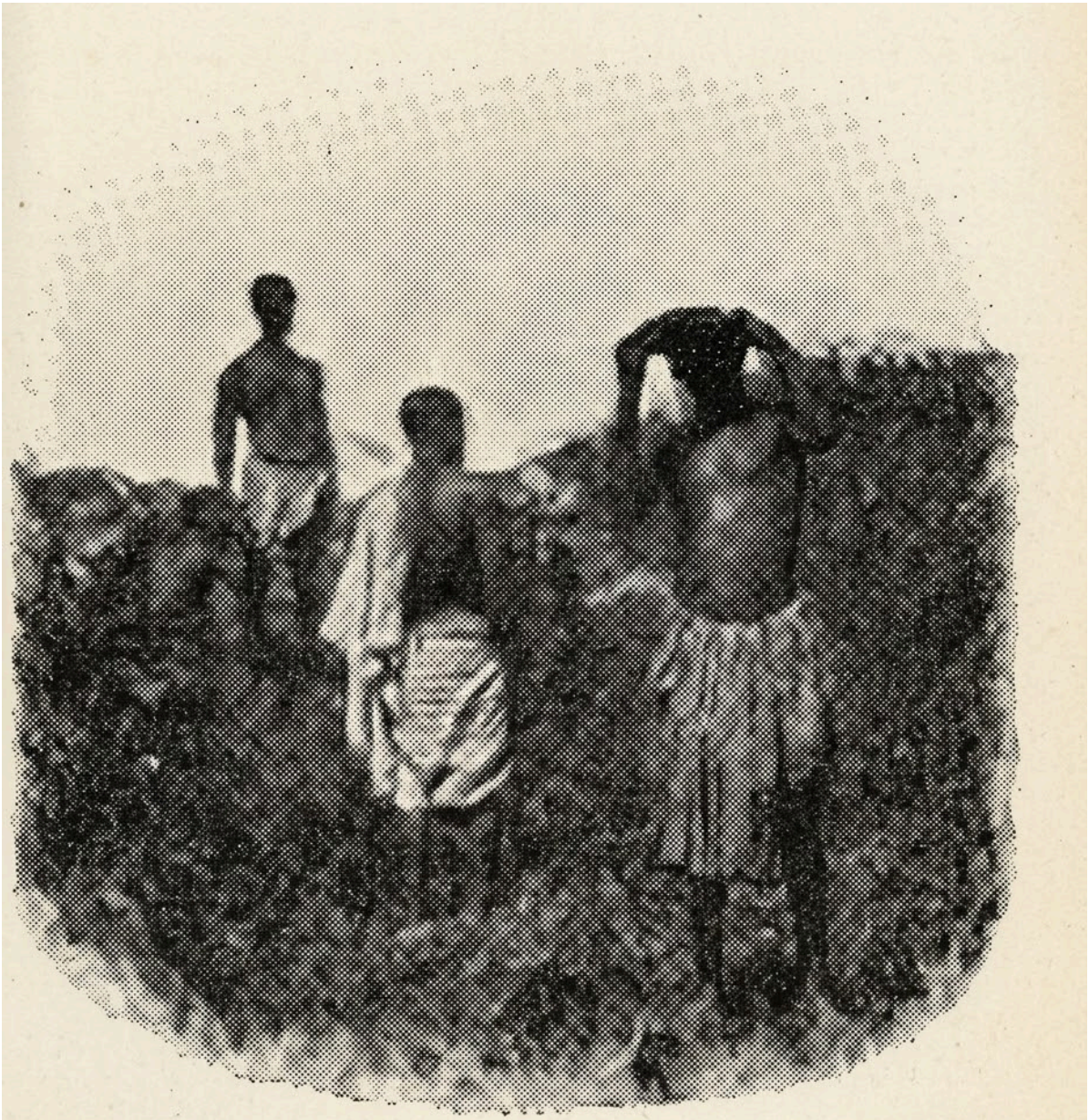


Photo by] [*the Author.*

A MIDDAY HALT.

Wir verließen Makaia, sobald die nachzügelnden Träger eine kurze Rast eingelegt hatten, und marschierten in Richtung des Mwaredzi-Flusses. Bei der Annäherung daran wurde der Baumbestand dichter und bildete stellenweise einen richtigen Wald. Als ich in dem Dickicht auf einer Seite des Pfades ein unheimliches Geräusch hörte, begab ich mich in diese Richtung und fand mich bald von einer Kolonie kleiner, gräulicher Mosambik-Meerkatzen (*Cercopithecus pygerythrus*) mit langen Schwänzen umgeben. Ich schoss mit der Mauser auf eines von ihnen, und der arme kleine Kerl fiel von seinem hohen Aussichtspunkt hoch oben in einem Waldbaum zu Boden und bald schloss er seine hellen Augen für immer. Er mass drei Fuß acht Zoll von der Nase bis zur Schwanzspitze; der Schwanz war zwei Fuß zwei Zoll lang. Wir erreichten den Fluss nach einer Stunde guten Fußmarsches und setzten zum gegenüberliegenden Ufer über, bevor wir die Mittagspause einlegten. Die Jungen trafen einer nach dem anderen ein, alle sahen müde und mürrisch aus. Ich finde die folgende Eintragung in meinem Tagebuch: „Die Jungen machen einen gewaltigen Lärm, während ich dies am Nordufer des Mwaredzi-Flusses schreibe. Sie

beschweren sich bei unseren Gewehrträgern darüber, dass sie so schnell gehen und uns eine so weite Strecke führen, bevor wir Halt machen, und fügen hinzu, dass sie, wenn sie Lasten zu tragen hätten, nicht so erpicht auf das ‚Rennen' wären. Nach dem Lärm und dem Stimmenwirrwarr zu urteilen, könnte man meinen, ein Löwe sei im Lager." Der Mwaredzi entspringt in den Sümpfen des Urema-Tals und dem ansteigenden Gelände entlang der Piri-Rücken. Er ist ein recht reißender Fluss, war aber an der Stelle, wo der Sena-Pfad auf ihn trifft, nur etwa fünfzehn Meter breit und führte nicht viel Wasser. Er fließt in westlicher Richtung in den Urema-Fluss. Als wir unsere Reise fortsetzten und aus dem Busch auf eine offene Lichtung traten, die fast ohne Gras war, sahen wir eine Herde von zehn Impala-Antilopen, kamen aber nicht zum Schuss. Es war offensichtlich ein bevorzugter Aufenthaltsort von ihnen, denn die Bodenoberfläche war förmlich von ihren Spuren zerfurcht. Ich sah viele Schmetterlinge zwischen den Bäumen in der Nähe des Flusses und fing mehrere. Sie waren meist von dunkler Farbe und passten sich perfekt den braunen Baumstämmen und den Waldschatten an. Ein paar Meilen weiter nördlich sah und erkannte ich zwei meiner alten Freunde aus Zululand und dem südöstlichen Transvaal, *Danais chrysippus* und *Junonia ebrene* (den „Purpurfleck"). Das Land, das wir nun durchquerten, war trocken, aber das Gras war noch zu grün, um leicht zu brennen. Nachdem wir zwei Stunden und fünfzehn Minuten lang stetig marschiert waren, verließen wir den Hauptfußpfad von Sena, folgten einem alten Pfad nach links und erreichten in etwa zwanzig Minuten unseren Lagerplatz, wo sich ein Wasserloch namens Pera befand. Die Jungen waren sehr mürrisch, als sie ankamen. Sie sagten Prinsloo, wenn wir darauf bestünden, dass sie weiterzögen weiter nach Norden zu ziehen, würden sie ihre Lasten hinwerfen, desertieren und auf ihren ausstehenden Lohn verzichten. Sie sagten, sie kennten das Land nicht und hätten Angst. Ich unternahm einen Spaziergang in südöstlicher Richtung, sah aber kurz vor Sonnenuntergang nur zwei Buschschweine. Ich verwundete eines, doch obwohl ich es mehrmals aufscheuchte und hören konnte, wie es durch das hohe Gras raste, in das es sich zurückgezogen hatte, konnte ich es nicht sehen und musste die Suche aufgeben. Die einzige frische Fährte, die ich sah, war die von Impalas, aber ich bemerkte die Spuren vieler Tiere im getrockneten Schlamm der letzten Regenzeit. Als wir uns einem Wasserloch näherten, sahen Sacura und ich eine weiß-schwarze Sporengans (*Nango* bei den Einheimischen das Ufer hinauflaufen, gefolgt von einer Anzahl Küken. Wir stürzten ihnen nach und es gelang uns, sieben der Kleinen im Gras zu fangen, wo sie Schutz gesucht hatten, nachdem der Altvogel sie verlassen hatte. Sacura trug unsere hübschen kleinen Gefangenen ins Lager und fertigte geschickt einen provisorischen Käfig aus Palmenblättern für sie an. Wir fütterten sie mit in Wasser eingeweichten Keksbröseln, und schließlich gelang es mir – dank der Fürsorge meines Zeltjungen Jack –, drei von ihnen bis zur Küste durchzubringen. Während der Nacht begann es zu regnen, und es hielt bis etwa neun Uhr am nächsten Morgen an. Die Jungen, wahre Kinder des Sonnenscheins, waren wie üblich sehr unglücklich und lagen zusammengerollt in ihren *Mafumbas*. Ich war froh, dass ich sie an diesem Morgen nicht nach Norden weitertreiben musste, denn angesichts ihrer Drohung zu desertieren und des Regens hätte ich zweifellos Ärger bekommen. Während ich einen stattlichen Wasserbock-Bullen anpirschte, der auf einem offenen Fleck mit kurzem, grünem Gras in der Nähe des Urema-Flusses stand, preschte eine ziegelrote Antilope, etwa von der Größe eines Riedbocks und mit genau denselben Hörnern, an mir vorbei und verschwand im hohen Gras. Ich entschied törichterweise, zuerst den Wasserbock zu schießen und dann dieser seltsamen Antilope nachzugehen. Als ich bis auf dreihundert Meter an den Wasserbock herangekommen war, feuerte ich mit meiner kleinen Mauser (mit Vollmantelgeschossen). Ich hörte den Einschlag der Kugel nicht und war mir daher sicher, dass ich ihn verfehlt hatte, als der Bock nach einem kurzen Trab von einem Dutzend Metern wieder stehen blieb. Ich feuerte erneut, aber er sprang nur zur Seite. Meine dritte Kugel schien gewirkt zu haben, obwohl ich ein „Klap" zu hören glaubte. Also stellte ich das Visier auf vierhundert Yards ein und feuerte noch einmal. Diesmal hörte ich die Kugel hinter dem

Bock durch die Luft pfeifen und war völlig ratlos, wie ich den nächsten Schuss ansetzen sollte, als er zu meiner Überraschung taumelte und umfiel. Als ich ihn erreichte, war er bereits tot. Ich stellte fest, dass meine ersten drei Kugeln getroffen hatten; zwei davon hatten nur Fleischwunden verursacht, aber die dritte hatte ihn voll an der einen Schulter getroffen und war auf der gegenüberliegenden Seite wieder ausgetreten. Ich ließ die beiden Jungen, die ich bei mir hatte, zurück, um ihn zu häuten, und machte mich auf die Suche nach der seltsamen Antilope, die ich gesehen hatte, konnte aber zu meinem großen Ärger und meiner Enttäuschung keine Spur von ihr finden. Lange Zeit suchte ich das Gelände ab und machte mir Vorwürfe, dass ich ihr nicht sofort gefolgt war, doch schließlich musste ich die Jagd aufgeben.

Mein Gewehrträger sagte, es sei ein *Hlangu* (Riedbock; der Zulu-Name ist *In-hlangu*); aber auf genauere Nachfrage erklärte er, dass es zwei Arten von Riedböcken gäbe, eine von gräulicher und die andere von rötlicher Farbe. Die Einheimischen scheinen jedoch nur einen Namen für sie zu haben. Leider erhaschte ich nur einen flüchtigen Blick auf das Tier und bin daher nicht in der Lage, viel darüber zu sagen, aber ich vermute, dass es etwas größer war als der typische Riedbock aus Zululand oder dem östlichen Transvaal. Es hatte definitiv einen deutlichen rötlichen Schimmer. Es war der einzige Riedbock, den ich in dem Land sah, aber Belt schoss im Gorongoza-Gebiet einen jungen Bock, von dem ich ihn so verstand, dass er von gräulicher Farbe war. F. V. Kirby scheint jedoch während der Regenzeit viele zwischen den Flüssen Mwanza und Mwaredzi gesehen zu haben.

Nach meiner Rückkehr ins Lager schoss ich drei Perlhühner mit meiner Mauser; sie waren sehr zahm, und indem ich mich hinter einem Busch an sie heranpirschte, gelang es mir mit viel Glück, zwei mit einer Kugel zu erledigen, als sie in einem Trupp von mir wegliefen. Die Vogelwelt in dieser Region war recht vielfältig, und ich bedauerte, dass ich meine Schrotflinte im Urema-Lager gelassen hatte. Einige der kleinen Vögel waren wunderschön gefärbt, und mehrere waren mir völlig neu. Belt schoss einen Impala-Bock und eine Ricke, wobei letztere eine willkommene Ergänzung für unsere Speisekammer darstellte. Während Belt und ich uns über eine gut gebratene Perlhuhn vor seinem Zelt gütlich taten, bemerkten wir einen Vogel, den wir für ein Perlhuhn hielten und der auf der Spitze eines Baumstumpfes in etwa zweihundertzwanzig Yards Entfernung saß. Ich legte den zarten Flügel des Vogels, den ich gerade aß, beiseite, nahm meine Mauser zur Hand und erlegte den Vogel mit einem sehr glücklichen Schuss. Es stellte sich jedoch heraus, dass es ein Geier war, dessen Flügelspannweite 5 Fuß 7 Zoll betrug. Später am Nachmittag unternahm ich einen Spaziergang, sah aber kein Wild. Prinsloo, der in Richtung der Piri-Hügel unterwegs gewesen war, um die Lage zu erkunden, kehrte nach Sonnenuntergang ins Lager zurück und berichtete, dass er eine Lichtenstein-Antilope gesehen habe, die er verwundete, aber verlor, sowie mehrere Herden von Impalas, aber kein anderes Wild. Er sah keine nennenswerte frische Fährte. Ich war sehr enttäuscht, so wenig Wild zwischen den Flüssen Mwanza und Mwaredzi vorzufinden, da F. V. Kirby[1] in dieser Region während der Sommer- oder Regenzeit einige Jahre zuvor hervorragendes Jagdglück gehabt hatte. Er schreibt über diese Region wie folgt: „Die Menge an Wild im Sumpfgebiet zu dieser Jahreszeit ist so überraschend, dass ich mich frage, wohin sie während der Trockenzeit ziehen. Büffel, Zebras, Wasserböcke, Impalas, Gnus, Warzenschweine, Oribis, Elenantilopen und Riedböcke[2] – all diese habe ich im Dambo gesehen. Vom ‚Löwen-Ameisenhaufen' aus waren ständig zweihundert bis dreihundert Tiere in Sichtweite. Gnus grasten wiederholt bis auf neunzig oder einhundert Yards an meinem Zelt, und eines Abends kam eine Herde von dreiundzwanzig Büffeln bis auf fünfzig Yards heran und begutachtete alles in ihrer stoischen, sachlichen Art, um dann im Gänsemarsch so unbekümmert abzuziehen, als wäre keine Menschenseele meilenweit entfernt, bis sie in unseren Wind gerieten, und dann – nun ja, da machten sie die verlorene Zeit wett." Ich hatte kürzlich einen Briefwechsel mit Herrn Kirby über das Thema der Wildwanderung in dieser Region, und ich darf folgendes aus einem seiner Briefe zitieren:

„Ich war sehr interessiert an Ihren Bemerkungen bezüglich des Cheringoma-Distrikts; sie bestätigen vollauf die Schlussfolgerungen, zu denen ich gelangt war. Ich kann Ihnen versichern, dass, als Ende Oktober und Anfang November mein Freund Hauptmann

[1] *Sport in East Central Africa* (Ausg. 1899), S. 227.

[2] Er sah und schoss in dieser Nachbarschaft auch Elenantilopen.

(jetzt Major) Harrison dieses Land zum ersten Mal betrat, die Aussichten auf Jagdglück sehr dürftig schienen. Das Wild schien sozusagen plötzlich aufzutauchen, als die ersten Regenfälle gefallen waren und jeder Tag die Bäume mit dichterem Laub kleidete. Ich konnte mir über das Thema der teilweisen Wanderung der Elenantilopen und Büffel keineswegs Gewissheit verschaffen, aber dass so etwas in der Art vorkommt, daran hege ich nicht den geringsten Zweifel. Innerhalb von vierzehn Tagen vervielfachte sich die Zahl der letztgenannten Tiere etwa um das Fünfhundertfache, und doch stieß ich von Anfang bis Ende auf keinerlei Spuren in den Bergzügen, die mich zu der Annahme hätten führen können, dass die gewaltigen Büffelmengen, die sich dann im Sumpf aufhielten, diesen jemals während der Trockenzeit zu ihrer Heimat gemacht hätten. Die Bewegungen der Elefanten waren natürlich viel einfacher zu bestimmen."

Ich bin davon überzeugt, dass das Wild dieses Gebiet nur während der Regenzeit oder im Sommer durchstreift, wenn es dort prächtige trockene Futterplätze gibt, und dass sie sich während der Trockenzeit oder im Winter über das untere Tal des Urema-Flusses verteilen, wo es reichlich grünes Gras gibt. Ich finde die folgende Eintragung in meinem Tagebuch: „Hier ist kein Jagdglück zu finden. Ich werde morgen mit meinen Gewehrträgern zum Hauptlager zurückkehren. Ich werde alle Hände voll zu tun haben, um die Strecke an einem Tag zurückzulegen; aber ich muss es tun, um am darauffolgenden Tag zu versuchen, einen Büffel zu erlegen. Die Zeit vergeht wie im Flug, und in den letzten zwei Tagen hatte ich nur spärliches Jagdglück. Belt wird noch ein oder zwei Tage länger hierbleiben."

Ich ließ Prinsloo bei Belt zurück, um die Jungen zu führen und ins Zulu zu dolmetschen, und brach am nächsten Morgen um 7:25 Uhr auf, begleitet von meinen beiden Gewehrträgern Sacura und Galazi sowie John, einem der Träger, der ein leichtes Patrouillenzelt, einen Kessel, etwas Kaffee und Salz trug. Als wir in die Nähe der Stelle kamen, an der ich am Vortag den roten Riedbock gesehen hatte, machten wir einen Bogen durch das Veld in der Hoffnung, ihn wiederzusehen. Ich verwundete einen Oribi-Bock, verlor ihn aber im hohen Gras. Wir sahen eine Herde Streifengnus und etwa vierzig Wasserböcke in kleinen Gruppen auf einem großen grünen Fleck in der Nähe des Urema-Flusses, aber keinen Riedbock; also setzten wir unseren langen Marsch fort. Nachdem wir den Mwaredzi-Fluss überquert hatten, sah ich zwei kleine rote Antilopen auf einem freien Platz und pirschte mich bis auf fünfzig Schritte an sie heran. Es waren Steinböckchen (*Steenbok* der Buren: *Raphicerus campestris*), die ersten, die ich in diesem Gebiet gesehen hatte, und ich erlegte sie beide; denn ich benötigte nicht nur Fleisch, um in Makaia gegen Ufa einzutauschen, sondern ich hielt es auch für möglich, dass sie sich in gewisser Hinsicht von den Steinböckchen anderer Teile Südafrikas unterscheiden könnten, und ich wollte Belegstücke. Als ich das eine geschossen hatte, blieb sein Gefährte stehen und blickte auf die zappelnde Gestalt seines Genossen, und leider schien es keine Gefahr für sich selbst zu begreifen. Jeder meiner Gewehrträger trug einen Bock nach Makaia, wo ich die Lebern zum Frühstück verzehrte und die Jungen sich nahmen, was sie für „Leckerbissen" hielten. Den Großteil des Restes tauschten wir bei den einheimischen Frauen gegen Hirse, Mehl und Maiskolben ein. Ich sah einen Buschbock-Bock in der Nähe des Kraals, schoss aber nicht. Nachdem ich mein Frühstück mit ein

paar Tassen schwarzem, ungesüßtem Kaffee beendet hatte, fühlte ich mich wieder fit für einen langen Marsch.

Von Makaia aus begann ich, das Tempo vorzugeben, und hielt die drei Jungen so schnell in Bewegung, wie sie nur konnten. Wir passierten Manjoras Kraal nach einer Stunde und sieben Minuten wirklich harten Gehens und erreichten Sacura in weiteren vierzig Minuten. Ich schoss ein gewaltiges Krokodil am Ufer des Urema-Flusses, eine Meile oberhalb dieses Ortes. Es lag auf dem Sand am Wasserrand auf der gegenüberliegenden Seite des Stroms. Als es meine Kugel hinter der Schulter empfing, zappelte es herum, schlug mit dem Schwanz gegen den Sand, öffnete und schloss seine enormen Kiefer, überschlug sich immer wieder und rollte schließlich ins Wasser und verschwand. Wir machten in Sacura kurz Rast, John bereitete mir ein paar Tassen Kaffee zu, und dann brachen wir wieder auf. Den Inhacumba-Fluss erreichten wir in vierzig Minuten und den Chula-Sumpf in weiteren dreizehn.

Nachdem wir den Lubiji überquert hatten und als wir gegen Sonnenuntergang zwischen zwei Bäumen hindurchgingen, sah ich einen Leoparden von einem schrägen Baumstamm springen, auf dem er offensichtlich gelauert hatte, und im Dschungel verschwinden. Ich war zu langsam, um zum Schuss zu kommen. Kurz darauf erlegte ich einen Wasserbock-Bullen als Fleisch für die Jungen im Lager und deckte den Kadaver mit Gras ab. Unglücklicherweise verwundete ich ein weiteres Tier

Das Erlegen und Verfolgen dieser Tiere hielt Sacura und mich – die anderen Jungen waren direkt weitergegangen – einige Zeit auf, und es wurde bald stockfinster. Wir legten die Strecke zum Lager, wie ich sagen würde, in Rekordzeit zurück. Sacura trottete vor mir her, und ich strengte mich an, ordentlich Strecke zu machen. Es war unangenehm, sich durch die Sümpfe zu schleppen und zu waten, die von üblen Gerüchen erfüllt waren, und in der Dunkelheit durch den Sabassa-Fluss zu waten, während man von unzähligen Moskitos angegriffen wurde. Ich war froh, als wir das Lager erreichten und sahen, wie Galazi und die anderen Jungen mein Zelt aufbauten. Trockene Kleidung und eine gute Mahlzeit aus Steinböckchen-*Ribbetjes* (Rippchen), auf den Kohlen gegrillt, ließen mich bald wieder behaglich fühlen. Die Jungen berichteten, dass sie am Vortag Büffel in der Nähe des Lagers gesehen hatten. In jener Nacht schlief ich gut in meinem kleinen Patrouillenzelt, denn:

„Die Müdigkeit kann auf dem Kiesel schnarchen, wenn der träge Müßiggang das Daunenkissen hart findet."

Photo by] [*the Author.*

A SICK HUNTER (LYING ON THE SLOPE OF A GREAT ANT HEAP).

Am nächsten Morgen stand ich erfrischt auf, doch als ich vom Waschen am Fluss ins Lager zurückkehrte, begann ich mich sehr unwohl zu fühlen und glaubte, ein Fieberanfall stünde bevor. Nachdem ich jedoch zehn Gran Chinin eingenommen und bis elf Uhr im Lager geruht hatte, fühlte ich mich viel besser. Dann brach ich auf, um nach dem Wasserbock zu suchen, den ich am Vorabend in der Nähe des Lubiji-Bachs verwundet hatte. Als ich mehrere Geier über der Stelle kreisen sah, an der ich ihn vermutet hatte, lenkten wir unsere Schritte in diese Richtung und fanden nur noch die Überreste. Die Hyänen und Geier hatten die Knochen bis auf das kleinste Stück Fleisch abgenagt; erstere hatten sogar die Hornansätze zerkaut. Den Kadaver, den wir zugedeckt hatten, fanden wir unberührt vor, obwohl er nur etwa tausend Meter vom anderen entfernt lag. Die Jungen trugen das Fleisch ins Lager, das wir um drei Uhr erreichten. Gegen Sonnenuntergang fühlte ich mich viel besser; die Bewegung hatte mir offensichtlich gutgetan.

[1] Die Tüpfelhyäne (Hyæna crocuta) besitzt einen äußerst kräftigen Kiefer und starke Zähne. Chapman berichtete von einem Fall, in dem eine den Hornmgriff eines Tafelmesser fraß, eine Teekanne zerkaute und teilweise eine Decke verschlang.

KAPITEL VII

ABENTEUER MIT EINER LÖWIN

Aufbruch zum Massarara-Fluss – Frische Büffelfährte – Zwei Stunden Fährtenlesen – Einholen der Herde – Beinahe über einen sterbenden Büffel gefallen – Aufregende Jagd – Ein weiterer Büffel erlegt – Belt und Prinsloo treffen ein – Scheitern beim Sichern des Büffelbullen – Rückkehr zum Lager – Erneuter Aufbruch in das Massarara-Gebiet – Landschaft – Jagdglück bei Wasserböcken – Wieder Büffel – Eine aufregende Zeit –

Verfolgung eines verwundeten Tieres – Eine gute Strecke – Ein Löwe besucht den Kadaver – Prachtvoller Wasserbock erlegt – Besuch des Risses bei Morgengrauen – Eine verwundete Löwin – Patrone klemmt – Eine prüfende Minute – Feiger Gewehrträger – Leopard erlegt – Eine schleichende Hyäne – Suche nach der Löwin im hohen Gras – Ein Knurren und ein Angriff – Gestellt – Ein guter Schuss – Prachtvolle Löwin – Aufregung der Einheimischen – Geschenke – Maße.

Früh am nächsten Morgen brach ich zum Massarara-Fluss auf, begleitet von Galazi und Sacura sowie zwei weiteren Jungen, die mein Patrouillenzelt, Decken, einen Kessel, etwas Kaffee und Ersatzpatronen trugen. Wir waren noch nicht sehr weit gegangen, als wir die frische Fährte einer großen Büffelherde kreuzten; also schickte ich die Jungen mit meinem Gepäck zurück ins Lager und nahm mit meinen Gewehrträgern die Verfolgung auf. Zwei Stunden lang blieben wir beharrlich an ihr dran, mal durch ein Stück dichtes Schilf, dann knietief durch einen Sumpf oder einen Ausläufer des Cheringoma-Waldes umgehend. Wir hatten den Sabassa überquert und stapften langsam durch das Wasser in einem großen Sumpf in der Nähe des Lubiji-Flusses, als wir die Herde hörten, die sich vor uns im Schilf bewegte. Es ist unter diesen Bedingungen außerordentlich schwierig, sich einer Büffelherde zu nähern, ohne gehört zu werden, da es fast unmöglich ist, durch trockenes Schilf und zwei Fuß tiefes Wasser vorzudringen, ohne Lärm zu machen. Die Herde ahnte offensichtlich Gefahr, denn wir konnten sie sich bewegen hören und sehen, wie die Schilfspitzen hin und her schwankten. Ich hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben, zum Schuss zu kommen als es plötzlich ein Vorpreschen, ein Spritzen von Schlamm und Wasser und ein Krachen im Schilf gab und die Herde aus der dichten Deckung hervorkam und schräg an mir vorbeirannte. Meinen ersten Schuss feuerte ich auf einen großen Bullen zu ihrer Linken ab, der beim Erhalt der Kugel stürzte, aber im nächsten Augenblick wieder auf den Beinen war und unter seinen vierzig oder fünfzig aufgeschreckten Gefährten verschwand. Ich gab drei Schüsse auf zwei Kühe ab. Als ich im tiefen Wasser so schnell ich konnte vorwärtsstürmte, fiel ich fast über eine von ihnen, die dalag und ihren letzten Atemzug tat. Zwanzig Meter weiter stellte ich fest, dass ein verwundetes Tier aus der Hauptherde ausgebrochen war.

Photo by] [*the Author.*

THE AUTHOR'S CANOE CROSSING THE MASSARARA RIVER.

Ich folgte der Blutspur im Glauben, es sei die des Bullen, und wurde bald in ein dichtes Schilffeld geführt. Es wurde zu einer aufregenden Angelegenheit, durch zwölf Zoll tiefes Wasser und Schlamm in eine solche Deckung vorzudringen. Meine Gewehrträger blieben verständlicherweise vorsichtshalber viele Meter zurück. Es war eine Erleichterung, als die Fährte auf offeneres Gelände führte, wo das Gras nur fünf Fuß hoch stand. Schließlich entdeckte ich die Hornspitzen des Tieres und durch ein seitliches Manöver gelang mir ein Schuss durch das Gras auf die Stelle, an der ich ihre Schulter vermutete (denn da sah ich, dass ich der anderen Kuh und nicht dem Bullen gefolgt war). Die Kugel schlug laut hörbar ein; sie rannte noch ein paar Yards und fiel; dann, während ich dastand und das Ergebnis abwartete, stieß sie ihr sterbendes Brüllen aus. Gerade als ich auf die Blutspur des Bullen stieß, hörte ich mehrere Rufe aus der Richtung des Sena-Fußpfades, und kurz darauf trafen Belt und Prinsloo ein. Sie befanden sich auf dem Weg von Sacura, wo sie die Nacht verbracht hatten, zum Hauptlager und hatten, als sie meine Schüsse hörten, die Karawane angehalten und die Rufe ausgestoßen, die ich vernahm. Belt hatte am Mwaredzi-Fluss nur wenig Jagdglück gehabt, nachdem ich weggegangen war; er hatte jedoch eine Lichtenstein-Antilope und ein paar Impala-Böcke erlegt.

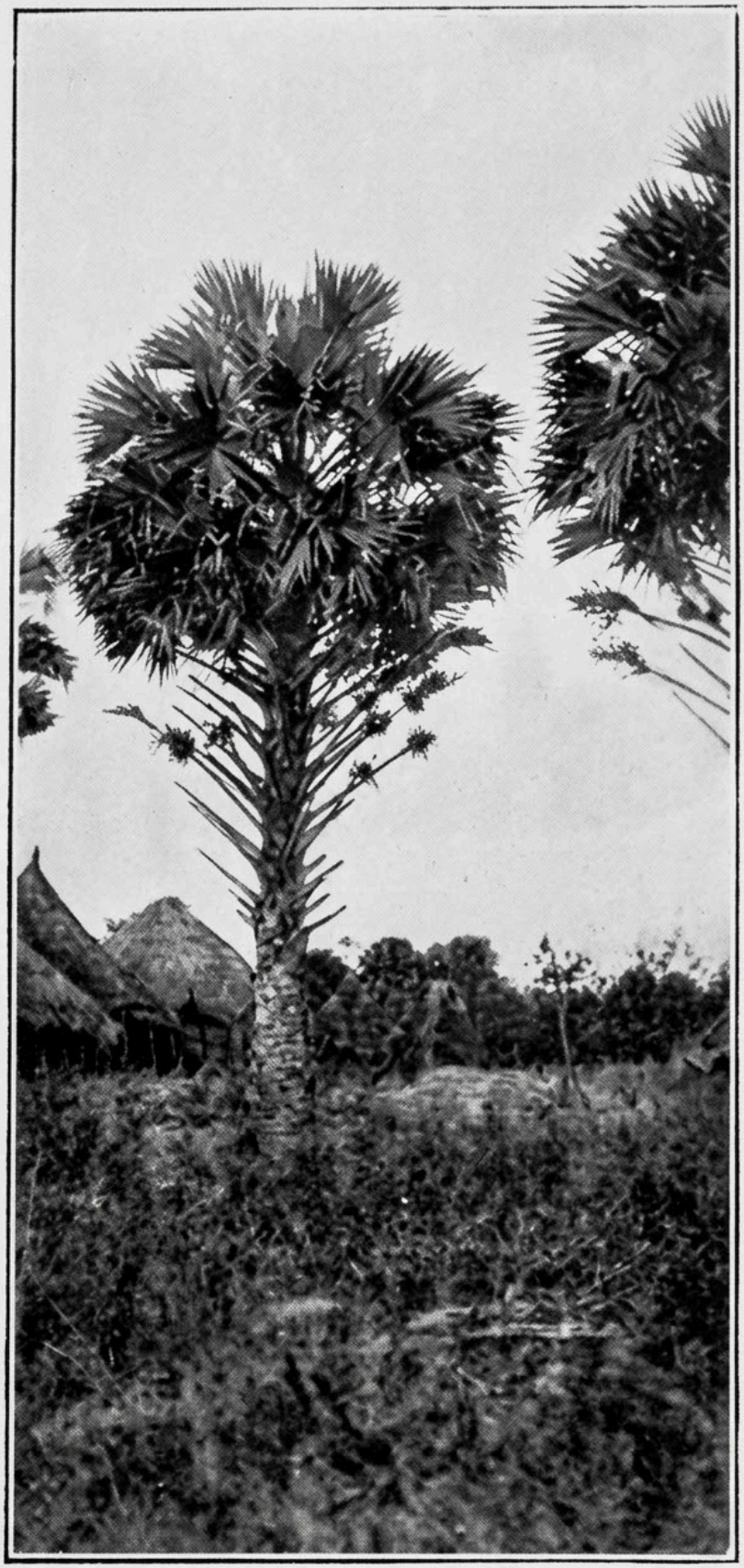


Photo by] [*the Author.*

PALM TREE AND NATIVE HUTS
ON THE MASSARARA RIVER.

Auf meinen Vorschlag hin folgte er nun der Hauptbüffelherde, während ich die Fährte des Bullen aufnahm, nachdem ich die Jungen der Karawane angewiesen hatte, die beiden bereits erlegten Tiere zu häuten und zu zerlegen. Mehrere Meilen lang folgte ich der Fährte, aber obwohl ich anfangs viel Blut fand, sah ich später nur noch hier und da einen Fleck und verlor die Spur schließlich in einem Geflecht aus anderen Fährten. Belt war nicht in der Lage, die Hauptherde einzuholen. Er und ich kehrten gemeinsam zum Hauptlager zurück. Nach einem guten Mittagessen im Lager brach ich mit vier Jungen erneut zum Massarara auf und erreichte kurz nach Sonnenuntergang meinen alten Lagerplatz auf der anderen Seite des Flusses. Belt blieb im Hauptlager mit der Absicht, während meiner Abwesenheit kurze Ausflüge in das Gorongoza-Gebiet zu unternehmen. Die Landschaft in der Umgebung von Maqueris Kraal, in dessen Nähe ich mein Lager aufschlug, besitzt eine ganz eigene Schönheit; die Lala-Palme ist malerisch in der Gegend verstreut, und die hohen Borassuspalmen neigen ihre anmutigen Wedel hoch über dem wogenden Gras. Am nächsten Morgen überquerte ich den Fluss in einem wackeligen, aus einem Baumstamm gehauenen Einheimischen-Kanu und jagte in Richtung des Madingue-dingue. Eine Anzahl Wasserbock-Kühe, die unsere Nähe nicht bemerkten, grasten arglos am Rande eines Sumpfes. Da ich vermutete, dass ein Bulle in der Nähe sein könnte, begann ich, mich an die Herde anzupirschen. Als ich bis auf vierzig Yards an die nächste Kuh herangekommen war, stürmten zwei prächtige Bullen aus einem Stück hohen Grases zu meiner Linken hervor, und da sie dicht vor mir vorbeiliefen, ergab sich eine ausgezeichnete Gelegenheit, die ich nutzte.

Photo by] [*the Author*.

THE AUTHOR'S CAMP AT MAQUERI'S KRAAL.

Der erste fiel auf der Stelle tot um, und die schnell feuernde Mauser ermöglichte mir einen Schuss auf den anderen, der, schwer getroffen, nur ein kurzes Stück lief, bis ich einen dritten Schuss abgab und ihm den Fangschuss gab. Die Mauser lässt sich so schnell

nachladen, dass sie in Fällen wie diesem fast so effektiv ist wie eine Doppelbüchse. Vor dem Mittagessen schoss ich auf dem Rückweg zum Lager einen dritten Bullen, sehr zum Verdruss meines Gewehrträgers, der die Köpfe tragen musste. Die Anzahl der Wasserbock-Bullen, die wir an diesem Tag sahen war überraschend; ich hätte ein halbes Dutzend erlegen können, wäre mir danach gewesen. Nach einem bescheidenen Mittagessen aus gebratener Wasserbockleber, hinuntergespült mit einem langen Schluck einheimischen Palmweins, brachen wir erneut auf, um auf der Insel selbst nach Großwild zu suchen. Wir waren viele Meilen durch das lange und verfilzte Gras gestampft, ohne einen Schuss abzugeben, als wir eine Büffelherde entdeckten. Wir waren gerade auf die Spitze eines der großen Ameisenhaufen geklettert, die in dieser gesamten Region zu finden sind, als mein Gewehrträger den Arm hob und rief: „Nantsi izinyati!“ („Da sind die Büffel!“).

Photo by] [*the Author*

WATERBUCK HEADS.

Der Richtung seines Fingers folgend, sah ich die Köpfe mehrerer Tiere über dem hohen Gras, nicht mehr als dreihundert Yards entfernt. Als wir von unserem hohen Ausguck herabstiegen, näherte sich die Sonne dem westlichen Horizont, und mir wurde klar, dass keine Zeit zu verlieren war. Glücklicherweise stand der Wind günstig; so konnte ich mich ohne Verzögerung nähern und gab bald einen Schuss auf einen Bullen mit einem sehr prächtigen Gehörn ab. Die aufgeschreckte Herde stürmte davon, mit dem verwundeten Bullen am Ende, kam aber nach ein paar hundert Yards zum Stehen. Als ich mich der Herde erneut näherte, war ich ziemlich überrascht zu sehen, wie die ganze Masse der Büffel, mindestens dreißig oder vierzig, in direkter Linie auf mich zukam. Mein Gewehrträger floh unverzüglich und erkletterte die nächste Palme. Ich ließ den vordersten Büffel, eine alte Kuh, bis auf zwanzig Yards herankommen und feuerte dann, was sie für

einen Moment in die Knie zwang, woraufhin die ganze Herde im rechten Winkel abdrehte und mir ein paar leichte Schüsse ermöglichte.

Als ich der breiten Spur der Herde folgte, hatte ich die Genugtuung, den zuerst beschossenen Bullen mausetot vorzufinden, seltsamerweise mit allen vieren in der Luft; und einen Augenblick später stieß ein Büffel zu meiner Rechten sein sterbendes Brüllen aus. Während ich in die Richtung vordrang, aus der ich den Büffel hatte brüllen hören, wurde ich durch ein bösartiges Grunzen zu meiner Linken aufgeschreckt, wie es nur ein verwundeter Büffel von sich geben kann. Ich wandte mich in diese Richtung und drang vorsichtig vor; bald konnte ich meinen Widersacher an den Bewegungen des hohen Schilfs lokalisieren, vermochte ihn aber nicht zu sehen; und mit einigem Unbehagen näherte ich mich dem unsichtbaren und wütenden Tier.

Kaum war ich drei Schritte vorangekommen, hörte ich ihn durch das Schilf brechen. Ich wusste, dass er auf mich zukam. Ich sprang zur Seite und erwartete seinen Angriff mit dem Finger am Abzug, doch zu meiner großen Erleichterung blieb er plötzlich laut hustend stehen. Für den Moment hatte er den Angriff abgebrochen, da er sich über meinen Standort offenbar nicht ganz sicher war. Bevor er sich für ein weiteres Vorgehen entscheiden konnte, hatte ich ihn entdeckt und seinen Leiden sowie seinen bösen Absichten mit ein paar Schüssen ein Ende gesetzt. Bei der Untersuchung des Kadavers stellte ich fest, dass meine erste Kugel beide Lungen durchschlagen hatte. Offensichtlich war es dieser schweren Wunde zuzuschreiben, gepaart mit der Tatsache, dass er meine genaue Position im hohen Schilf nicht kannte, dass sein Angriff zum Stillstand kam, was mir ermöglichte, seine Pläne zu vereiteln, bevor er meine Witterung wieder aufgenommen hatte. Wie dem auch sei, ich war froh, dass er mich nicht erreichte, denn das Schilf war gut sechs Fuß hoch und sehr dicht – ein höchst unerwünschter Ort, um einem verwundeten Büffel zu begegnen.

Die schnell schwindende afrikanische Dämmerung hinderte mich daran, nach dem dritten Büffel zu suchen, und so kehrte ich, nachdem ich noch einmal erneut von meinem flinkfüßigen und diskreten Gewehrträger begleitet worden war, den Rückweg zum Lager an, das glücklicherweise nicht weit entfernt lag. Früh am nächsten Morgen fanden wir den Büffel, den ich am Vorabend hatte brüllen hören. Es stellte sich heraus, dass es eine recht junge Färse war, eine willkommene Bereicherung für die Vorratskammer. Dutzende Einheimische aus den benachbarten Kraals versammelten sich mit Assegai, Axt und Messer um die Kadaver und machten sich bald daran, sie zu zerlegen und das Fleisch in ihre Behausungen und in mein Lager zu tragen.

Ein Löwe hatte einen der Kadaver während der Nacht besucht, war aber offensichtlich gestört worden, da er nicht viel gefressen hatte. Nach dieser Entdeckung schickte ich einen meiner Jungen zum etwa acht Meilen entfernten Hauptlager, um ein paar Magnesiumfackeln und mein behelfsmäßiges Moskitonetz zu holen, da ich fest entschlossen war, in jener Nacht am Riss zu wachen. Nachdem ich den Kadaver, von dem der Löwe gefressen hatte, sorgfältig abgedeckt hatte, um ihn tagsüber vor den suchenden Blicken der Geier und Marabus zu verbergen, und nachdem ich mich um das Häuten und Zerlegen der anderen Büffel gekümmert hatte, nahmen wir die Fährte des vierten Tieres auf, das am Vorabend verwundet worden war; doch nach mehreren Meilen schwierigen Spurenlesens brachen wir die Verfolgung ab und kehrten zum Lager zurück.

Am Nachmittag, während ich auf die Rückkehr des Jungen mit den Fackeln wartete, schlenderte ich zum Madingue-dingue-Fluss und erlegte einen außergewöhnlich prächtigen Wasserbock-Bullen. Zu meiner großen Enttäuschung kehrte der Junge an diesem Nachmittag nicht zurück, und da die Nacht sehr dunkel war, wäre es zwecklos gewesen, ohne die Fackeln am Riss zu wachen – ganz zu schweigen von der schrecklichen

Tortur, die man durch die Myriaden von Moskitos erlitten hätte, die an diesem von Sümpfen umgebenen Ort schwärmten. Bei Sonnenuntergang schickte ich einen Jungen, um den Kadaver wieder aufzudecken, da ich beschlossen hatte, ihn bei Tagesanbruch am nächsten Morgen aufzusuchen, in der Hoffnung, den Löwen dann beim Fressen anzutreffen.

Die ersten Lichtstrahlen im Osten sahen meinen alten Gewehrträger Sacura und mich unseren Weg durch das lange, taufrische Gras in Richtung des Kadavers bahnen. Als wir dicht herangekommen waren, näherten wir uns sehr vorsichtig, indem wir auf Händen und Knien entlang der breiten Schneise krochen durch das Schilf und den Sumpf, den die Büffel bei ihrer überstürzten Flucht geschlagen hatten. Als ich noch vierzig oder fünfzig Yards von dem übelriechenden Kadaver entfernt war (die Verwesung hatte bereits eingesetzt), berührte mich mein Gewehrträger an der Ferse und flüsterte, dass er in dieser Richtung ein Geräusch hörte. Ich kroch langsam vorwärts, und als ich einen Moment innehielt, um zu lauschen, sah ich, dass er mir nicht gefolgt war. Ich winkte ihm zu, näher zu kommen, da ich ihn an meiner Seite haben wollte, falls ich das Gewehr benötigen sollte, das er trug; doch er blickte nur starr in die entgegengesetzte Richtung und hielt sich bedeckt.

Photo by] [*the Author.*

THE AUTHOR WITH LIONESS, LEOPARD, AND OTHER TROPHIES.

Es fiel mir außerordentlich schwer, lautlos durch die paar Zentimeter Wasser zu kriechen. Dennoch erreichte ich schließlich ein Büschel Schilf in der Mitte des Pfades, das von den Büffeln nicht niedergetrampelt worden war, und war stolz darauf, von dem Tier nicht gehört worden zu sein, das ich gelegentlich am Kadaver kauen hörte. Als ich jedoch den Kopf hob, um durch meinen Sichtschutz zu spähen, wurde ich von einem tiefen Knurren aufgeschreckt und sah eine große Löwin aufspringen. Sie stand da und starrte mich mit einem grimmigen und wilden Blick in den Augen an, voller Wut über gestört worden zu

sein. Nachdem ich ihr nur einen flüchtigen bewundernden Blick zugeworfen hatte, feuerte ich recht hastig, aus Angst, sie könne davonspringen. Mit einem tiefen Grollen aus Schmerz und Wut verschwand sie im Schilf. In dem Moment, als ich gefeuert hatte, zog ich den Verschluss meiner Mauser zurück, konnte ihn aber nicht wieder schließen; die Patrone hatte sich im Magazin verklemmt. Eine Minute lang zog, drückte und ruckte ich am Verschluss, jedoch ohne Erfolg. In der Zwischenzeit konnte ich sehen, wie sich das Schilf nur wenige Meter von der Stelle bewegte, an der die verwundete Löwin eingedrungen war, und ein paar wilde Knurrer ließen mich ziemlich hastig an meinem unbrauchbaren Gewehr herumhantieren.

Nach einem qualvollen Zeitintervall gelang es mir, die verklemmte Patrone zu entfernen und mein Gewehr neu zu laden.[1] Bis zu diesem Zeitpunkt verriet keine Bewegung mehr den Aufenthaltsort der Löwin. Durch heftiges Winken schaffte ich es, meinen Gewehrträger dazu zu bewegen, sich mit meiner mit Posten geladenen Zwölfer-Flinte zu nähern, die ich dann nahm, während ich ihm die Mauser reichte.

In der Annahme, die Löwin habe ihren letzten Atemzug getan, war ich gerade im Begriff, in das dichte Gras einzudringen, als ein wunderschön gefleckter Leopard – der höchstwahrscheinlich in der Nähe geduldig gewartet hatte, bis seine löwenartige Gebieterin ihren Hunger gestillt hatte – lautlos auf den offenen Büffelpfad trat und sich dem Riss näherte, was mir eine glänzende Gelegenheit bot. Er brach unter der Ladung Posten zusammen und erhielt bald seinen Gnadenschuss. Ich ging an seinem Körper vorbei, der dicht am Riss lag, und kletterte auf den Kadaver des halb verrotteten Büffels, um Ausschau nach der verwundeten Löwin zu halten. Dabei bemerkte ich eine große Tüpfelhyäne, die offensichtlich auf die Chance für eine Mahlzeit gewartet hatte, in der Ferne davonschleichen und im hohen Gras verschwinden. Ich schickte ihr eine Kugel hinterher, eher in der Hoffnung, dass der Knall des Schusses die Löwin im Gras zur Bewegung veranlassen würde (falls sie nicht schon tot war) und so ihren Standort anzeigte, als der Hyäne körperlichen

[1] Nachträglich stellte ich fest, dass das Projektil der Patrone, die all diesen Ärger verursacht hatte und die mich mein Leben hätte kosten können, zu weit in die Hülse gedrückt worden war; dies war das einzige Mal, dass eines meiner Mauser-Gewehre jemals versagte, seine Patrone mit vollkommener Leichtigkeit und Schnelligkeit vom Magazin in das Patronenlager zu befördern.

Schaden zuzufügen. Da jedoch keine Bewegung die Anwesenheit der Löwin verriet, entschloss ich mich, sofort nach ihr zu suchen. Ich drang in die dichte Deckung vor und suchte in immer weiter werdenden Kreisen sehr vorsichtig alles ab, konnte aber keine Spur von ihr finden. Dann wurde ich unbesonnen, wie Jäger es in solchen Situationen meist werden, und begann zu beten, dass meine verwundete Löwin unter allen Umständen hervorkommen möge.

Als ich schließlich in ein dichteres, aber kürzeres Grasstück eintrat, begrüßte sie mich plötzlich mit einem gewaltigen Knurren, und ich hörte sie durch das Gestrüpp brechen.

Photo by] [*the Author.*

TROPHIES.

Einen Moment lang wusste ich nicht, ob sie auf mich zukam oder sich zurückzog, war dann aber sehr erleichtert, ihre Hinterflanken statt ihrer Zähne und Krallen zu sehen. Als sie davonstürmte, traf ich sie mit einer Ladung Posten im Hinterteil, woraufhin sie auf halbem Weg zu einem dichten Schilfdickicht, auf das sie offensichtlich zugehalten hatte, zum Stehen kam. Ich verlor sie für einen Augenblick aus den Augen, aber mein scharfäugiger Gewehrträger (ich hatte darauf bestanden, dass er mir folgte) machte mich auf ein Objekt aufmerksam, das wie die Ohren eines Löwen über das Gras ragte. Als wir uns bis auf etwa sechzig Yards näherten, konnten wir deutlich den oberen Teil des Kopfes der Löwin sehen. Sie beobachtete uns über die Grasspitzen hinweg, die an dieser Stelle recht kurz waren. Ihr Körper war verborgen, und wir konnten nur die Ohren und die Oberseite des Kopfes sehen. Ich wusste, dass sie nun gestellt war und mit Sicherheit angreifen würde, wenn wir uns noch weiter näherten. Mein Gewehrträger flehte mich an, sie in Ruhe zu lassen. Ich stellte mich auf, zielte sorgfältig zwischen die Augen und feuerte. Sie brach beim Schuss zusammen, und wir fanden sie tot vor. Die Mauser-Teilmantelkugel war genau ins Ziel gegangen, direkt zwischen den Augen in den Schädel eingedrungen und hatte das Gehirn durchschlagen. Bei der Untersuchung stellte ich fest, dass meine erste Kugel sie ziemlich weit hinten getroffen hatte und die Ladung Posten ihre Hinterhand zerfurcht hatte.

Bald darauf trafen meine Jungen aus dem Lager ein, das ganz in der Nähe lag, und nachdem zwei lange Stangen geschnitten worden waren, trugen sie die Löwin[1] und den Leoparden[2] ins Lager. Die Einheimischen aus der Umgebung versammelten sich bald, um ihre toten Feinde zu betrachten und „Mongweaana“[3] zu begrüßen – denn so hatten mich die Einheimischen genannt. Mein kleines Lager war bald überfüllt mit aufgeregten Eingeborenen. Ein Huhn, ein Korb mit Ufa-Mehl und ein gewaltiger Topf Kaffernbier, das aus Hirse zubereitet worden war, wurden mir überreicht, und ich erwiderte das

Kompliment mit ein paar Quientas[1]. An jenem Nachmittag kehrte ich zum Hauptlager am Urema-Fluss zurück.

[1] Eine portugiesische Münze: ein 500-Reis-Silberstück, etwa von der Größe einer halben Krone und im Wert von etwa einem Schilling und sechs Pence.

[1] Die folgenden Maße dieser Löwin wurden mehrere Stunden, nachdem sie geschossen und eine halbe Dutzend Meilen getragen worden war, genommen:

- Länge von der Nase bis zur Schwanzspitze: 8 Fuß 6 Zoll
- Länge von der Nase bis zur Schwanzwurzel: 5 Fuß 8,25 Zoll
- Halsumfang hinter den Ohren: 1 Fuß 2 Zoll
- Schulterhöhe: 2 Fuß 10,25 Zoll
- Umfang des rechten Unterarms unter dem Ellenbogen: 1 Fuß 3 Zoll
- Umfang über dem Handgelenk: 1 Fuß 7 Zoll
- Brustumfang hinter der Schulter: 3 Fuß 5,5 Zoll

Die Zähne dieses Tieres waren ziemlich abgenutzt; sein Fell war von blassem Ockergelb.

[2] Der Leopard mass (einige Stunden nach dem Tod) wie folgt:

- Von der Nase bis zur Schwanzspitze: 6 Fuß 9 Zoll
- Von der Nase bis zur Schwanzwurzel: 4 Fuß 3,5 Zoll
- Schulterhöhe: 1 Fuß 11 Zoll
- Halsumfang hinter den Ohren: 1 Fuß 6 Zoll
- Brustumfang hinter den Schultern: 2 Fuß 4 Zoll

Dieses Tier stand offensichtlich in der Blüte seines Lebens, als es geschossen wurde; seine Zähne waren scharf, weiß und perfekt, und sein geflecktes Fell war in gutem Zustand.

[3] Ich glaube, dieses Wort bedeutet „der Mann, der das Wild tötet“.

KAPITEL VIII

JAGD IN GORONGOZA

Belts Jagderfolge in Gorongoza – Ein Büffel greift auf offenem Gelände an – Von einem verwundeten Riedbock getreten – Berichte der Einheimischen über das Wild in Gorongoza – Aufbruch zu Narugwes Kraal – Ein edler Anblick – Eine bunte Ansammlung von Wild – Unbehelligt gelassen – Portugiesische „Schützen“ – Überquerung eines tiefen Sumpfes – Ankunft in Narugwes Kraal – Gute Aussichten – Zwei Gnus erlegt – Belt schießt ein Belegstück eines Zebras – Besuch des Kadavers – Geier – Aufbruch mit Trägern zu Narugwe – Honiganzeiger – Buschbock – Hornrabe erlegt – Ein erfolgloser Streifzug – Belt stört einen Löwen an seinem Riss – Jagd auf Sporengänse in den Sümpfen – Besuch des Hauptlagers – Ein Weitschuss – Zebra als Fleischbeilage erlegt – Vogeljagd – Ein von Krokodilen wimmelnder Sumpf – Perlhuhn-

Jagd jenseits des Madingue-dingue – Ein Streit mit den Einheimischen – Prachtvoller Wasserbock – Misserfolg bei dessen Sicherung – Wasserbock erlegt – Rückkehr zum Lager – Zahltag – Misstrauen der Einheimischen gegenüber weißen Männern – Eine Überraschung.

Während ich das im letzten Kapitel beschriebene glänzende Jagdglück am Massarara-Fluss genoss, jagte Belt, der sich die erforderliche Genehmigung gesichert hatte, im Distrikt Gorongoza. Er hatte bereits einen ansehnlichen Büffelbullen, zwei Gnus, einen Wasserbock-Bullen und einen jungen Riedbock erlegt. Der Büffel hatte ihm einiges an Aufregung beschert. Er pirschte sich vorsichtig an eine kleine, gemischte Herde aus Büffeln und Streifengnus auf den vergleichsweise offenen Ebenen von Gorongoza heran und verwundete den größten Bullen schwer. Als er ihm nachsetzte, nachdem dieser aus der Hauptherde ausgebrochen war, bemerkte er ihn in einiger Entfernung unter einem Baum stehend. Im nächsten Moment stürmte das Tier direkt auf ihn zu. Das Gelände war glücklicherweise frei von hohem Gras und Gestrüpp, sodass Belt kühl abwartete, bis das Tier ziemlich nah bei ihm war, und dann auf seine Brust feuerte. Die Zehner-Kaliber-Kugel stoppte den Angriff und zwang den gewaltigen Bullen in die Knie, woraufhin Belt rasch ihm den Garaus machte. Dieser Vorfall beweist die Unrichtigkeit der Behauptung, dass ein Büffel, selbst wenn er verwundet ist, nicht über offenes Gelände angreifen würde. Auch der junge Riedbock bot ein gewisses Maß an Sport. Als Belt auf ihn zuging, während er kampfunfähig am Boden lag, und ihn festhielt, begann dieser heftig um sich zu treten und verpasste Belt ein paar böse blaue Flecken. Ein fast ähnliches Erlebnis widerfuhr einmal einem Freund eines alten Jagdkollegen von mir aus dem Zululand. Er hatte eine ausgewachsene Riedbock-Geiß verwundet und bewegtungsunfähig gemacht und bückte sich mit der Absicht, ihren Qualen durch Durchschneiden der Kehle ein Ende zu setzen, als sie ihre Hinterbeine anzog

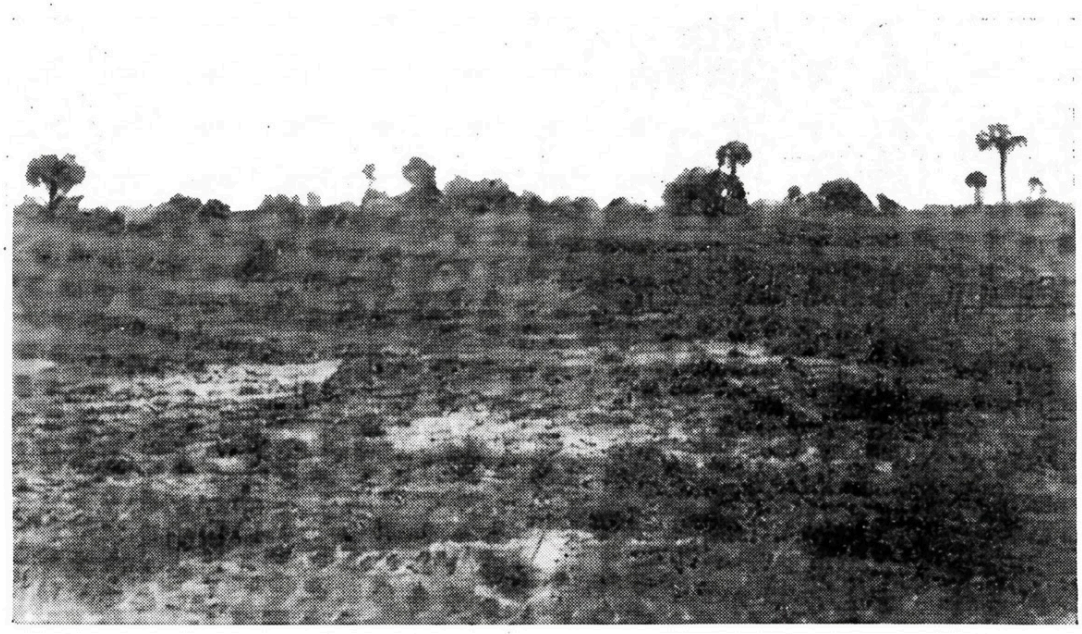


Photo by] [*the Author.*

SCENERY NEAR THE GORONGOZA MOUNTAIN.

und ihn mit einem pfeifenden Tritt unter die Gürtellinie erwischte, der ihn japsend und als weiseren Mann ins hohe Gras beförderte. Unsere Jungen, Sacura, Jantje und Galazi, gaben uns glühende Berichte über das Wild, das im Gorongoza-Distrikt zu finden sei. Ich glaube, sie waren sehr darauf bedacht, uns aus dem sumpfigen Büfelland im Urema-Tal herauszubekommen. Auf die Aufforderung hin, die Tiere aufzuzählen, die wir in Gorongoza wahrscheinlich finden würden, antworteten sie gewöhnlich in einem

gedehnten Tonfall, der die Vorstellung einer endlosen Vielfalt vermittelte: „Impala, na lor ipiva, na lor godonko, na lor inkon-kone, na lor im-bongolo, na lor inyati“ („Die Impala, mit dem Wasserbock, mit der Kuhantilope, mit dem Gnu, mit dem Zebra, mit dem Büffel“). Doch da ihr Bericht so vielversprechend klang, beschlossen wir, uns am nächsten Tag zum nächstgelegenen Kraal im Distrikt zu begeben, um weitere Informationen einzuholen. Am nächsten Morgen gegen Mittag verließen wir das Lager, überquerten den Urema und brachen unter der Führung des kleinen schwarzen Jack auf, meinem Zeltjungen, der behauptete, den Weg zu kennen und einen „Bruder“ in Narugwes Kraal zu haben, den wir zu besuchen beabsichtigten. Ein bekannter Sportsmann hat treffend bemerkt, dass „die brüderlichen Beziehungen zwischen den Eingeborenen nördlich des Sambesi ebenso umfassend und allumfassend zu sein scheinen wie im Süden“.

Nachdem wir etwa eine Dreiviertelmeile westlich des Flusses vorangekommen waren, traten wir aus dem langen gelben Gras hervor, und vor uns, auf einem grünen, offenen Platz, der vereinzelt mit von Gestrüpp bewachsenen Erdhügeln übersät war, erblickten wir einen der schönsten Anblicke, den sich ein Naturliebhaber nur wünschen kann. Eine bunte Schar dunkler, phantastischer Gnus, glatter und schöner Zebras sowie majestätischer Wasserbock-Bullen mit ihren langohrigen Kühen stand, lag und bewegte sich umher – ein lebendiges Bild:

„So wunderbar wild, dass das Ganze wie die Kulisse eines Märchentraums erscheinen mochte.“

Es wäre beinahe kriminell gewesen, den Frieden dieser gelassenen Szene mit dem Getöse von „schändlichem Salpeter“ zu brechen und „das Waldgrün mit purpurner Farbe zu beflecken“. Knappe hundert Schritte lagen zwischen den nächsten Tieren der Herde und uns, und allein diese Tatsache trug zur lebendigen Malerischkeit der Szene bei. Minutenlang standen wir da, verloren in Bewunderung; selbst unsere dunkelhäutigen Gefährten hielten in ihrem Schritt inne und drängten uns ausnahmsweise nicht zum Töten. Ich zählte einhundertzehn Tiere, aber es müssen gut einhundertdreißig in dieser einen Herde gewesen sein, während dahinter und drumherum mehrere kleine Wasserbock-Familien verstreut waren. Ich hatte zu verschiedenen Zeiten sechzig Gnus in einer einzigen Herde gesehen, fast ebenso viele Büffel zusammen und an die siebzig Zebras in einem Trupp, die über eine von Staubwolken umschlossene Ebene fegten oder durch eine dichte Masse von Schilf in einem Sumpf preschten und krachten oder anmutig über ein offenes *Dambo* huschten, aber nie zuvor eine so bunte Ansammlung innerhalb von zweihundert Yards um mich herum. Vor fünfzig oder auch nur dreißig Jahren – so schnell hat die unerbittliche Welle des Schlachtens und Ausrottens Südafrika überrollt – war ein Bild, wie ich es zu schildern versucht habe, auf den hügeligen Ebenen des Transvaal und im nordöstlichen Tiefland ein gewöhnlicher Anblick. Heute ist das nicht mehr so; und wenn man heute auf eine solche Szene blickt, erkennt man, dass man in einer ihrer letzten Bastionen den wunderschönen Überrest jener Myriaden von Geschöpfen betrachtet, die dieses kalte und materialistische Zeitalter fast ausgerottet hat; und die Szene übt einen seltsamen Zauber auf das Auge, den Geist und das Herz aus.

Die Herde wurde bald misstrauisch gegenüber unseren Absichten. Diejenigen, die uns am nächsten standen, wandten sich uns zu, schwenkten dann herum und trotteten ein paar Schritte davon; diejenigen, die gelegen hatten, standen auf, und ein allgemeiner Geist der Unsicherheit und Unruhe schien sie zu durchzittern. Doch obwohl wir ins Offene traten, gab es keine allgemeine Massenflucht, und wir setzten schließlich unsere Reise fort und ließen sie fast an derselben Stelle zurück, an der wir sie zuerst gesehen hatten.

Wie sehr sich der Aspekt dieses *Dambos* etwa zwei Wochen später verändert hatte! Was einst ein wunderschöner Ort war, war zu einer bloßen kargen Landschaft geworden; die prächtigen wilden Geschöpfe waren fort, über den Sumpf zerstreut, verwundet oder tot! Nein, es war nicht, wie Burns gesagt hätte, das Werk unserer „mörderischen Augen" oder unserer „barbarischen Kunst", denn nur gelegentlich, wenn die Fleischtöpfe leer waren, krümmten wir an diesem *Dambo* den Abzug gegen ein Gnu, ein „Wildpferd" oder einen Wasserbock; es war das wahllose Salvenfeuer aus Magazingewehren durch drei portugiesische „Schützen", die für ein oder zwei Wochen in der Nähe dieses Ortes kampierten und die leibhaftigen Hunde der Hölle auf die furchtsamen Antilopen und Zebras losließen, wobei sie diese unterschiedslos abschlachteten und versprengten.

Nachdem wir etwa eine Stunde und dreißig Minuten in nordwestlicher Richtung marschiert waren, sahen wir eine Anzahl hagerer, schwarzer, übermäßig angezapfter Lala-Palmenstämme, die gewöhnlich einen Kraal in der Nähe ankündigen. Ein Stück weiter fanden wir uns am Rande eines hässlich aussehenden Sumpfes wieder. Wir hatten mehrere Gnus und eine kleine Herde Impalas gesehen, nachdem wir die Stelle verlassen hatten, an der wir die große bunte Herde sahen, die ich gerade zu beschreiben versucht habe, aber wir hatten nicht geschossen. Das Land, das wir durchquert hatten, war trocken und flach, größtenteils mit kurzem gelbem Gras bewachsen und mit Bäumen übersät, wobei hier und dort ein großes offenes *Dambo* lag. Ich empfand es als angenehm, mit schwingendem Schritt „ausschreiten" zu können, nachdem ich mehrere Wochen lang in Sümpfen gewatet war, mich durch verfilztes Gras gemüht, mir einen Weg durch dichtes Schilf gebahnt oder mich unter den Ästen eines Buschwaldes hindurchgeschlichen hatte. Jack, unser Führer, sagte, wir könnten den Sumpf überqueren, und das taten wir auch; aber es war eine ermüdende Angelegenheit. Das Wasser reichte uns zwar nur bis zur Hüfte, aber die Wasserlinsen und schleimigen, klammernden Wasserpflanzen umschlangen unsere Beine und hefteten sich an unsere Füße, sodass wir nicht unglücklich waren, wieder trockenes Land zu erreichen.

Bald sahen wir das kegelförmige Dach einer Eingeborenenhütte und dann ein halbes Dutzend weitere. Wir hatten Narugwes Kraal am Jungwe-Fluss erreicht. Der alte Narugwe machte einen günstigen Eindruck auf uns, aber er schien absolut nichts über das Wild zu wissen. Ein angenehm aussehender junger Kerl trat jedoch vor und sagte, er wisse, wo Eland-Antilopen zu finden seien; sogar Rappenantilopen könne man begegnen, sagte er; so beschlossen wir kurzerhand, das Gebiet zu erproben. Auf dem Rückweg zum Lager schoss ich einen Gnu-Bullen, eine Kuh und ein junges Bullenkalb mit geraden Hörnern von etwa sechs Zoll Länge; diese wurden alle als Belegstücke benötigt. So viel Fleisch wie möglich wurde nach Hause getragen und der Rest mit Zweigen und Gras abgedeckt, um ihn vor den scharfen Augen der Geier zu schützen, bis die Jungen ihn am nächsten Morgen abholen konnten. Mein Begleiter verwundete einen Zebrahengst, den ich im Davonlaufen zur Strecke bringen konnte; diesem zogen wir die Haut von Kopf und Hals ab.

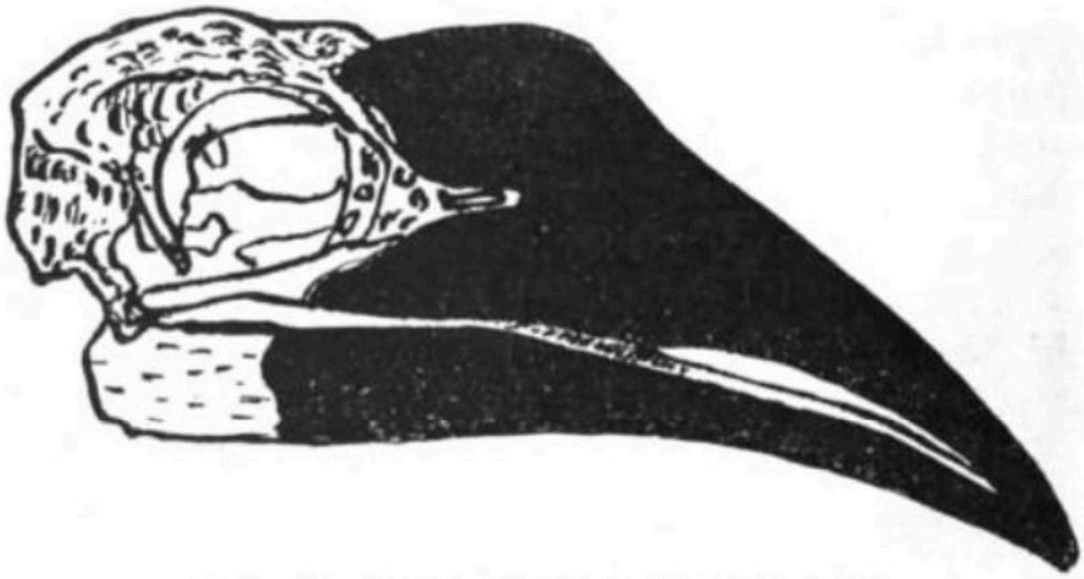
Sehr früh am nächsten Morgen überquerten Galazi und ich den Fluss und stolperten in der Dunkelheit auf den Zebra-Kadaver zu, in der Hoffnung, dort einen Löwen oder Leoparden zu finden. Mit großer Vorsicht näherten wir uns ihm. Als ich heimlich über die Spitze eines Ameisenhaufens spähte, war ich ziemlich überrascht, eine Anzahl von Geiern zu sehen, die um die Knochen des Zebras herumhockten. Ich war immer unter dem Eindruck gewesen dass ein Kadaver im Veld nachts vor den Angriffen der Geier sicher sei – ein Eindruck, der, wie ich vermute, auf der bekannten Tatsache beruht, dass diese Vögel durch ihr Sehvermögen und nicht durch ihren Geruchssinn zum Festmahl geführt werden. Wie dem auch sei, die fraglichen Geier mögen bereits vor Einbruch der Dunkelheit am Vorabend auf den Kadaver herabgestoßen sein; jedenfalls hatten sie das Aas entdeckt und im Laufe der Nacht jedes Fleischpartikel von den Knochen gepickt.

Um Mittag brachen wir mit zweiundzwanzig Trägern vom Hauptlager in Richtung Narugwes Kraal auf. Unterwegs wurde unsere Aufmerksamkeit auf einen kleinen Honiganzeiger gelenkt (*Indicator sparmani*; *Incini* bei den Zulus). Indem wir ihm folgten, wurden wir zu einem knorrigen Baum geführt, der in der Ebene stand, und sahen bald das Loch, in dem die Bienen ihr Quartier aufgeschlagen hatten. Mit Hilfe einer Axt, brennenden Grasmündeln und einem Rauchfeuer am Fuße des Baumes gelang es zwei unserer Jungen, einige Waben zu bergen, aber sie waren eher „dürftig". Nachdem einige Leckerbissen für unseren kleinen Führer beiseitegelegt worden waren, setzten wir unsere Reise fort.

Als wir uns Narugwes Kraal näherten, machten Sacura und ich einen weiten Bogen am rechten Ufer des Jungwe-Flusses hinunter. Ich sah einen prächtigen Buschbockbock auf der anderen Seite des Stroms stehen und feuerte genau in dem Moment, als er gerade davonspringen wollte. Er stürzte, war aber im nächsten Augenblick wieder auf den Beinen und verschwand im Schilf, bevor ich einen zweiten Schuss abgeben konnte. Das fast stehende Wasser des Flusses ließ auf Krokodile schließen, daher beschlossen wir, nicht zu versuchen, auf der Suche nach dem verwundeten Bock zu überqueren, sondern lieber bis zum nächsten Morgen zu warten und ihn dann an der Furt weiter oben zu durchqueren.

Kurz vor Erreichen des Lagers schoss ich mit einem weiten Schuss aus meiner kleinen Mauser einen großen schwarzen Hornvogel lahm. Er fiel von seinem hohen Aussichtspunkt in einem blattlosen Baum zu Boden, und es gelang mir, ihn einzuholen und zu töten. Es erwies sich als der Hornrabe (*Bucorax caffer*: *Bromvogel* bei den Buren und *Insingisi* bei den Zulus). Er war pechschwarz, mit Ausnahme der Handschwingen der Flügel, die weiß waren, mit einem gelb-bläulichen Halskragen; sein schwarzer Schnabel war über dem „Horn“ etwa siebenunddreiviertel Zoll lang. Ich fertigte eine Federzeichnung des Schädels und des Schnabels an.

Am nächsten Morgen, nach einem einstündigen unangenehmen Fußmarsch durch hohes, taufeuchtes Gras und Schilf, watete ich durch den Fluss und erreichte die Stelle, an der der verwundete Buschbock verschwunden war; aber der starke Tau hatte jede etwaige Blutspur verwischt. Nachdem ich fünfzehn Minuten lang vergeblich umhergesucht hatte, eilte ich zum Lager zurück, wobei ich den schmalen Fluss in einem alten, verlassenen Kanu überquerte, das ein großes Loch im Boden hatte. Nachdem wir den Großteil eines Perlhuhns und einige Süßkartoffeln verzehrt hatten, die Narugwe uns geschenkt hatte, brachen wir unter der Führung des Jungen auf, der uns versichert hatte, er wisse, wo Elands zu finden seien. Aber er führte uns auf einen fruchtlosen Tanz. Spät am Tag, nachdem ich mich von meinem Freund und dem Führer getrennt hatte, hatten wir nach Durchquerung eines großen Gebiets nicht ein einziges Stück Wild gesehen, außer dem flüchtigen Anblick einer kleinen Antilope, die entweder ein Steinböckchen oder ein Oribi war.



SKULL OF GROUND HORNBILL (*Bucorax caffer*).

Galazi und ich machten einen weiten Bogen, sahen aber nur einen jungen Wasserbockbock und erreichten das Lager um 14:30 Uhr nachmittags. Während Belt zum Lager zurückkehrte, stieß er plötzlich auf einen prächtigen Löwen, der über dem Kadaver eines Zebras stand, das er gerade gerissen hatte, doch mit einem zornigen Knurren zog sich dieser ins hohe Gras zurück, bevor Belt feuern konnte. Ich blieb nicht lange im Lager. Um drei Uhr brach ich in Richtung der Ebenen auf, die in Richtung unseres Hauptlagers lagen, um zu versuchen, ein Gnu für unsere Jungen zu erlegen. Am Sumpf sah ich eine Anzahl von Sporengänsen und beschloss, einen Nachmittag mit der Vogeljagd zu verbringen. Dementsprechend schickte ich Galazi zum Zelt, um meine Flinte zu holen. Die Gänse waren nicht sehr scheu, aber um an sie heranzukommen, musste ich ins Wasser waten, das mir manchmal bis zur Brust reichte. Ich erlegte zwei prächtige Vögel, konnte aber nur einen von ihnen bergen. Später fand ich heraus, dass es in diesem Sumpf Krokodile gab.

Am nächsten Morgen, nachdem ich von einem Löwenriss jenseits des Jungwe-Flusses, den Belt und ich besucht hatten, ins Lager zurückgekehrt war, schlüpfte ich in trockene Kleidung und ging hinaus, um etwas für den Topf zu schießen, da es im Lager kein Fleisch mehr gab und unser Vorrat an Reis rasch zur Neige ging. Unglücklicherweise schlug ich eine Richtung über Gelände ein, das Belt, der kurz vor mir aufgebrochen war, bereits durchquert hatte. Da er ein paar Schüsse abgegeben hatte, war das Wild vertrieben worden, und ich sah eine Zeit lang nichts. Einmal erblickte ich eine Herde Zebras, aber sie machten sich davon, und ich schoss nicht.

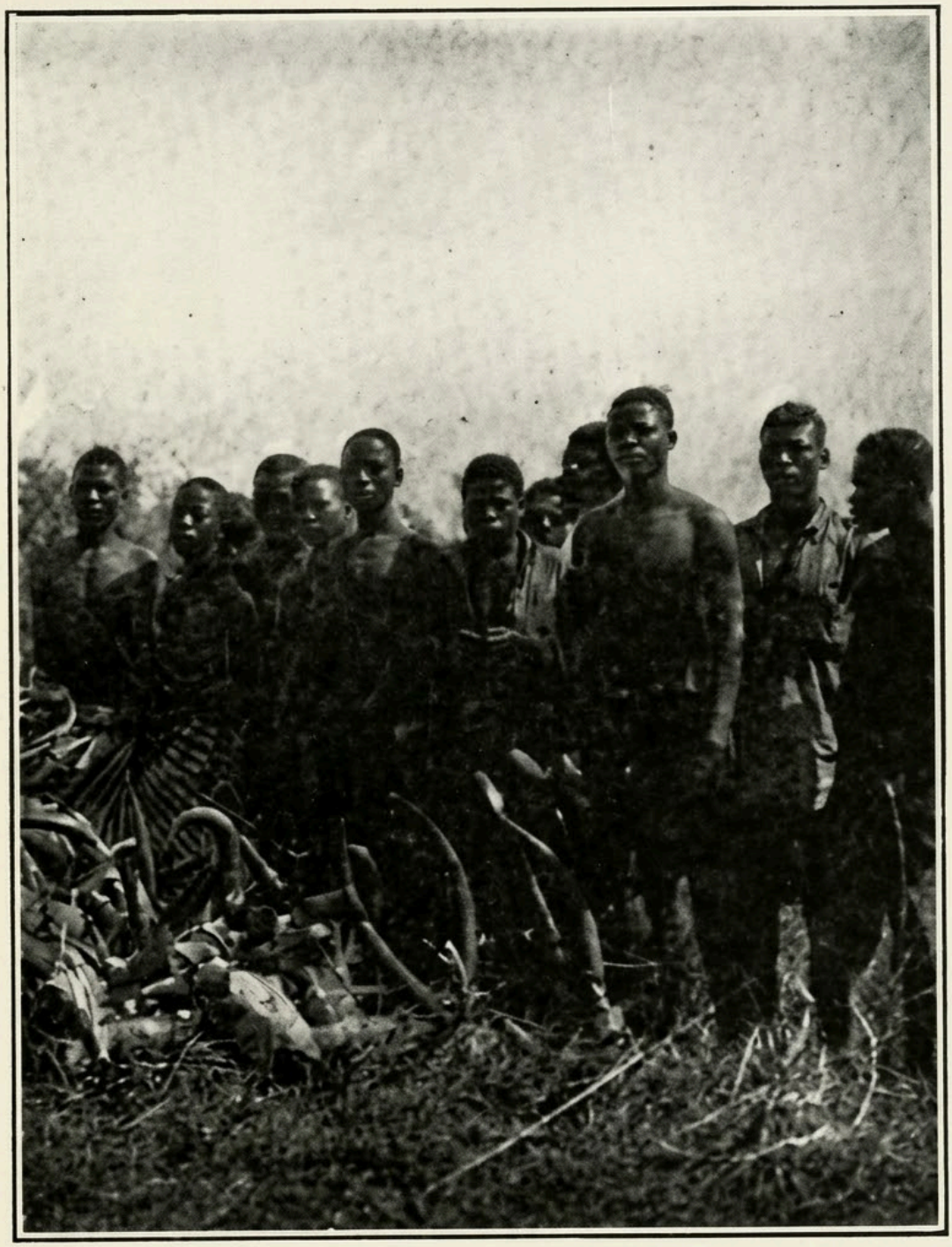


Photo by] [*the Author.*

SOME OF OUR BOYS.

Ich schaute im Hauptlager vorbei und fand Prinsloo fest schlafend im Zelt vor. Es gab jedoch nicht viel für ihn zu tun, obwohl er mit meinem Martini-Henry-Gewehr hätte ausziehen können, um ein Krokodil zu versuchen, oder einen Spaziergang mit dem Schmetterlingsnetz hätte machen können. Auf unserem Rückweg zum Jungwe-Lager wurde eine Herde von etwa vierzig Zebras gesichtet, die auf einem offenen Grasfleck in gut sechshundert Yards Entfernung standen. Es gab keine Möglichkeit, sie erfolgreich anzupirschen, und da die Jungen dringend Fleisch brauchten, entschloss ich mich zu einem Schuss mit meiner kleinen Mauser auf diese Distanz. Ich lag auf dem Rücken

gegen die sanft abfallende Seite eines Ameisenhaufens Ameisenhaufens, zielte ruhig auf das vorderste Tier, hielt wegen des Seitenwinds zwei Yards vor und drückte ab. Wir freuten uns alle zu sehen, wie das anvisierte Tier die Hinterbeine hochwarf, hundert Yards lief und dann umfiel. Meine Jungen hielten sich die Hände vor den Mund und riefen „Mawo!“ (ein Ausruf der Überraschung), und ich glaube fest, sie dachten törichterweise, ich könne dieses Kunststück jedes Mal wiederholen. Während das halbe Dutzend Jungen, die ich bei dieser Gelegenheit mitgebracht hatte, den Kadaver zerlegten und das Fleisch in Lasten bündelten, zog ich die Haut von Kopf und Hals ab.

Auf dem Rückweg zum Lager schoss ich auf besonderen Wunsch von Galazi einen großen weißen Kranich auf große Distanz mit meiner großen Mauser. Da ich eine Anzahl von Gänsen und Enten bemerkte, schickte ich die Jungen voraus zum Lager und watete, mit meiner Flinte bewaffnet, ins Wasser. Ich hatte ein schönes Jagdvergnügen und sicherte mir eine Sporengans und fünf Baumenten. Ich stand bis zur Taille im Wasser, und die Enten und Gänse flogen über meinen Kopf hinweg, was leichte Schüsse ermöglichte. Als ich die wenigen Patronen, die ich dabei hatte, verschossen hatte, rief ich einem Einheimischen zu, der am Ufer hockte, er solle mir meinen Gürtel bringen; aber er weigerte sich beharrlich, und erst als ich die Geduld mit ihm verlor und unfreundlich wurde, gehorchte er mir widerstrebend.

Als ich ihn fragte, warum er so abgeneigt gewesen sei, ins Wasser zu gehen, antwortete er, er habe Angst vor den Krokodilen, von denen ich nun zum ersten Mal hörte, dass sie den Sumpf bevölkerten. Als ich sagte, dass ich keine Spuren von Krokodilen gesehen hätte und ihm nicht glaubte, zuckte er mit den Schultern und bemerkte kühl, er habe gehört, dass einmal ein Mädchen in der Nähe der Stelle angegriffen worden sei, an der wir gerade hüfttief im grünen, schleimigen Wasser standen. Die Sonne war noch nicht untergegangen, und ich hätte leicht eine gute Strecke an Vögeln machen können, aber ich verweilte nicht länger in diesem Sumpf; mir wurde klar, wie hilflos man im tiefen Wasser wäre, die Beine von schlammigen Pflanzen umschlungen, wenn ein großes Krokodil einen packen würde. Ich war keineswegs unglücklich, wieder trockenes Land zu erreichen. Auf dem Weg zum Lager schoss ich ein paar Perlhühner. Es gab hunderte dieser Vögel in der Umgebung dieses Lagers; sie nisteten in den großen Bäumen dicht bei unseren Zelten, und ihre metallischen Rufe verkündeten ihre Anwesenheit morgens und abends; aber sie waren ziemlich wachsam und machten sich gewöhnlich sehr rar, nachdem ein paar Schüsse gefallen waren. Wie allgemein bekannt ist, ist das Fleisch des Perlhuhns höchst zart und wohlschmeckend; als Curry zubereitet ist es köstlich, besonders wenn man einige Tage lang von Wasserbock-Steaks gelebt hat. „Etwas viel Besseres als Perlhuhn, gebraten oder als Curry, und Büffelzunge lässt sich nur schwer vorstellen“, lautete das Urteil von Baldwin, und er hat nicht ganz unrecht. Die hiesigen Einheimischen nennen diesen Vogel *Pangaia* oder *Panga*; der Zulu-Name ist *Im-pangela*.

Am nächsten Tag hatten Belt und ich guten Erfolg bei der Jagd auf Büffel

Photo by] [*the Author.*

MADINGUE-DINGUE RIVER.

jenseits des Madingue-dingue, und am folgenden Morgen überquerte ich erneut das rechte Ufer jenes Flusses, in der Absicht, in westlicher Richtung zum oberen Pungwe vorzustoßen. Ich hatte erhebliche Schwierigkeiten, bevor ich die Einheimischen dazu bewegen konnte, ein Kanu zu schicken, um uns über den Fluss zu setzen, und als ich in Tambaras Kraal ankam, war ich alles andere als liebenswürdig gestimmt und geriet in einen heftigen Streit mit ihm; ich sagte ihm, dass ich kein Portugiese, sondern ein Engländer sei und mich nicht von ihm zum Narren halten ließe. Als wir uns ein Stück vom Kraal entfernt hatten, schien Galazi recht besorgt darüber zu sein, dass ich gesagt hatte, ich sei kein Portugiese; denn er versicherte mir, dass die Einheimischen bis zu einem gewissen Grad Angst vor den Portugiesen hätten und die Als ich jedoch an jenem Abend zum Kraal zurückkehrte, waren der Häuptling und seine Männer äußerst höflich und entgegenkommend zu mir; ich wurde umgehend über den Fluss gesetzt, und die übliche Forderung nach Quientas wurde nicht gestellt. Ich darf jedoch anmerken, dass die Fährmänner durch ihre Bescheidenheit bei dieser Gelegenheit keine Verlierer waren und wir als beste Freunde auseinandergingen.

Wir legten an diesem Tag eine große Strecke zurück, sahen aber keine Büffel. An einer offenen Stelle, nahe dem Ort, an dem wir am Vortag eine so stattliche Versammlung von Büffeln, Gnus und Wasserböcken gesehen hatten, erblickten wir eine Herde von etwa dreißig Tieren der letzten beiden Arten, und in ihrer Nähe wühlte ein einsamer Warzenschweineber in der weichen Erde nach Wurzeln und Knollen. Mehrere der Wasserböcke hatten sehr schöne Köpfe, aber einer trug das prächtigste Paar Hörner, das ich je an einem lebenden Tier gesehen habe. Da ich unmöglich näher als auf zweihundert Yards herankommen konnte, feuerte ich sofort mit meiner kleinen Mauser auf ihn. Die Kugel schlug laut hörbar ein, und der getroffene Bock sprang zur Seite und stürmte mit der Herde davon, ohne mir die Chance auf einen zweiten Schuss zu geben.

In meinem Ärger darüber, den Besitzer dieser begehrten Hörner nicht auf der Stelle gestreckt zu haben, feuerte ich auf einen anderen Bullen, als dieser in dreihundert Yards Entfernung direkt von mir weglief. Ich hörte deutlich das „Klatschen“ der Kugel, aber es hatte anscheinend nur den Effekt, das Tempo des Tieres zu erhöhen. Während ich Sacura anwies, der Fährte dieses Bocks zu folgen, machte ich mich in Begleitung von drei Jungen auf die Suche nach dem anderen. Einmal erhaschten wir einen Blick auf die perfekten,

weit auseinander liegenden Spitzen seiner Hörner über dem fünf bis sechs Fuß hohen Gras, aber das war das Letzte, was ich von dem schönsten Wasserbockkopf sah, den ich je erblickt habe.

Das Gras war lang und schrecklich verfilzt; wir verloren die Fährte, wir mühten uns ab und suchten hier und dort in immer weiter werdenden Kreisen; wir versuchten, das Gras abzubrennen, aber es war zu grün. Ich suchte gerade alles ab, als plötzlich ein Tier aufsprang und wenige Yards vor mir durch das Gras preschte. Als ich die Spitzen eines Paares Hörner erblickte, feuerte ich, und es stürzte. Ich eilte hin, in der Hoffnung – von der ich wusste, dass sie aussichtslos war –, es könne sich um den großen Bullen handeln, und stellte fest, dass ich einen mittelgroßen Wasserbock erlegt hatte; die Kugel hatte ihn hinter dem Kopf getroffen. Sacura Sacura war der Blutspur des anderen verwundeten Bocks über eine weite Strecke gefolgt, und wir schlossen uns ihm später an, aber es gelang uns nicht, ihn einzuholen. Danach sahen wir nur noch sehr wenig Wild und kehrten zu Tambaras Kraal zurück, wobei wir das Lager erst nach Einbruch der Dunkelheit erreichten. Auch Belt hatte einen erfolglosen Jagdtag in den Ebenen hinter sich.

An jenem Abend zahlten wir jedem Jungen sechs Quientas als Akontozahlung auf seinen Lohn für den vergangenen Monat aus, wobei wir den Restbetrag gemäß unserer Vereinbarung einbehielten – als Garantie dafür, dass er uns weiterhin gute Dienste leisten würde. Es dauerte einige Zeit, bis ich

Photo by] HUTS NEAR BEIRA. [*Mr. N. Morgan.*

ihnen allen klarmachen konnte, warum wir die Hälfte ihres Lohns einbehielten, obwohl dies, wie sie zugaben, eine der Bedingungen gewesen war, unter denen sie in Beira

eingestellt worden waren. Wir hielten es für notwendig, jedem Jungen den vollen fälligen Betrag auszuhändigen und ihn die Münzen zählen und nachzählen zu lassen und ihm Zeit zu geben, sie zu befingern und in die Ecke seines Lendentuchs zu knoten. Nach einer Weile kamen sie zum Zelt zurück und hinterlegten das halbe Geld bei uns. Wir mussten das gesamte Treuhandgeld in einem separaten Beutel aufbewahren, damit sie sehen konnten, was ihnen gehörte. Die Eingeborenen im portugiesischen Territorium sind so häufig betrogen worden, dass sie sehr misstrauisch geworden sind und zu glauben scheinen, dass jeder weiße Mann sie hintergehen will. Es ist eine traurige Feststellung, die man treffen muss, aber ich fürchte, sie ist nur allzu wahr. Mit der Zeit, wenn sie mehr mit britischen Reisenden in Kontakt kommen, werden sie lernen, bei Geschäftsabwicklungen mehr Vertrauen in weiße Männer zu setzen, aber gegenwärtig sind sie sehr argwöhnisch. Jäger haben nicht nur viel zur Erschließung Afrikas beigetragen, sondern es ist in hohem Maße ihrer fairen und gerechten Behandlung der Eingeborenen zu verdanken, dass die „unerschrockenen Söhne Albions“ in so vielen Winkeln des „dunklen Kontinents“ respektiert werden und ihr Wort als Verpflichtung gilt.

In jener Nacht herrschte Jubel im Lager, und der Zahltag wurde nach königlicher Art gefeiert. Große Töpfe voll *Itshema* wurden von Narugwe besorgt und machten die Runde, und die Schmortöpfe waren voll mit Büffelfleisch. Ein ungeordneter Tanz und Händeklatschen war in vollem Gange, als ich mich heimlich an die festliche Gruppe dunkler Gestalten heranschlich, eine Rakete an einem alten Baumstumpf befestigte und sie so verborgen wie möglich entzündete. Mit einem feurigen Zischen stieg sie auf und zerplatzte mit einem lauten Knall, wobei sie einen Schauer aus wunderschönen grünen, roten und blauen Sternen herabregnen ließ. Beim ersten zischenden Laut schreckten die ahnungslosen Feiernden auf, und in ihrem Bestreben, dem – für viele von ihnen – neuen und wunderbaren Ding oder Geist aus dem Weg zu gehen, fielen sie übereinander, über Töpfe und andere Gegenstände; für kurze Zeit herrschte das vollkommene Chaos.

Am nächsten Morgen kehrte ich mit meinen Gewehrträgern und zwei Jungen, die auf die Krankenliste gesetzt worden waren, zum Hauptlager zurück. Der eine hatte ein hässliches Geschwür am Fuß, und der andere war im Schlaf durch Feuer schwer verbrannt worden.

KAPITEL IX

AUF DER FÄHRTE VERWUNDETER BÜFFEL

Eine Warnung – Ein Jagdtag – Der Madingue-dingue-Fluss – Begrüßungsweise der Einheimischen – Ein unhandlicher Speer – Büffel gesichtet – Ein edler Anblick – Gnu-Bulle erlegt – Die Fährte eines verwundeten Büffels – Aufregende Momente – Ein listiger Feind – Ein Brüllen und ein Krachen – Die Jagd abgebrochen – Ein weiterer Bulle verwundet – Dichter Dschungel – Gefährliche Spurensuche – Ein glücklicher Zufall – Die Chancen zugunsten des Büffels – Die Zähigkeit des Büffels – Eine breite Spur – Großer Bulle und Kuh erlegt – Aufregung der Einheimischen – Nahrung der Einheimischen – Rückkehr zum Lager.

Die durchdringenden Strahlen der Sonne mühten sich noch ab, den dichten Nebel zu durchbrechen, der um acht Uhr morgens noch das ganze Land einhüllte, als Belt und ich, begleitet von einem halben Dutzend Jungen, eines Morgens unser Lager nahe Narugwes Kraal am Jungwe-Bach verließen und uns zum Madingue-dingue-Fluss aufmachten. Wir hofften, in dem von diesem Fluss und dem oberen Pungwe umschlossenen Landstrich, bekannt als Monongoia-Insel, Büffel zu finden. Kurz nachdem wir den Kraal passiert hatten, trafen wir den alten Narugwe in seiner Pflanzung von Hyphaene-Palmen, welche die gütige Natur in ihrer grenzenlosen Großzügigkeit den dunkelhäutigen Bewohnern dieser sumpfigen Regionen zur Verfügung gestellt hat, um Material für Seile, Wein, Zierrat

und sogar Nahrung zu liefern. Er und ein *Um-fana* (Junge) machten ihre morgendliche Runde und trugen mehrere große Kalebassen bei sich, um den süßen Saft zu sammeln, der während der Nacht Tropfen für Tropfen in die kleinen runden Tongefäße geträufelt war, die nahe der Spitzen der vielen hageren und kronenlosen Stämme befestigt waren. Wir hielten einige Minuten inne, um den alten Narugwe zu grüßen und einen Schluck des angebotenen jungen Weins zu trinken, um uns für unseren Marsch durch das taunasse Gras zu stärken. Eine Stunde schnellen Gehens brachte uns an den Madingue-dingue Fluss. Wir passierten zwei kleine Kraals, die von üppigen Hirse- und Maisfeldern umgeben waren, sowie einige verlassene Hütten und Gärten, aus denen die Besitzer im vorangegangenen Sommer durch eine gewaltige Überschwemmung des gesamten Landes vertrieben worden waren. An der Stelle, an der wir auf den Fluss stießen, ist er mehrere hundert Yards breit und um diese Jahreszeit stellenweise recht flach, obwohl er auf unserer Seite zufällig ziemlich tief war. Am gegenüberliegenden Ufer konnten wir die kegelförmigen Dächer einiger Hütten von Tambaras Kraal sehen, die sich gemütlich hinter dem dunklen Schatten verbargen, den zwei große, am Flussufer wachsende Bäume warfen,

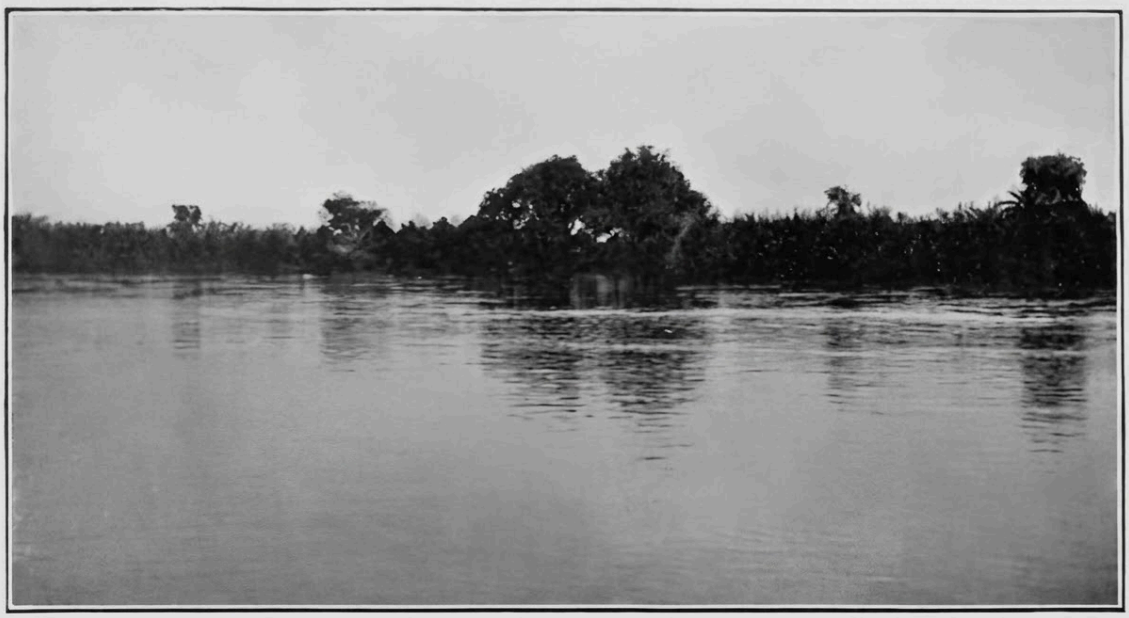


Photo by] [*the Author.*

THE MADINGUE-DINGUE RIVER AT TAMBARA'S KRAAL.

deren Stämme wie riesige Wächter hervorstachen. Das hohe Ufer des Flusses war mit hohem Schilf bewachsen; weit flussabwärts unterbrach eine weiße Sandbank, auf der ein großer weißer Reiher stand, die weite Wasserfläche, und hier und da lag ein Krokodil träge an der Oberfläche oder streckte lautlos seinen hässlichen Kopf empor und starrte uns mit seinen stählernen Augen an. Auf unserer Seite des Flusses befand sich kein Kanu, und es dauerte beträchtliche Zeit, bis die mürrischen Einheimischen geruhten, als Reaktion auf die verschiedenen bittenden und fordernden Rufe unserer Jungen eines herüberzuschicken. Ich verbrachte die Zwischenzeit damit, einige Fotos zu machen, und frühstückte dann ein Stück Biltong und harten *Boeren-Biscuit* (von Buren hergestellter Zwieback). Schließlich traf das Einbaum-Kanu ein, und da ein großes war, drängten wir uns alle hinein und saßen so still wie Kaninchen, um ein Kentern zu vermeiden. Auf der anderen Seite angekommen, betraten wir den Kraal, setzten uns auf einige Baumstämme unter einem großen Baum und warteten auf die üblichen verzögerten Begrüßungen der paar Einheimischen, die in ihrer anmutigen Art auf dem Boden hockten. Einer von ihnen war damit beschäftigt, eine Matte aus trockenen Schilfstielen zu fertigen, die er ordentlich

mit Streifen von Palmenblättern zusammenband; der andere entfernte mit einem scharfen kleinen Eiseninstrument aus eigener Herstellung Haare und Fleisch von der Haut eines Wasserbocks.

Eine Zeit lang setzten sie schweigend ihre Arbeit fort. Nach ihrem Verhalten zu urteilen, hätte man meinen können, sie hätten uns nicht gesehen; doch bald legte erst der eine, dann der andere seine Arbeit beiseite, erhob sich langsam und grüßte uns mit der üblichen drolligen kleinen Verbeugung, die sie von den Portugiesen gelernt haben, wobei sie die Füße schlurfend ein paar Zoll zurückzogen – was einen, wie Belt sagte, an die Bewegungen eines patriarchalen Hahns auf dem Geflügelhof erinnerte. Dann setzte sich einer von ihnen wieder hin, blickte einen unserer einheimischen Jungen an, den er kannte, und klatschte in der herkömmlichen Weise in die Hände. Unser Junge erwiderte den Gruß, indem er sich ein paar Mal mit der rechten Hand auf die linke Brust schlug und dann in die Hände klatschte.

Der Gastgeber vollzog das gleiche Ritual mit einem weiteren Mitglied unserer Gruppe; dann grüßte er mit einem schweifenden Blick zu den anderen Jungen, woraufhin ein Chor von Klatschen, der fast einem Taktschlag glich, von allen Händen ausging. Die unvermeidliche Schnupftabakdose (ein Horn) wurde an einer eher unerwarteten Stelle am Körper des Einheimischen hervorgeholt und ein kleiner Teil ihres Inhalts geschickt in seine linke Handfläche geleert. Der Gastgeber nahm selbst eine Prise und beförderte den Rest in die Handfläche seines Nachbarn, der es ihm gleichtat. Als jeder eine Prise genommen hatte, beantworteten sie mit wässrigen Augen Fragen und unterhielten sich in der eigenartigen Weise der Einheimischen.

Doch weiter mit dem Bericht über unser heutiges Jagdvergnügen. Wir sicherten uns die Dienste zweier junger Männer aus diesem Kraal und versprachen jedem von ihnen eine Quienta, falls sie uns in Sichtweite von Büffeln bringen würden, und folgten unseren Führern. Die ersten zehn Minuten gingen wir einen Pfad entlang durch dichtes Schilfrohr von etwa acht Fuß Höhe am rechten Ufer des Flusses, bis ein weiterer Kraal weiter oben erreicht wurde, woraufhin wir rechtwinklig abbogen. Einer unserer Führer war ein untersetzter, kräftig gebauter, hellhäutiger Einheimischer mit einem pavianähnlichen Gesicht, aber er war ein Teufel darin, über sumpfiges Gelände voranzukommen; der andere war groß, gut aussehend, von tieferem Schwarz und hätte als Zulu durchgehen können. Ersterer trug einen außergewöhnlichen Flusspferdspeer; dieser hatte eine mittelgroße Klinge, aber der Schaft war viele Fuß lang und hatte einen Durchmesser von mehreren Zoll – etwa die Größe eines ordentlichen Bootsruders.

Später am Tag, als wir uns heimlich an eine Büffelherde heranpirschten, mussten wir unseren Freund mit dem Speer sorgfältig im Auge behalten, denn immer wieder schnellte das eine Ende nach oben und ragte wie ein Fahnenmast hoch aus dem langen Gras heraus. Wir alle wünschten, er hätte seine Waffe zu Hause gelassen, und nach einer ganzen Weile, so glaube ich fest, bereute auch er es. Ein Sumpf mit zwei bis drei Fuß tiefem Wasser wurde überquert, nachdem wir zwanzig Minuten lang zwischen den klammernden Wasserlinsen herumgewatet waren, und dann stießen wir auf die frische Fährte und die Losung eines einzelnen Büffels.

Endlich fiel das willkommene Wort „Inyati“ („Büffel“) von einem unserer Jungen, der auf die obersten Zweige eines blattlosen Dangwe-Baumes geklettert war. Wir verstärkten den Griff um unsere Gewehre und rückten in die Richtung vor, die der Wind uns vorschrieb. Das Gras, das drei bis vier Fuß hoch stand, bot uns reichlich Deckung, bis wir auf dreihundert Yards an die Herde herangekommen waren, die in diesem unberührten Landstrich nur selten gestört wurde und auf einer kahlen, offenen Stelle ihre Siesta hielt.

Wir ließen unsere Jungen zurück, und Belt und ich krochen vorwärts, wobei wir uns von Deckung zu Deckung vorarbeiteten, bis uns nur noch knappe einhundertfünfzig Yards von dem nächsten Bullen trennten – einem prächtigen alten Kerl mit einem Paar äußerst massiver, aber kurzer und offenbar abgenutzter Hörner, der inmitten des offenen Platzes lag. Zu unserer Linken lagen oder standen etwa zwanzig Büffelkühe und ein paar Wasserböcke umher; dreihundert Yards entfernt zu unserer Rechten befanden sich ein Dutzend Büffel und etwa zwanzig Streifengnus sowie ebenso viele Zebras und Wasserböcke; während etwa zweihundert Yards hinter dem alten Bullen, der das Zentrum dieses wunderschönen Bildes wilden Lebens eine bunte Herde aus Büffeln, Gnus, Zebras und Wasserböcken stand. Es war ein grandioser Anblick, diese Tiere so spät am Morgen furchtlos auf dem offenen *Dambo* liegen zu sehen, und besonders ergreifend für uns, da wir uns der Ausrottung bewusst waren, die diesen bedauerlicherweise dezimierten Herden bevorzustehen scheint.

Es wurde beschlossen, dass Belt den ersten Schuss auf den Bullen abgeben sollte. Er zielte ruhig mit seiner Gibbs .450 Express, drückte ab, und die friedliche Szene

Photo by] [*the Author.*

THE AUTHOR AND SOME TROPHIES SECURED BY HIS COMPANION, BELT, AND HIMSELF.

wurde jäh unterbrochen. Als der Bulle den Schuss erhielt, sprang er auf und suchte das Weite. In der Annahme, er habe eine tödliche Wunde erhalten, schoss ich auf einen Bullen, der am Ende einer Herde in etwa zweihundert Yards Entfernung davonstürmte, verfehlte ihn jedoch. Mit meinem nächsten Schuss verwundete ich einen Streifengnubullen. Ich setzte ihm nach und betrat das hohe Gras, aber da es mir nicht gelang, die Blutspur zwischen den vielen Pfaden zu finden, die der Rest der Herde im verfilzten Gras hinterlassen hatte, begann ich im Laufschritt wahllos das Gelände abzusuchen; denn ich war bestrebt, mich so schnell wie möglich wieder meinem Freund anzuschließen, um wenn nötig, gemeinsam seinen Büffel fährten zu können. Plötzlich

sprang das Gnu fast zu meinen Füßen auf und stürmte davon, nur um kurz darauf, von einer Mauser-Kugel durchschlagen, endgültig zu Boden zu sinken. Eilig kehrte ich um, traf die Jungen und schickte zwei von ihnen los, um das Gnu zu zerlegen, während ich mich wieder Belt anschloss.

Der Büffel war in das hohe Gras gewechselt. Wir fanden seine Fährte, die durch das Gras führte, wobei hier und da kleine Schlammklumpen an den Halmen hafteten, die offensichtlich von den Hufen des Tieres aufgewirbelt worden waren, und weiter vorn einen Blutspritzer. Der Anblick von Büffelblut genügte, um unsere Gewehrträger nach hinten zurückfallen zu lassen; später erhaschten wir nur gelegentlich einen Blick auf den einen oder anderen von ihnen in einer Baumkrone oder wurden durch ihre warnenden Rufe an ihren Aufenthaltsort erinnert.

Wir arbeiteten uns in einer Reihe kurzer halbkreisförmiger Bögen voran, wie ich es in einem früheren Kapitel beschrieben habe, und stießen bald auf einen kleinen Blutfleck an einer Stelle, an der der Büffel einige Zeit gestanden hatte. Doch nachdem wir mehrere hundert Yards weitergegangen waren, ohne auf ihn zu treffen, begannen wir zu glauben, er sei endgültig davongezogen und habe sich wieder der Hauptherde der Kühe angeschlossen. Da erblickte ich beim Blick zur Seite des Pfades etwas Blut an einer Stelle, an der er im rechten Winkel zum Wechsel mit dem Kopf zu uns gestanden hatte. Wäre er dort geblieben und hätte angegriffen, als ich vorbeiging, hätte er mich wahrscheinlich über den Haufen gerannt, selbst wenn es mir gelungen wäre, auf kürzeste Distanz auf ihn zu feuern.

Nach einiger Zeit verloren wir die Fährte. Während wir umherstreiften, um sie wiederzufinden, ertönte plötzlich ein Brüllen, ein Vorstürmen und ein Krachen; und dann war für einen Moment alles still. Diese unheilvollen Geräusche kamen hinter einer dichten Masse fast undurchdringlichen Gebüschs ein Dutzend Schritte vor uns. Jeden Augenblick erwarteten wir, dass der Büffel die Barriere durchbrechen und auf uns losstürmen würde. Dennoch hielten wir stand; Belt auf einer offenen Stelle, ich eine Armlänge von einem dicken Palmenstamm entfernt, hinter dem ich, wie ich glaube, dem ersten Ansturm hätte ausweichen können, falls die Kugeln aus unseren Gewehren den Angriff nicht gestoppt hätten. Kurz darauf gab es ein weiteres Vorpreschen, und der Büffel passierte uns in fünfzehn Yards Entfernung, jedoch außer Sichtweite, und trottete mit einem schweren, schwingenden Gang davon, der darauf hindeutete, dass sein Vorderlauf zwischen Knie und Schulter gebrochen war – eine Schlussfolgerung, die durch die Höhe, in der wir das Blut am Gras fanden, bestätigt zu werden schien. Nachdem wir der Fährte noch ein Stück weiter gefolgt waren, beschlossen wir, sie aufzugeben und der Herde nachzusetzen, in der einer unserer Jungen einen großen Bullen gesehen haben wollte. Es tat mir leid, die Verfolgung abzubrechen, aber das Tier war offensichtlich nicht sehr schwer verwundet; wir waren ihm bereits über eine Stunde lang gefolgt und hätten womöglich eine enorme Strecke in der entgegengesetzten Richtung zur Herde zurückgelegt.

Photo by] *[the Author.*

BUFFALO HEADS AND NATIVE WOMEN.

Nachdem unsere Jungen aufgeschlossen hatten, querten wir das Veld, bis wir auf die breite Spur der Herde stießen, die uns bald in einen Landstrich von unvorstellbarer Wildheit führte. Gerade als wir die andere Seite eines *Dambos* erreichten, preschten zwei Büffelbullen aus einem Schilfgürtel hervor und passierten uns in unmittelbarer Nähe mit gewaltiger Geschwindigkeit. Belt und ich gaben jeweils einen hastigen Schuss ab, wobei unsere Kugeln mit einem dumpfen Aufschlag auf dem größeren der beiden Bullen einschlugen, der im nächsten Moment verschwand im hohen Gras; dann hörten wir ein entferntes Rauschen und Krachen, als die Hauptherde, aufgeschreckt durch unsere Schüsse, aus einem dichten Schilfgürtel einige hundert Yards vor uns hervorbrach. Wir folgten nun der Fährte des verwundeten Bullen und waren kaum zehn Schritte im hohen Gras vorangekommen, als einer der Jungen von einem Baum herab rief, er könne ihn sehen; doch er machte sich bald wieder davon.

Wir mussten sehr vorsichtig vorgehen, denn wir befanden uns in einem so schwierigen Busch- und Grasdschungel, wie ihn wohl kaum ein Jäger je bei der Verfolgung eines verwundeten Büffels betreten hat. Es war fast unmöglich voranzukommen, außer auf dem Pfad, den der Büffel mit schierer Kraft durch die dichten Massen von Schilf und Gras gemäht hatte. Wenn einer von uns versuchte, sich parallel zur Fährte einen Weg zu bahnen, erwies sich dies als äußerst ermüdende Arbeit; zeitweise fühlte man sich so hoffnungslos in der üppigen Vegetation gefangen, gleichsam an Händen und Füßen gebunden, und so gänzlich unfähig, einem Angriff auszuweichen – zumal man nicht genau wusste, wo der Gefährte war –, dass man bald zur Fährte zurückkehrte.

Die Wunden des Büffels waren offensichtlich schwer, denn das Gras und die Zweige auf beiden Seiten waren mit Blut bespritzt. Wir waren der Fährte etwa zehn Minuten lang stetig gefolgt, als ich feststellte, dass ich außer den fünf Patronen im Magazin meines

Gewehrs keine Reservemunition bei mir hatte. Ich rief meinem Jungen Galazi zu (der sich unnötig zu sagen im Hintergrund hielt), er solle mir den Gürtel bringen, den er trug, als wir plötzlich durch das Aufspringen des Büffels aufgeschreckt wurden, der hinter einer dichten Laubmasse ein Dutzend Schritte vor uns hervorbrach. Er war jedoch augenblicklich verschwunden, und keiner von uns feuerte. Ich glaube, es war ein glücklicher Zufall, dass ich gerade in diesem Moment rief, sonst wären wir ihm wahrscheinlich direkt in die Hörner gelaufen, so gut war er in seinem dunklen Schlupfwinkel verborgen.

Es folgte eine halbe Stunde einer der schwierigsten und gefährlichsten Spurensuchen, die ich je unternommen habe. Wir wurden in das Herz eines wahrhaften Chaos aus Bäumen, struppigem Gebüsch und verkürzten Palmen geführt; wir konnten entlang der Fährte etwa sechs Schritte weit sehen, gelegentlich auch weiter, aber der Dschungel zu beiden Seiten war für das Auge undurchdringlich. Es war klar: Wenn der erwartete Angriff erfolgte, würde nur derjenige, der vorne ging, feuern können. Zweimal hielten wir inne, um zu überlegen, ob es klug sei, die Spurensuche in einem solchen Dschungel fortzusetzen, doch wir drangen weiter vor, bis wir schließlich, als es dichter denn je wurde, zu dem Schluss kamen, dass dies ein wahnsinniges Unterfangen war. Belt fasste die Situation treffend mit der Bemerkung zusammen: „Die Chancen stehen alle zugunsten des Büffels." Langsam traten wir den Rückzug an und gesellten unter unsere Jungen, wobei wir uns alles andere als zufrieden mit uns selbst fühlten.

Die Vitalität des Büffels ist gewaltig; wie F. C. Selous sagt: „Nichts aus Fleisch und Blut in Südafrika ist lebenszäher als ein Büffel." Ich fürchte jedoch, dass dieser Büffel an seinen Wunden verendete, obwohl ich keine Geier in der Nachbarschaft sah, als ich die Stelle am nächsten Tag erneut aufsuchte; der dichte Dschungel könnte den Kadaver jedoch leicht vor ihren Augen verborgen haben.

Der Pfad, auf dem wir nun voranschritt, wurde breiter und deutlicher ausgeprägt, da sich eine weitere Herde der ersten angeschlossen hatte. Die nächste Stunde folgten wir ihr zügig. Die Spur, die fünfzig oder sechzig Büffel hinterlassen, wenn sie in geschlossener Phalanx Hals über Kopf durch das Land stürmen, ist wahrlich erstaunlich; an einer Stelle mähte die Herde eine gut fünfzehn Yards breite Passage durch einen Gürtel aus den höchsten und kräftigsten Schilfrohren, die ich je gesehen habe, was uns erlaubte, im Trott zu folgen, da die hunderte von Hufen die starken Stämme zu Brei zertreten hatten.

Innerhalb einer Stunde vor Sonnenuntergang holten wir die Herde ein, die seltsamerweise auf einer der wenigen offenen Lichtungen stand, die wir an diesem Tag gesehen hatten. Wir konnten nicht näher als auf zweihundert Yards herankommen, also zielte ich ruhig auf einen stattlichen alten Bullen am Ende der Herde und feuerte. Nachdem ich einen zweiten Schuss abgegeben hatte, streckte ich mit meinem dritten eine Kuh nieder. Als ich zu der Stelle rannte, an der der Bulle in das hohe Gras gewechselt war, sprang die Kuh wieder auf; da sie jedoch gut einhundertfünfzig Yards offenes Gelände durchqueren musste, gelang es mir, drei von vier Schüssen aus einer Distanz von einhundert bis zweihundertfünfzig Yards auf ihr Hinterteil anzubringen, sodass sie kurz nach Erreichen der Deckung mit einem sterbenden Röhren zusammenbrach. Ich fand den Bullen liegend vor, offensichtlich sehr krank, und beendete seine Leiden, als er aufsprang. Mein erster Schuss war durch beide Lungen gegangen. Mehrere Einheimische, deren Kraal nicht weit entfernt war, wurden durch die Schüsse angelockt und ließen sich bald blicken; groß war ihre Aufregung und laut ihr Geschrei, als sie der beiden Tiere gewahr wurden und an das bevorstehende Festmahl dachten. Nachdem ich sie gebeten hatte, einen Topf Palmwein für uns und unsere Jungen zu holen, schickte ich alle Hände an die Arbeit, um die Kadaver abzuhäuten und zu zerlegen. Der Palmwein traf zur rechten Zeit ein, und nach

einem langen und erfrischenden Trunk machten wir uns in zügigem Tempo auf den Weg zu

Photo by] BUFFALO HEADS. [*the Author.*

Tambaras Kraal, wobei unsere Jungen so viel Fleisch trugen, wie sie nur konnten; den Rest überließen wir den einheimischen Bewohnern und ließen die Köpfe in der Obhut des Dorfältesten des Kraals. Glücklicherweise gab es einen Fußpfad der Einheimischen, der von diesem Kraal zu Tambaras führte, etwa drei Meilen flussaufwärts. Auf dem Weg sahen wir mehrere Zebras und viele Wasserböcke sowie hunderte von Wasservögeln – Sporengänse, Enten, Krickenten, Rallen, Löffler und Reiher an einem großen Vley. Beim Zeitpunkt, als wir Tambaras Kraal erreichten, war die kurze afrikanische Dämmerung bereits in eine dunkle, aber sternenklare Nacht übergegangen. Da Belt gewisse Zweifel an der Sauberkeit der einheimischen Hütten hatte, drängte er darauf, für die Nacht ins Lager zurückzukehren; wir nahmen von der angebotenen einheimischen Kost – geschmortes Wasserbockfleisch (schon etwas älter) und bestimmte gekochte Wurzeln (welche die Einheimischen in den Sümpfen sammeln) – während das Kanu von einem benachbarten Kraal flussabwärts gebracht wurde.

Als es schließlich eintraf, setzten wir über und machten uns unter der Führung unseres Wegweisers auf den Weg zum Lager, das wir nach einem anderthalbstündigen Marsch erreichten. Die Feuer wurden wieder entfacht, wir gönnten uns einen „Tot“ Whisky und wurden bald Alis Perlhuhn-Curry gerecht. Bei Pfeife und Kaffee ließen wir die vielen aufregenden Momente des heutigen Jagdtages Revue passieren und besprachen das

Programm für den nächsten Morgen, bevor wir uns für die Nacht in unsere jeweiligen Zelte zurückzogen.

KAPITEL X

LÖWENJAGD IM TAL DES UREMA-FLUSSES UND IN GORONGOZA

Löwen in den Distrikten Cheringoma und Gorongoza – Selten gesehen bei hohem Gras – Nachtwache an einem Riss – Ein nächtliches Abenteuer – Eine dunkle Nacht – Überquerung eines von Krokodilen bevölkerten Flusses – Ein knurrender Löwe – Er macht sich davon – Geräusche der Nacht – Ein plötzliches Vorpreschen – Nur ein Zebra – Rückkehr zum Lager – Die Heimat des Löwen – Prinsloos Abenteuer – Löwen schlagen Büffel nahe dem Lager – Verängstigte Einheimische – Fünf Löwen besuchen das Lager – Eine aufregende Zeit – Ein Löwe verwundet – Gebrüll aus Schmerz und Wut – Auf der Fährte – Große Aufregung – Blutlachen – Die Fährte verloren – Die Jagd abgebrochen – Bemerkenswerte Anmerkungen – Nachtjagd und ihr Reiz.

Löwen sind in den Distrikten Cheringoma und Gorongoza recht zahlreich vertreten. Dennoch bekommt man sie tagsüber selten zu Gesicht, was hauptsächlich an ihrer zurückgezogenen Lebensweise und der dichten Deckung liegt, welche die subtropische Vegetation bietet. Obwohl ich im Juli und August ständig in den Jagdgründen des Löwen unterwegs war, in einem Gebiet, das reich an Wild ist, hatte ich während dieser Zeit nie das Glück, auch nur einen von ihnen zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu sehen, wenngleich ich nachts häufig ihr Brüllen hörte.

Meine Erfahrung hat mich gelehrt, dass der Jäger, der sich in Portugiesisch-Südostafrika mit dem Löwen messen will, darauf vorbereitet sein muss, ihm nachts an einem Riss aufzulauern. Diese Art der Jagd hat ihre Strapazen und Nachteile, und man muss ein leidenschaftlicher Waidmann sein, um sie über längere Zeit durchzustehen oder in einer dunklen und unwirtlichen Nacht Posten zu beziehen, wenn man von einem harten Tag erschöpft ist, an dem man auf der Suche nach anderem Wild durch hohes Gras und sumpfiges Gelände marschiert ist. Doch der begeisterte und beharrliche Jäger wird oft Momente erleben die von packendster Aufregung geprägt sind, und sich mehr als entschädigt fühlen für die erlittenen Strapazen; denn diese Art der Jagd besitzt einen ganz eigenen, eigentümlichen und schaurig-schönen Reiz, selbst wenn man mit leerer Beute zurückkehrt. Um eine Vorstellung von der Spannung dieser Jagdmethode und den damit verbundenen Ereignissen zu geben, möchte ich die Einzelheiten einer Nachtwache schildern, an der ich teilnahm.

Wir campierten zu jener Zeit nahe Narugwes Kraal am Jungwe-Fluss, einem kleinen Nebenfluss des Urema, der bei Sumaqueza in den Madingue-dingue mündet,

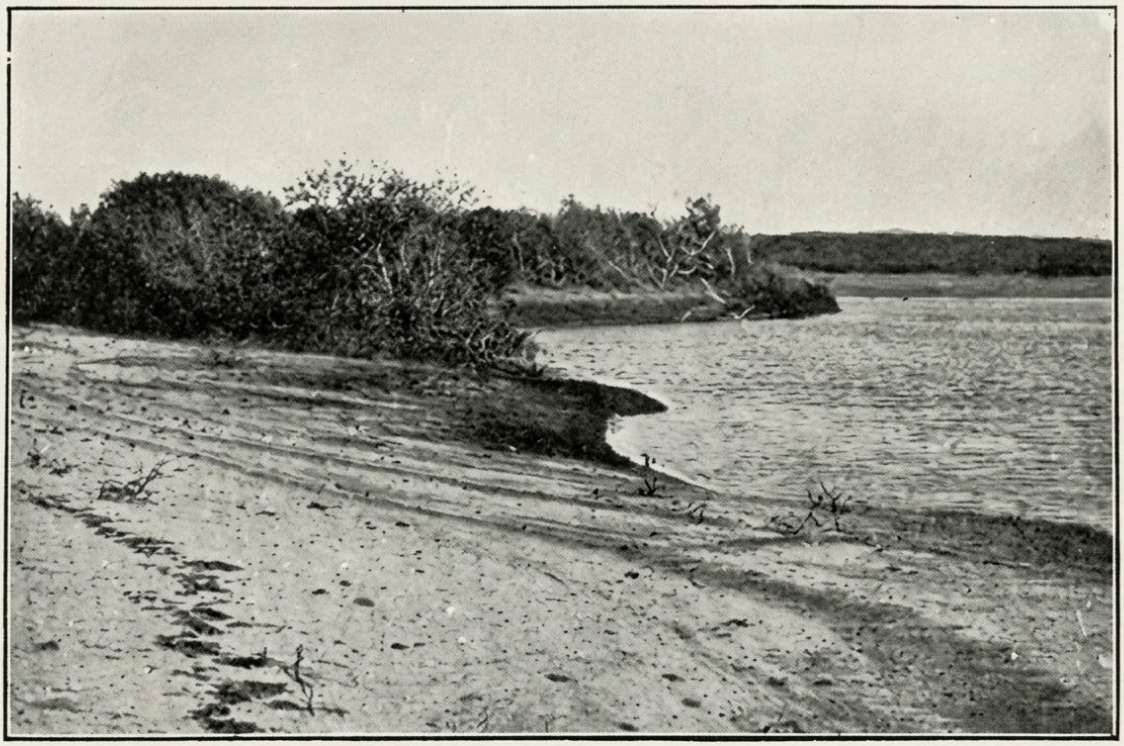


Photo by] PUNGWE RIVER. [*Mr. N. Morgan.*

viele Meilen oberhalb seiner Mündung in den Pungwe. Als ich eines Abends nach einigen Stunden Jagd auf Sporengänse in einem benachbarten Sumpf ins Lager zurückkehrte, empfing mich Belt mit der Nachricht, er habe an diesem Nachmittag einen großen Löwen an seinem „Riss“ gestört, etwa drei Meilen vom Lager entfernt. Wie es scheint, stieß er völlig unerwartet auf den Löwen, der nahe dem Kadaver eines Zebras stand, das er offensichtlich erst wenige Minuten zuvor geschlagen hatte. Mit einem tiefen Knurren sprang der Löwe ins hohe Gras und verschwand, noch bevor Belt feuern konnte. Er glaubte nicht, dass das Tier vor Einbruch der Nacht zu seinem Riss zurückkehren würde, und machte sich daher zurück zum Lager, in der Absicht, gegen Sonnenuntergang an die Stelle zurückzukehren. Wir beschlossen, den Zebradaver sofort wieder aufzusuchen und, falls nötig, in jener Nacht auf den Löwen zu warten. Nach einer hastigen Mahlzeit waren wir bereit zum Aufbruch, geführt von einem Einheimischen, der Belt an jenem Nachmittag begleitet hatte. Jeder von uns nahm eine Art Übermantel, Moskitonetze und ein Paar Signalfackeln mit. Ich war wie üblich mit meinem Mauser-Sportgewehr bewaffnet; Belt trug sein Paradox-Gewehr vom Kaliber 10 mit weißem Korn.

Das Gras in diesem Teil von Gorongoza war glücklicherweise nicht so hoch wie im Urema-Tal im Distrikt Cheringoma, und das Land war nicht so sumpfig; aber es gab keinen Mond, und die Nacht war von tiefer Dunkelheit. Die erste Meile folgten wir einem Wildpfad, der parallel zum Jungwe verlief, mussten dann aber bald quer durch das Veld in Richtung des Flusses abbiegen. Unser Führer schritt zügig voran, wählte sorgfältig seinen Weg und stieß schließlich mit bewundernswerter Präzision an einer Stelle auf den Fluss, wo ein Flusspferdpfad ihn kreuzte.

Als wir das hohe Schilf am rechten Ufer des Baches betraten, stürzte ein Krokodil mit einem lauten Platschen genau an der Stelle ins Wasser, an der wir übersetzen mussten. Der Strom war dort nur etwa ein Dutzend Yards breit, aber drei bis vier Fuß tief, und das gegenüberliegende Ufer war ziemlich steil. Wir überquerten ihn rasch, jederzeit bereit, unsere Gewehre abzufeuern – eher jedoch, um das Krokodil zu erschrecken, als in der Hoffnung, ihm Schaden zuzufügen, sollte es einen von uns packen.

Nachdem wir das gegenüberliegende Ufer ohne Missgeschick erreicht hatten, bogen wir in einen alten und unebenen Flusspferdpfad ein, auf dem wir uns mühsam vorwärts arbeiteten, bis er glücklicherweise bald einen neueren und glatteren kreuzte, auf dem wir leichter vorankamen. So waren wir etwa zehn Minuten schweigend im Gänsemarsch vorangeschritten, als unser Führer anhielt und uns mitteilte, dass der „Riss“ nicht mehr weit entfernt sei, woraufhin er sich nach hinten zurückfallen ließ – vermutlich in der Erwägung, dass er seinen Teil der nächtlichen *Indaba* erfüllt hatte.

Wir gingen weiter, aber Belt konnte die genaue Stelle, an der das Zebra geschlagen worden war, nicht wiedererkennen, und unser Führer weigerte sich absolut, vor uns herzugehen, mit der Begründung, er habe Angst vor dem Löwen. In diesem Augenblick wurden wir durch ein unterdrücktes Brüllen aufgeschreckt, gefolgt

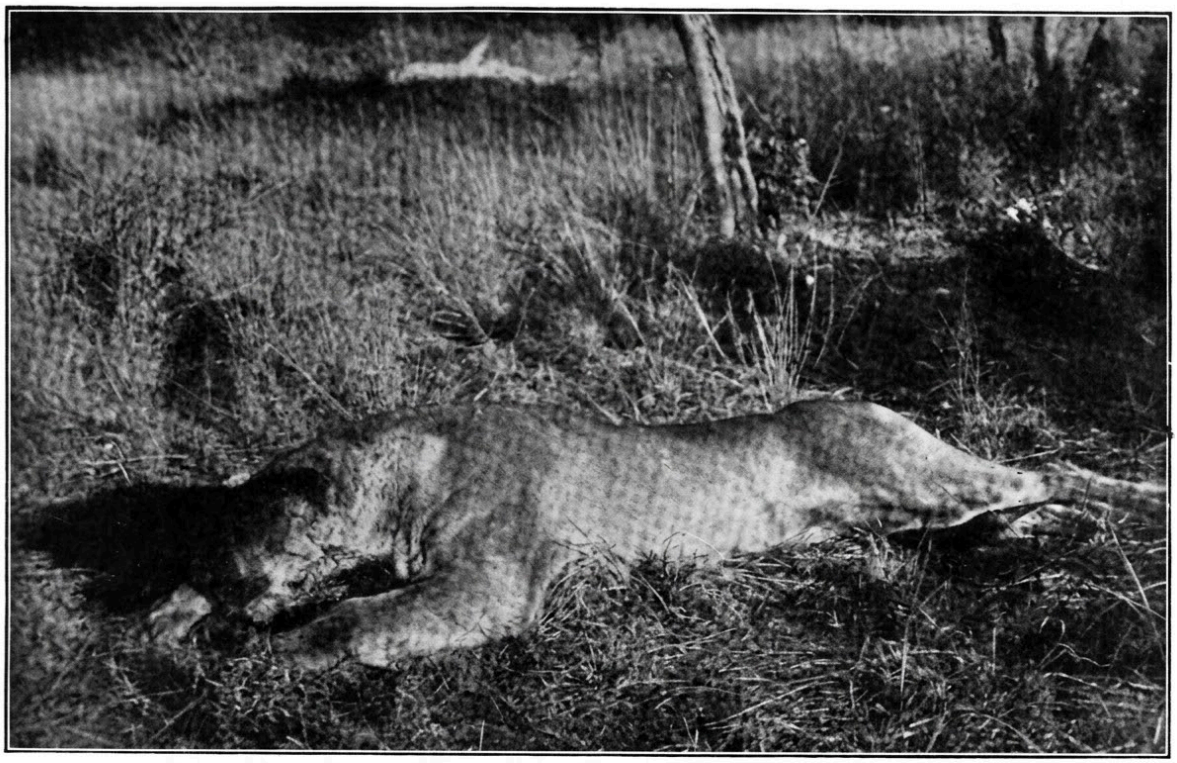


Photo by] LIONESS SHOT. [*Mr. H. Exton.*

von zwei kurzen Knurrlauten in geringer Entfernung vor uns. Wir duckten uns sofort im niedrigen Gras und näherten uns so geräuschlos wie möglich der Stelle, von der aus der Löwe gebrüllt hatte. Die Erregung, im Dunkeln auf einen Löwen vorzurücken, der zum zweiten Mal an seinem „Riss“ gestört worden war, war von intensivster Art. Jede Faser war wachsam, aber so sehr ich meine Augen auch anstrengte, ich konnte weder den Kadaver des Zebras noch den Löwen ausmachen; dennoch fielen mir mehrere dunkle Objekte auf. Ich wusste, dass wir uns ganz in der Nähe der Stelle befanden, an der der Löwe gebrüllt hatte.

Der Ort, an dem der Löwe das Zebra geschlagen hatte, war recht offen und frei von Gras, aber vom Rand eines dichten, struppigen Gebüschs in etwa dreihundert Yards Entfernung zog sich ein Streifen hohen Grases bis auf zehn Yards an den Riss heran. Ich stieß meinen Begleiter an und platzierte eine Signalfackel zwischen und leicht hinter uns. Dann entzündete ich ein Streichholz und hielt es an den brennbaren Kopf der Fackel, die sofort hell aufloderte. Ich sprang auf, hob mein Gewehr und musterte begierig den hellen Lichtkreis, wurde jedoch bitter enttäuscht, als sich all die dunklen Objekte als vereinzelte

Grasbüschel herausstellten – bis auf eines, das kaum ein Dutzend Yards von uns entfernt war und sich als der Zebradaver erwies.

Dann flackerte das Licht, erlosch mit einem Zischen und ließ uns in pechschwarzer Dunkelheit zurück. Der Löwe hatte sich bei unserer Annäherung offensichtlich in das hohe Gras zurückgezogen, und da weder Belt noch ich lebensmüde waren, betraten wir es nicht, um nach ihm zu suchen. Wir bezogen jedoch etwa zwölf Yards leeseitig des Kadavers Position, verborgen hinter einem kleinen Büschel hohen Grases. Nachdem wir unsere Moskitonetze sorgfältig gerichtet hatten, brachten wir eine Signalfackel in Stellung und legten ein Zündholz griffbereit auf die Schachtel, um alles für einen sofortigen Einsatz vorzubereiten. So machten wir uns bereit, den Riss für ein paar Stunden zu bewachen.

Eine Stunde verging in einer Stille, die nur gelegentlich vom fernen Heulen einer Hyäne, dem Schrei eines aufgeschreckten Nachtvogels oder dem pfeifenden Stöhnen des Windes in den fächerförmigen Blättern einer einsamen Lala-Palme zu unserer Linken unterbrochen wurde. Die Moskitos schwirrten um unsere Köpfe und versuchten mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, trotz unserer Netze an uns heranzukommen – was ihnen nicht immer ohne Erfolg gelang. Einmal vernahmen die scharfen Ohren unseres Führers ein leises Geräusch in der Nähe des Kadavers. Er hatte uns kaum in Alarmbereitschaft versetzt, als es vor uns im Gras zu einem plötzlichen Vorpreschen kam. Zuerst dachte ich, der Löwe würde uns angreifen, aber im nächsten Augenblick hörte ich das Tier vor uns vorbeistürmen. Wir warteten, bis alles wieder ruhig war, und mutmaßten, was da so plötzlich an uns vorbeigerast sein mochte. Belt hielt es für eine Hyäne, aber unser Führer stimmte mit mir überein, dass es ein Zebra war. Wie dem auch sei, das Tier hatte offensichtlich Witterung vom Löwen aufgenommen, als es zwischen dem Kadaver und unserem Versteck passierte.

Eine Stunde später hörten wir einen Löwen mehrmals brüllen und schlossen aus dem Klang, dass er sich in Richtung des bereits erwähnten dichten, struppigen Gebüschs zurückzog. Da wir kaum erwarteten, dass der Löwe zu seinem Riss zurückkehren würde – denn der plötzliche Schein der Signalfackel musste ihn erheblich erschreckt haben –, beschlossen wir, zum Lager zurückzukehren. Der Rückmarsch und die erneute Überquerung des Flusses verliefen ohne Zwischenfälle, abgesehen davon, dass unser Führer in einigem hohen Schilf und dichtem Gestrüpp kurzzeitig die Orientierung verlor. Wir erreichten das Lager spät in jener Nacht, bis auf die Haut durchnässt, nicht nur durch die Flussüberquerung, sondern auch durch den Tau auf dem hohen Gras, das wir durchquert hatten.

Am nächsten Morgen besuchten wir den Riss vor Sonnenaufgang, fanden aber nur noch einige umhergestreute Knochen vor. Höchstwahrscheinlich hatten die Hyänen ihn nach unserem Abzug aufgesucht, oder der Löwe war zurückgekehrt, hatte sich satt gefressen und ihnen den Rest überlassen. So endete eine Jagd, die, obwohl erfolglos, voller Vergnügen und Aufregung war.

Zwei Monate lang war unser Hauptlager unter einem großen Umsekeri-Baum am linken Ufer des Urema-Flusses aufgeschlagen. Nachts hörte man häufig Löwen brüllen, und gelegentlich wurden sie sehr dreist – unglücklicherweise in den meisten Fällen, während wir abwesend waren und nur einige unserer Jungen das Lager hüteten. F. V. Kirby[1] sagt über die Verbreitung von Löwen, dass sie „im portugiesischen Nord-Sambesi und in den Shire-Distrikten zahlreich sind, aber die eigentliche Heimat des Löwen in Portugiesisch-Ostafrika das Tal des Urema und

[1] *Sport in East Central Africa* (Ausg. 1899), S. 321 (Anhang).

Pungwe-Flüsse sind, wo sie zudem den Ruf ungewöhnlicher Angriffslust genießen.“ Um eine Vorstellung von der Anzahl und Dreistigkeit der Löwen zu geben, denen man gelegentlich im Urema-Tal begegnet, möchte ich ein Erlebnis meines Mannes Prinsloo schildern. Ich jagte zu dieser Zeit im Gorongoza-Distrikt und hatte Prinsloo mit drei Jungen zur Bewachung des Hauptlagers zurückgelassen.

Es muss etwa zwölf Uhr nachts gewesen sein, als er durch das laute und anhaltende Brüllen mehrerer Löwen in unmittelbarer Nähe des Lagers geweckt wurde. Als er aus der Tür des kleinen Patrouillenzelts blickte, sah er, dass die Jungen bereits aufgestanden waren und eifrig mehrere große Feuer entfachten, um sie zu verscheuchen. Er wies einen Jungen an, einen Kessel mit Wasser auf das kleine Feuer vor dem Zelt zu stellen, setzte sich mit meinem alten Gibbs .450-Gewehr über den Knien hin und genoss in Ruhe eine Pfeife Transvaal-Tabak. Nach einer Weile hörten die Löwen auf zu brüllen, die Jungen verkrochen sich wieder in ihre *Mafumbas*, und der kleine Kessel begann fröhlich zu singen.

Prinsloo hatte ihn gerade vom Feuer genommen und wollte Kaffee zubereiten, als er durch mehrere laute Knurr- und Brülllaute aus Richtung des Flusses aufgeschreckt wurde, gefolgt vom Röhren eines Büffels und wirren Geräuschen. „Die Wüste widerhallte vom klirrenden Klang verzweifelten Kampfes“, als ob mehrere Löwen einen Büffel angriffen. Nach einer Zeit war alles still, und er legte sich wieder schlafen, nachdem er sichergestellt hatte, dass die Feuer nachgelegt worden waren.

Er hatte vielleicht ein oder zwei Stunden geschlafen, als er unsanft durch die Schreie der Jungen geweckt wurde, die im nächsten Moment zusammen mit zwei ortsansässigen Einheimischen in das kleine Zelt stürzten und schrien, dass mehrere Löwen im Lager seien. Obwohl Prinsloo Gesellschaft keineswegs abgeneigt war, wenn Löwen in der Nähe waren, wehrte er sich dagegen, dass fünf Einheimische sich in das winzige Zelt drängten, in dem sich kaum zwei Männer bewegen konnten; und so beförderte er sie mittels gezielter Tritte hinaus. Die Jungen erklommen prompt den nächsten Baum, der zufällig ein sehr schlanker war, sodass die tapferen Fünf, als sie oben hockten, um die Entwicklungen zu beobachten, mit Furcht feststellen mussten, dass es durchaus im Bereich des Möglichen lag, dass die Äste brächen, woraufhin einer den anderen anflehte, herunterzukommen und auf einen anderen Baum zu klettern. In der Zwischenzeit näherten sich die drei Löwen, welche die Jungen gesehen hatten, bis sie auf einer leicht erhöhten Stelle standen, an der wir normalerweise Häute zum Trocknen aufspannten – etwa zehn Yards vom Zelt entfernt. Im flackernden Licht der sterbenden Feuer waren sie zeitweise deutlich zu erkennen.

Zwei weitere Löwen hörte man auf der anderen Seite des Lagers knurren, und bald kam einer von ihnen näher; die Jungen auf den Bäumen teilten Prinsloo mit, dass sie ihn im Gras hinter einer ihrer Hütten ausmachen konnten. Kein Laut war zu hören, außer dem Flüstern der Jungen auf dem Baum. Die Spannung war ungeheuerlich. Prinsloo trat aus der Zelttür und schickte sich an, auf einen der drei Löwen zu schießen, als diese mit tiefem Grollen im Gras zur Rechten verschwanden und scheinbar auf die Rückseite des Zelts und den Baum zusteuerten, auf dem die Jungen hockten.

Hastig entzündete er eine Signalfackel und sah, wie der Löwe, den die Jungen im Gras bemerkt hatten, aufsprang. Im nächsten Moment feuerte er. Die Kugel „klatschte“ laut auf, und als der Rauch sich verzog, sah er zu seiner Überraschung den Löwen fast an derselben Stelle stehen, wild knurrend und fletschend; und bevor das Licht erlosch, erhaschte er einen Blick auf eine Löwin, die wenige Schritte rechts davon ihren Herrn und Gebieter beobachtete. Das Licht flackerte und erlosch und hinterließ eine tiefe Finsternis.

Prinsloo hatte die einzige Signalfackel verbraucht, die er besaß, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als sich ins Zelt zurückzuziehen, was er mit beträchtlicher Eile tat. Während er dort im Dunkeln saß, hörte er den verwundeten Löwen noch eine Zeit lang auf furchterregende Weise stöhnen und grollen, offensichtlich an genau der Stelle, an der er gestanden hatte, als ihn die Kugel traf. Prinsloos Lage hätte die stärksten Nerven auf die Probe gestellt. Schließlich zog sich der Löwe zurück, offensichtlich in Begleitung der Löwin. Die anderen drei Löwen starteten keinen weiteren Angriff, brüllten aber bis zum Morgengrauen gelegentlich in der Nachbarschaft.

Ich traf zufällig an jenem Morgen im Hauptlager ein und erhielt von Prinsloo und den Einheimischen einen höchst anschaulichen Bericht über die Aufregungen der Nacht. Bei Sonnenaufgang entdeckte Prinsloo viel Blut an der Stelle, wo

Photo by] BUFFALO HEAD AND SKIN READY FOR MOUNTING. *[Mr. P. A. Krantz.*

der verwundete Löwe gestanden hatte, und bei einer Suche in Richtung des Flusses fand er die Überreste eines ausgewachsenen Büffelbullen, den die fünf Löwen geschlagen und gefressen hatten. Der Büffel hatte sich offensichtlich teuer verkauft, nach dem zerstampften Zustand des Schilfs und des hohen Grases zu urteilen. Er war Teil einer kleinen Herde von etwa acht Tieren gewesen, und seine Gefährten hatten beim ersten Angriff offensichtlich das Weite gesucht, anstatt ihrem bedrängten Kameraden durch einen gemeinsamen Gegenangriff auf die Löwen beizustehen, wie sie es gelegentlich tun. Der Nacken des Büffels, der nicht vollständig aufgefressen worden war, wies einen schrecklichen Biss etwa drei Zoll hinter den Ohren und mehrere unter dem Hals auf, aber das Gesicht und die Nase zeigten nur wenige Krallenspuren, was zu beweisen schien, dass der Tod durch Erdrosseln und nicht durch das Brechen des Genicks verursacht wurde.[1]

Bei meiner Ankunft im Lager war Prinsloo gerade von der Verfolgung des verwundeten Löwen zurückgekehrt. Er war der Blutspur bis zum Rand eines dichten Sumpfgrasgürtels

gefolgt und hatte sie dort aufgegeben. Wir verbrachten den Rest des Vormittags damit, die Fährte noch ein paar Meilen über diesen Punkt hinaus durch Gestrüpp, Gras und Sumpf in Richtung des westlichen Randes des Cheringoma-Waldes zu verfolgen. Die Arbeit war langsam und gefährlich, aber nicht ohne Reiz. Die Menge an Blut, die der Löwe verloren hatte, war erstaunlich. Zuerst fanden wir alle zehn oder zwanzig Yards Blutlachen, wo er sich in kurzen Abständen niedergelegt hatte, aber später hatte er offensichtlich einen Teil seiner Kraft wiedergewonnen, da das starke Bluten fast aufgehört hatte. Letztendlich mussten wir die Verfolgung aufgeben, da wir die Fährte in kurzem Gras keine zweihundert Yards vor dem Wald verloren hatten und sie nicht wieder aufnehmen konnten.

Die folgenden Anmerkungen von F. V. Kirby[2] sind durchaus beachtenswert: „In den letzten drei Jahren habe ich Signalfackeln für die Nachtjagd verwendet. Die Methode ist jedoch keineswegs ausnahmslos erfolgreich. Manchmal bleiben Löwen gut stehen, stürmen beim ersten Aufflammen vielleicht ein paar Yards davon, halten dann aber wieder inne, um zu schauen, bevor sie außer Reichweite sind

[1] Einige Monate später bemerkte ich ein kleines Einschussloch in der Knochenstruktur des Kopfes dieses Büffels; es war offensichtlich eines der Tiere, die ich einige Zeit zuvor verwundet hatte.

[2] In *Haunts of Wild Game* (Ausg. 1896), S. 409–411.

das Licht, was einem reichlich Zeit für einen Schuss gibt. Dies geschieht normalerweise, wenn die Löwen bis dahin nichts von der eigenen Nähe bemerkt haben; in anderen Fällen jedoch machen sie sich sofort davon, ohne lange zu fackeln. Einmal sah ich eine Löwin, die sich sofort tief im Gras duckte, sobald die Fackel aufflammte; sie lag knurrend da, bis ich auf sie schoss und verfehlte, woraufhin sie in die Dunkelheit wegsprang. Es empfiehlt sich, die Signalfackel stets an einem Busch oder Stock zu befestigen, sie in Richtung des Kadavers oder dorthin zu richten, wo die Löwen erwartet werden, und sie so anzuordnen, dass das Licht auf das Korn des Gewehrs fällt."

„Meist passiert es, dass man bei Mondlicht über ein Tier hinwegschießt; es ist daher am besten, deutlich unter ihn zu halten, da das Korn des Gewehrs selten überhaupt zu sehen ist, es sei denn, es sitzt ‚voll' in der Kimme. Die Emaille-Visierungen sind eine vergleichsweise späte Erfindung. Sie sind sehr gut für Arbeiten im Mondlicht und in bestimmten Lagen im dichten Busch; aber nach meiner Erfahrung sind sie am Tag oder in jeder Position gegen das Licht nutzlos, und für den allgemeinen Gebrauch können sie meines Erachtens nicht mit dem gewöhnlichen Elfenbeinkorn mithalten. Wenn man im Mondlicht an einem ‚Riss' wacht, die Löwen herankommen und weder Alarm noch Misstrauen gegenüber der eigenen Anwesenheit zeigen, ist es ein Fehler, die Dinge zu überstürzen, indem man zu voreilig schießt. Ich halte mich immer so lange wie möglich zurück, da es eine höchst interessante Studie ist, sie zu beobachten, und sich später fast sicher bessere Gelegenheiten bieten; außerdem kann man meist schnell genug ihre Absichten erahnen, wenn sie im Begriff sind sich davonzumachen, und kann dann, falls nötig, feuern."

„Sie bleiben fast ausnahmslos auf demselben Wechsel, wenn sie zu einem ‚Riss' kommen oder von ihm weggehen; sie nähern sich ihm mit großer Vorsicht, gehen im Gänsemarsch, bis sie nahe heran sind, und umkreisen ihn gelegentlich oder suchen das Gelände leeseitig ab, um sich zu vergewissern, dass keine Falle auf sie wartet und sie kühn vorrücken können. In Gebieten jedoch, in denen sie kaum gestört werden, kehren sie häufig im schweren, schwingenden Trott direkt zum ‚Riss' zurück. Wenn ein ‚Riss' während ihrer Abwesenheit angerührt wurde oder wenn sie noch keine Mahlzeit davon

hatten, werden sie ihn packen und ein Stück weit wegziehen gewöhnlich unter einen Busch oder in hohes Gras; haben sie jedoch erst einmal davon gefressen und kehren dann zurück, bewegen sie ihn danach nie mehr über eine größere Distanz weg, wenngleich sie ihn vielleicht umdrehen oder ein, zwei Yards weit ziehen. Wenn sie an einem Kadaver fressen, reißen Löwen häufig eine Schulter oder ein anderes Teil ab und ziehen sich damit ins Gras oder unter einen Busch zurück, um in Ruhe zu fressen. Ein Scherm aus Dornenbüschen von etwa vier Fuß Höhe, errichtet unter dem Wind des Wechsels, auf dem die Löwen zum Kadaver kommen und gehen, bietet gewöhnlich eine gute Gelegenheit für einen Schuss; ich bevorzuge es jedoch, nah am Kadaver zu sein, wenn die Richtung gewiss ist, in die die Löwen am Morgen abgezogen sind.

Ein Schuss kann auch von einem Baum aus abgegeben werden, aber dieser Plan unterliegt vielen Einwänden. Wenn der Baum klein ist, wird er sicher genau im kritischen Moment im Wind schwanken; außerdem ist es weit schwieriger, ein Tier deutlich auszumachen, wenn man auf es herabblickt – besonders wenn es in gelbem Gras steht –, als wenn seine Gestalt sich scharf gegen den Horizont abzeichnet. In dichtem Buschwerk sind die Luftströmungen jedoch so wechselhaft, dass es absolut notwendig ist, von einer erhöhten Position aus zu wachen, um zu vermeiden, dass sie Witterung aufnehmen.“

„Beim nächtlichen Schießen auf Löwen sollte immer ein Doppelgewehr verwendet werden, da ein Löwe, wenn er nur verwundet ist, häufig auf die Stelle losstürmt, an der er den Mündungsblitz des Gewehrs gesehen hat; und es wird dann schlecht um einen Mann stehen, wenn er keinen zweiten Lauf oder ein Ersatzgewehr hat.“

Photo by] [*the Author.*

LEOPARD, MOZAMBIQUE MONKEY, LIONESS, HYÆNA, AND BABY CROCODILE.

„Beim Bau eines Scherms sollte man sehr darauf achten, die natürlichen Merkmale des Platzes nahe dem ‚Riss‘ nicht zu stören oder zu verändern. Die Raubtiere bemerken erstaunlich schnell, wenn Büsche dorthin gestellt wurden, wo am Morgen noch keine waren, schöpfen Verdacht auf eine Falle und werden sich der Stelle nicht nähern. Es ist ratsam, den Scherm in oder unter einem Busch oder einem anderen natürlichen Sichtschutz zu errichten, wo er weniger auffällig ist. Die Nachtjagd ist, allgemein gesprochen, keine populäre Form des Sports. Sie wurde als ‚mitternächtlicher Meuchelmord‘ bezeichnet und als ‚mutwillige Grausamkeit‘ verurteilt, wenn sie an einem

Wasserloch oder einem Tümpel in der Wüste ausgeübt wird. Ich denke, für die letztere Anschuldigung gibt es eine gewisse Grundlage. David Livingstone[1] schrieb wie folgt: ‚Herden von Zebras, Gnus und

[1] Missionary Travels in South Africa (Neuauflage, 1875), S. 109.

Natürlich hängt der sportliche Reiz maßgeblich davon ab, ob der Wächter auf dem Boden liegt, nur durch einen Busch oder ein Grasbüschel geschützt, oder ob er sicher auf einem *Machan* thront oder in einer stabilen Dornen-Zariba eingeschlossen ist, außer Reichweite des verwundeten Tieres. Ich möchte keinen Moment lang so verstanden werden, als würde ich einen solchen Ort der Sicherheit nicht nutzen; ich habe lediglich versucht aufzuzeigen, was ich für hochrangigen Sport halte.

Einer der größten Reize der Nachtwache im Dschungel, in der Wüstenebene oder sogar im Sumpf besteht darin, das Leben im Dschungel, in der Wüste oder im Sumpf unter natürlichen Bedingungen sehen und hören zu können; die Gewohnheiten von Tieren zu studieren, die man tagsüber selten oder gar nicht zu Gesicht bekommt."

KAPITEL XI

EIN AUSFLUG IN DIE NÄHE DES GORONGOZA-GEBIRGES

Im Kanu auf dem Urema-Fluss – Überfluss an Vogelleben – Weißkopf-Seeadler geschossen – Ein wunderschöner Vogel – Kanu streift den Rücken eines Krokodils – Resonantes Brüllen von Löwen – Vorbereitung eines „Risses" – Eine erfolglose Wache – Wasserbock geschossen – Erreichen von Narugwes – Marsch nach Gorongoza – Wiedersehen mit Belt – Buschschwein – Die Gorongoza-Gesellschaft – Der Gouverneur – Ein amüsanter Zwischenfall – Das Anwesen – Gutes Gemüse – Marsch zu Sitengas Kraal – Sitenga – Unser Lager am Yanvu – Belt schießt ein Gnu – Lichtenstein-Antilope verwundet – Sehr wenig Wild – Mageres Waidwerk – Bestrafung eines ungehorsamen Trägers – Rückkehr nach Gorongoza – Ein Eilmarsch – Aufbruch zum Hauptlager – Unwohlsein.

Bevor ich nach Gorongoza aufbrechen konnte, wo ich versprochen hatte, Belt am nächsten Abend zu treffen, musste ich nach Sumaqueza hinunter, um Vorkehrungen für Kanus zu treffen, die in zwei Wochen einige unserer Trophäen nach Fontesville bringen sollten. Am Nachmittag fuhr ich dementsprechend im Urema in unserem kleinen einheimischen Einbaum-Kanu hinunter bis nahe an die Einmündung in den Madingue-dingue-Fluss und schlug dann den Weg querfeldein zur Station des Kommandanten ein. Ich wurde von Galazi und einem Einheimischen aus Mapandas Kraal begleitet.

Es war eine angenehme Abwechslung, nach Wochen harten Marschierens im verfilzten Gras und durch Sümpfe, nun sanft den Fluss hinabzugleiten, ohne einen Muskel zu rühren. Ich saß, oder vielmehr kniete, im Bug, Galazi mittschiffs, während der Junge aus Mapanda geschickt das Paddel am Heck führte oder, wenn es die Gelegenheit erforderte, den langen Bambus-Staken benutzte. Der Überfluss an Vogelleben auf dem Fluss war bemerkenswert; Rallen, Reiher, weiße Löffler, Rohrdommeln, Ibisse, Enten, Krickenten und zwei Arten von Sporengänsen gab es in Hülle und Fülle. Ich schoss einen Reiher und ein Paar Perlhühner an einer Stelle, an der ich kurz an Land ging, und beim Fortsetzen unserer lautlosen Reise flussabwärts traf ich einen prachtvollen Weißkopfseeadler am Flügel, der ins Wasser fiel. Als das Kanu sich ihm näherte, wurde er äußerst wild und hieb mit Schnabel und Krallen mutig und wirkungsvoll nach Galazis Hand, als dieser ihn ergriff und seinen Leiden ein Ende setzte.

Dieser Adler (ich glaube, *Haliaeetus vocifer*) ist ein wunderschöner Vogel. Kopf, Hals, Schwanz sowie Teile des Rückens und der Brust sind reinweiß, während der untere Teil des Rückens und der Bauch sowie die Flügel- und Beinfedern von dunkelbrauner oder rötlicher Farbe sind. Die Schwungfedern der Flügel sind bräunlich-schwarz. Sein kräftiger, gelblicher Schnabel hat an der Basis einen gelben Ring und eine schwarze Spitze; die Augen sind dunkelbraun; die Beine, von dunkelgelber Farbe, sind mit gewaltigen schwarzen Krallen versehen. Die Flügelspannweite des Exemplars, das ich schoss, betrug von Spitze zu Spitze sechs Fuß dreiundeinhalb Zoll. Der einheimische Name für diesen Vogel ist *Umgasi*. Er stößt einen sehr lauten Schrei aus und ist, wie ich glaube, ein großer Räuber, der auf andere fischfressende Vögel herabstößt und ihnen ihre mühsam errungene Beute entreißt. Er ist an den Flüssen Urema, Madingue-dingue und Pungwe verbreitet und oft auf Bäumen an deren Ufern thronend zu sehen. Ich wurde nie müde, seine anmutigen Bewegungen und seine schöne Zeichnung zu bewundern.

Einmal, als wir eine Schlammbank überquerten, wo das Wasser seicht war, streifte der Boden unseres Kanus den schuppigen Rücken eines Krokodils, doch wir erreichten bald wieder tieferes Gewässer. So eilten wir fröhlich den Strom hinab. Wie erwähnt, landeten wir am linken Ufer des Flusses, ein kurzes Stück oberhalb des Zusammenflusses mit dem Madingue-dingue, woraufhin der Junge aus Mapanda mit dem Kanu zu seinem Liegeplatz nahe dem Lager zurückkehrte und meine ornithologischen Exponate in Obhut nahm.

Bei der Ankunft an der Station Sumaqueza stellte ich fest, dass der Kommandant noch nicht vom Sambesi zurückgekehrt war, und der diensthabende portugiesische Soldat wusste nicht, wann mit ihm zu rechnen sei. Es tat mir leid, dass er noch immer abwesend war, aber ich traf die bestmöglichen Vereinbarungen mit seinem Stellvertreter. Auf unserem Heimweg schoss ich ein paar Frankoline in einem Maisfeld nahe einem einheimischen Kraal und versuchte, ein Bündel Nüsse von einer hohen Palme herunterzuholen, indem ich den Zweig, an dem es hing, mit einer Kugel durchschoss; doch nachdem ich zwei Patronen verbraucht hatte ohne Erfolg, gab ich es auf. Die Sonne ging kurz vor Erreichen des Lagers unter, und ein Löwe brachte uns mit seinem prächtigen, klangvollen Brüllen ein Ständchen. Er schien sich in der Nähe der Stelle zu befinden, an der wir am Morgen die Blutspur des von Prinsloo verwundeten Löwen verloren hatten; möglicherweise war es sein Gefährte. Bald darauf brüllte ein zweiter Löwe im Norden, und ich begann mich auf einen weiteren Besuch im Lager in dieser Nacht einzustellen.

Als wir anamen, stellte ich fest, dass Prinsloo bereits die notwendigen Vorkehrungen für den Empfang etwaiger königlicher Besucher getroffen hatte, die uns mit ihrer Anwesenheit beehren könnten. Verwesende Fleischbrocken waren entlang mehrerer Fußpfade so geschleift worden, dass sie an einer sorgfältig gewählten Stelle nahe dem Lager zusammenliefen, wo das Fleisch, das wir entbehren konnten, als Köder ausgelegt war. Wir hielten lange Wache, aber kein Löwe erschien. Gelegentlich brüllte einer jenseits des Sumpfes am Rande des Cheringoma-Waldes; ansonsten durchbrachen nur das Heulen der Hyänen, das Rufen der Eulen und das ständige Summen zahlloser Moskitos von allen Seiten die Stille der Nacht. Die Hyänen machten sich gegen Morgen mit unserem Köder davon, nachdem wir uns ins Zelt zurückgezogen hatten.

Früh am nächsten Morgen verließ ich das Urema-Lager, überquerte den Fluss und hielt auf Narugwes Kraal zu. Einige der Jungen, die im Hauptlager bleiben mussten, begleiteten mich ein Stück in der Hoffnung, ich könne ihnen einen Fleischvorrat sichern. Bald sahen wir ein halbes Dutzend Wasserböcke, die auf einer freien Stelle ästen. Ich konnte mich nicht näher als auf dreihundert Yards heranpirschen, ohne gesehen zu werden, also feuerte ich aus dieser Entfernung auf einen der Bullen, verfehlte jedoch; mit meinem zweiten Schuss streckte ich jedoch den einen nieder, und mit meinem fünften

gelang es mir, den anderen Bullen zur Strecke zu bringen, nachdem ich ihn dreimal getroffen hatte. Nichts vom Fleisch dieser Böcke wurde verschwendet, denn die Jungen wussten nur zu gut, dass wir einige Zeit im Gorongoza-Distrikt abwesend sein würden und sie bis zu unserer Rückkehr keinen weiteren Nachschub ihres geliebten *In-nyama* erhalten würden.

Ich überließ den Lagerjungen die Kadaver und setzte meinen Weg in Begleitung meiner Gewehrträger und zwei weiterer Einheimischer in Richtung Gorongoza fort, wo ich versprochen hatte, Belt an jenem Abend zu treffen. In der Nähe von Narugwes Anwesen feuerte ich ohne Erfolg auf einen Oribi, als er von mir wegsprang. Der Schuss schreckte ein hundert Yards weiter entferntes Streifengnu auf; ich feuerte und verwundete es, als es schwerfällig davonstob, und erlegte es mit zwei weiteren Schüssen. Meine Jungen trugen so viel Fleisch wie möglich zu Narugwes Kraal, wo wir einen Teil davon gegen einen großen Topf Palmwein, einige Süßkartoffeln und einen kleinen Vorrat an *Ufa* eintauschten. Nach einer ordentlichen Mahlzeit setzten wir unsere Reise fort. Eine Zeit lang flankierten wir das rechte Ufer des Jungwe-Baches und passierten kurz nach dem Verlassen zwei Kraals, wonach unser Weg durch offene, grüne Grasflächen führte, mit hier und da einer sumpfigen Stelle und dichten

Photo by [***the Author.***

GORONGOZA SCENERY.

Schilfgürteln. Bevor wir einen kleinen Fluss namens Pande erreichten, kamen wir durch einen recht großen Kraal, dessen Name leider nicht in meinem Tagebuch vermerkt ist. Im Pande gab es kein fließendes Wasser; möglicherweise versickert es im sandigen Bett; es gab jedoch mehrere kleine Tümpel. Nachdem wir auf das linke Ufer gestoßen waren, folgten wir dem Flussbett einige hundert Yards in Richtung des Madingue-dingue und bogen dann in einen Fußpfad im Schilf am rechten Ufer ein. Wir sahen viele Flusspferdspuren im Flussbett. Schließlich führte uns unser Pfad in Sichtweite des breiten und malerischen Madingue-dingue, und kurz darauf traten wir aus dem hohen, dichten Schilf hervor, durch das der Weg verlaufen war, und passierten zwei Kraals. Wir erreichten schließlich erreichten schließlich Gorongoza zwei Stunden und zwanzig Minuten nach dem Verlassen von Narugwes. Ich fand Belt auf einem hübschen Platz am linken Flussufer campierend vor, einige hundert Yards hinter der Siedlung. Er hatte in den letzten Tagen nicht viel Jagdglück gehabt; er hatte jedoch am Vortag ein Buschschwein

geschossen, und wir genossen an jenem Abend eine gebratene Schweinekeule sehr, trotz der angewiderten Blicke, die Ali als guter Mohammedaner in unsere Richtung warf. Es tut mir leid, dass ich dieses Tier nicht gesehen habe, denn ich hätte seine Zeichnung gerne mit der seines südafrikanischen Verwandten (*Sus choeropotamus typicus*) verglichen. Ich war

***Photo** by*] THE GORONGOZA ESTATE. [*the Author.*

äußerst unglücklich darüber, selbst kein Exemplar erlegen zu können. Lassen Sie mich hier einen kurzen Bericht über die Siedlung Gorongoza geben. Im Jahr 1896 erwarb eine französisch-portugiesische Gesellschaft – die „Companhia da Gorongoza“ – eine Konzession, einen sogenannten *Prazo*, über ein ausgedehntes Landgebiet, das im Osten in etwa vom Urema-Fluss, im Westen von der Grenze zum Mashonaland und im Süden vom Pungwe begrenzt wird und sich nach Norden hin, wie ich glaube, bis in die Nähe von Sena am Sambesi erstreckt. Im September jenes Jahres nahm sie Besitz von ihrem Territorium. Einige Jahre später bot das Anwesen in Gorongoza ein blühendes Bild, doch ich habe seitdem gehört, dass die Gesellschaft in Liquidation getreten ist oder sich das Anwesen zumindest im Verkauf befindet. Die lokalen Angelegenheiten der Gesellschaft wurden von einem Beamten verwaltet, der den Titel „Governador da Gorongoza“ führte. Ich traf Seine Exzellenz nicht persönlich, aber Belt suchte ihn in seinem behaglich wirkenden Bungalow auf. Er war ein portugiesischer Edelmann, seine Frau jedoch war französischer Abstammung; sie beklagte ihr Schicksal sehr, in einem Fieberland festzusitzen, in dem sie an zwei von drei Tagen krank war, und sehnte sich nach der Rückkehr in ihr geliebtes Paris. Seine Exzellenz sprach kein Wort Englisch, und Belt musste sein Französisch hervorkramen.

Es gab einen amüsanten kleinen Zwischenfall. In dem Wunsch, einen kleinen Vorrat an Zucker zu erstehen, erkundigte sich Belt beim Gouverneur, ob dieser Artikel in dem winzigen Kramladen für Einheimische vorrätig sei, den er neben dem Wohnhaus bemerkt hatte. Seine Exzellenz schien sofort hellhörig zu werden und war sehr erpicht darauf, ins Geschäft zu kommen. Er führte meinen Freund zum Laden und nahm die Bestellung freundlicherweise persönlich entgegen, wobei er Zucker und Reis mit einer Genauigkeit und Präzision abwog, die eines Apothekers würdig gewesen wäre, und verlangte horrende Preise. Fairerweise muss jedoch bedacht werden, dass er nicht „aus gesundheitlichen Gründen“ in dieses Land gekommen war.

Eines der Hauptziele der Gesellschaft war es, glaube ich, die landwirtschaftlichen Ressourcen des Landes zu erschließen; und als ich das Anwesen sah, muss ich sagen, dass ich sehr erstaunt war über die großen Landstriche, die vom Busch befreit und unter Kultivierung gestellt worden waren, sowie über die ordentliche Art und Weise, in der die Anlagen gestaltet waren. Eine breite, erhöhte Straße, die von der Mitte zu Gräben auf beiden Seiten abfiel, um das Wasser in der Regenzeit abzuleiten, erstreckte sich über etwa zwei Meilen vom Madingue-dingue-Fluss am Haus des Gouverneurs vorbei durch die Plantagen. Auf fast einer Meile waren ihre Seiten mit jungen Bäumen und Palmen gesäumt, und weitere wurden entlang der verbleibenden Strecke des Weges gepflanzt. Einige der einheimischen Palmen und Bäume waren bei der Rodung des Bodens verschont geblieben und trugen nun wesentlich zur Schönheit des Ortes bei.

Kassava oder Maniok (ich glaube, sowohl der *Manihot aipi* [süßer Maniok] als auch der *Manihot utilissima* [bitterer Maniok] werden dort dort angebaut) bedeckt einen großen Teil des kultivierten Landes; Mais, Hirse, Sorghum, wildes Zuckerrohr, wilder Kaffee, Kohl, Karotten, Salat, Erbsen, Bohnen, Pastinaken, Süßkartoffeln (*Convolvulus batatas*), Kürbisse, Kartoffeln, Erdnüsse usw. gedeihen prächtig. Viele dieser Gemüsesorten befanden sich in einem großen, eingefriedeten Garten, der einem zivilisierten Land alle Ehre gemacht hätte. Der Gouverneur schickte uns eine Auswahl, die wir als Abwechslung zu unserer Diät aus Fleisch und Reis – oder Reis und Fleisch – sehr zu schätzen wussten.

Am Nachmittag unternahm ich einen Spaziergang am linken Flussufer und sah Perlhühner, Frankoline, mehrere Wildenten, viele Wasservögel; außerdem eine Trappe, ich glaube von der

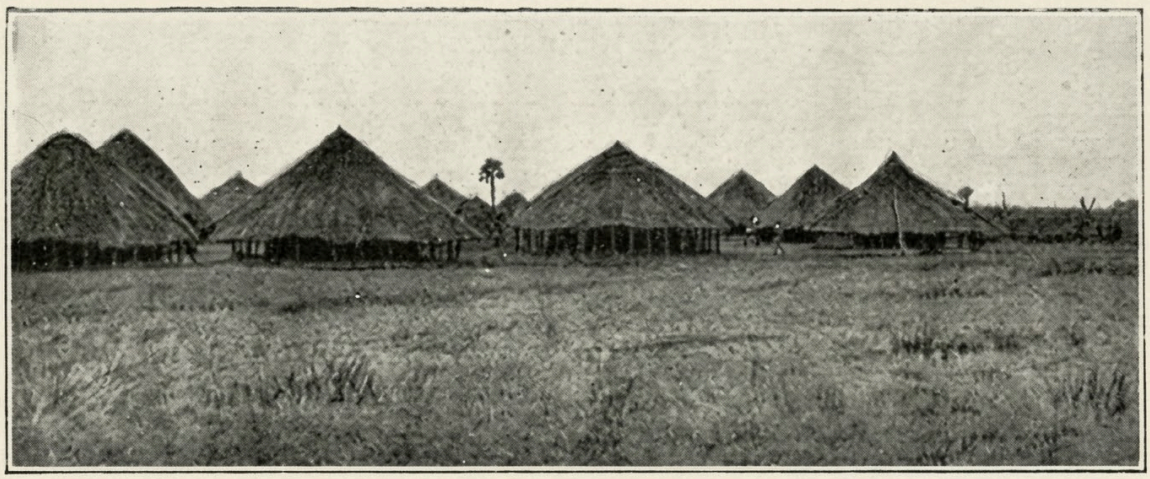


Photo by] [*the Author*.

SITENGA'S KRAAL.

schwarz-weißen Art (*Bosch-Knorhaan* der Buren), aber ich kann es nicht mit Sicherheit sagen, da ich sie nicht erlegte.

Wir brachen am nächsten Morgen um 7:15 Uhr das Lager ab und marschierten in Richtung Sitengas Kraal. Über die gesamte Strecke gab es einen gut geräumten Fußpfad, und wir kamen zügig voran. Unterwegs schoss ich auf einen Buschbock, der zweihundert Yards vor uns auf dem Pfad stand, verfehlte ihn jedoch. Der Weg verlief größtenteils über trockenes Gelände, das spärlich mit Buschwerk bewachsen war und unweit des linken Ufers des Madingue-dingue lag. Wir erreichten Sitengas Kraal zwei Stunden und dreißig Minuten nach dem Verlassen von Gorongoza, nachdem wir kurz vor der Ankunft drei Kraals passiert hatten. Wir machten an einem gut errichteten Flechtwerkbau etwa

hundert Yards vom Kraal entfernt Halt und schickten einen Jungen, um dem Häuptling unsere Ankunft zu vermelden. Es dauerte einige Zeit, bis Sitenga erschien, denn nach der Vorstellung der Eingeborenen wäre es ein schwerer Verlust an Würde gewesen, hätte seine Neugier ihn so weit überwunden, dass er sofort aufgetaucht wäre. In der Zwischenzeit hatte ich Zeit, mich umzusehen. Es war ein großer Kraal und gut gelegen auf einer leicht ansteigenden Anhöhe, mit einem kleinen *Spruit* im Westen und dem Madingue-dingue ein kurzes Stück im Süden. Hier und da ragten Borassus-Palmen mit ihren anmutigen, dunkelgrünen

Photo by) [*the Author.*

THE CHIEF SITENGA AND FOLLOWERS.

Wedeln hoch über das umgebende Buschwerk hinaus, während weit entfernt im Nordwesten das Gorongoza-Gebirge aufragte, auf dessen dämmrig-blauem Gipfel Gouveia seine Festung hatte. Schließlich näherte sich uns ein alter, graubärtiger Mann mit kahlem Kopf, begleitet von mehreren seiner wichtigsten Leute und einer bunt gemischten Anhängerschaft. Ich fand Sitenga als einen intelligenten und freundlichen alten Eingeborenen vor – umso mehr, nachdem er einen ordentlichen Schluck guten schottischen Whiskys zu sich genommen hatte. Er gab jedoch vor, nichts über das Wildvorkommen zu wissen, und es war nur mit Mühe, dass wir einen Jungen von ihm erhielten, der uns zu einem geeigneten Lagerplatz in Richtung des Gorongoza-Gebirges führen sollte. Ich überredete ihn, sich von mir fotografieren zu lassen, und versprach ihm ein Abzug, sollte ich das Land jemals wieder besuchen. Da er uns keine verlässlichen Auskünfte über das Wild geben konnte, verabschiedeten wir uns und brachen in west-nordwestlicher Richtung auf.

Nach einem Marsch von einer Dreiviertelstunde erreichten wir eine Stelle am Rande des Dschungels und beschlossen, dort das Lager für den Tag aufzuschlagen. Der gewählte Platz lag nahe einiger Wassertümpel im Bett eines kleinen *Spruits*, der, wie ich glaube, Yanvu heißt. Das Gorongoza-Gebirge und seine Ausläufer waren jenseits des Horizonts aus verstreuten Palmen und niedrigem Gebüsch deutlich sichtbar; zwischen unserem Lager und diesen Palmen und niedrigen Büschen erstreckte sich ein recht offenes Gelände, das nach dem Grasmmeer des Cheringoma-Distrikts ein wohltuender Anblick war.

Kurz nach dem Verlassen von Sitengas Kraal schlossen sich uns zwei junge Einheimische an, die offensichtlich etwas zu tief in einen *Itshema*-Topf geschaut hatten, und behaupteten, sie würden uns Lichtenstein-Antilopen und anderes Wild zeigen. Nachdem wir sichergestellt hatten, dass unsere Zelte aufgebaut waren, nahmen wir ein hastiges Mittagessen ein und machten uns daran, die Gegend zu erkunden. Einer der Jünglinge begleitete Belt, den anderen nahm ich mit mir. Einmal legte sich mein Junge einfach an den Hang eines Ameisenhügels, und nur mit Mühe gelang es uns, ihn zum Weitergehen zu bewegen.

Belt erging es noch schlechter. Nachdem er einen Streifengnubullen geschossen hatte, ließ er seinen Jungen mit einem unserer Träger zurück, mit der Anweisung, dass jeder eine Ladung Fleisch zum Lager tragen solle; doch der Junge kam nie mit seiner Last im Lager an. Am nächsten Nachmittag sah ich ihn in einem Kraal nahe Sitengas wieder, wo er mich mit einem breiten Grinsen begrüßte, als er sich daran erinnerte, wie geschickt er die weißen Männer genarrt und sich einen guten Fleischvorrat für sich selbst gesichert hatte.

Das Land, das ich durchquerte, war trocken und mit gelbem Gras und vereinzelten Bäumen bewachsen. In vielerlei Hinsicht ähnelte es dem Gebiet zwischen den Flüssen Mwanza und Mwaredzi im Cheringoma-Distrikt. Ich sah eine kleine Truppe Impalas, die jedoch sofort das Weite suchte. Während ich ihnen folgte, erblickte ich einen Streifengnubullen zusammen mit sechs Lichtenstein-Antilopen. Diese jedoch entdeckten mich

Photo by] LICHTENSTEIN HARTEBEEST AND REEDBUCK. *[Mr. P. A. Krantz.*

sobald ich sie sah, und machten sich davon. Es war mir unmöglich, näher als auf zweihundert Yards heranzukommen, also feuerte ich aus dieser Entfernung auf die größte Antilope. Ich hörte den Einschlag der Kugel; aber das getroffene Tier floh mit dem Rest des Rudels in schnellem Tempo, und ich folgte ihm so schnell ich rennen konnte. Einmal erblickte ich es hinter seinen Gefährten, aber es war nur ein flüchtiger Augenblick, und ich war zu langsam für einen Schnellschuss. Nach einer Weile verlor ich die Fährte, und da meine Jungen träge und unachtsam wurden, war ich gezwungen, die Jagd aufzugeben.

Später am Nachmittag sah ich ein Rudel von zehn Zebras (Burchell-Zebras), schoss aber nicht. Ich erreichte das Lager bei Sonnenuntergang, und Belt traf kurz darauf ein, nachdem er, wie bereits erwähnt, einen Streifengnubullen erlegt hatte. Er hatte ein passables Gehörn; die innere Spannweite der Hörner zwischen den Ausladungen betrug zweiundzwanzig Zoll. Ich verbrachte den Abend damit, die Kopf- und Halsmaske abzuziehen und zu präparieren.

Ich war keineswegs hoffnungsvoll, in dem Landstrich, in dem wir uns befanden, gutes Waidwerk zu finden. Ich sah nur wenig frische Fährten und war überzeugt, dass das Wild dort nur während der Regenzeit in größerer Zahl und Vielfalt umherzieht. In meinem Tagebuch findet sich folgender Eintrag:

> „Ein Einheimischer berichtet mir, dass der Sungwe-Sumpf oder Sungwe-Urema-Sumpf einen guten Tagesmarsch nördlich liegt. Ich würde ihn gerne besuchen, fürchte aber, dass die Zeit es nicht zulässt. Sarmento liegt, wie ich verstehe, grob gesagt südwestlich von hier und Makaia südöstlich. Jacota ist etwa einen guten Tagesmarsch genau östlich entfernt. Dies ist ein angenehmeres Land zum Durchstreifen als das sumpfige, grasumschlossene Tal des Urema-Flusses, bietet aber zu dieser Jahreszeit nicht dieselben Reize für den Jäger. Der parkähnliche Charakter von Teilen des Gebiets, die Palmgruppen und das kurze gelbe Gras bilden einen reizvollen Kontrast. Unsere Zeit im Land ist nun etwas begrenzt, und Belt und ich

sind übereingekommen, morgen Abend nach Gorongoza zurückzukehren, falls uns das Land nach dem morgendlichen Streifzug nicht günstiger beeindruckt."

Wir brachen am nächsten Morgen gemeinsam in Richtung Norden auf und sahen schon bald einen einsamen Streifengnubullen, der uns aus zweihundert Yards Entfernung beobachtete. Belt versuchte, näher heranzukommen, doch das Tier schwang sofort herum und trollte sich mit schlagendem Schweif davon. In dreihundertfünfzig Yards Entfernung hielt es erneut inne, aber ich verfehlte es mit meinem ersten Schuss aus der großkalibrigen Mauser. Ich nahm das Kleinkalibergewehr und feuerte erneut, und diesmal hörten wir deutlich den Einschlag der Kugel. Ich folgte der Blutspur, während Belt die Suche nach anderem Wild fortsetzte; doch nach einer halben Stunde Fährtenlesen war ich gezwungen, die Verfolgung aufzugeben, da ich kein Blut mehr sah und das Tier seine Geschwindigkeit scheinbar nicht verringert hatte.

Kurioserweise stieß ich auf eben dieses Gnu, als ich nach einer weiten Runde, ohne auch nur ein Stück Wild gesehen zu haben, zum Lager zurückkehrte. Als mein Gewehrträger es entdeckte, wussten wir noch nicht, dass es unser alter Bekannter war; doch nachdem ich vergeblich versucht hatte, es anzupirschen, und wir an dem zerfallenen, aber leicht erhöhten Ameisenhügel ankamen, auf dem es gestanden hatte, bemerkten wir einige Blutstropfen. Ich versuchte, dem armen Tier zu folgen; da meine Jungen jedoch nur noch halbherzig bei der Sache waren und ich mich selbst recht unwohl fühlte, machten wir uns auf den Weg zum Lager. Nach der Lage der Hufeindrücke zur kleinen Blutlache, an der das Tier gestanden hatte, und der Art, wie es davonlief, kam ich zu dem Schluss, dass es nur einen Fleischwunde an der Keule erlitten hatte. Außer dem Gnu sah ich an jenem Morgen nur ein paar Impalas.

Ich erreichte das Lager mittags, aber Belt war noch nicht zurück. Während ich auf ihn wartete, machte ich einige Fotos von der umliegenden Landschaft und verbrachte eine angenehme Stunde damit, Schmetterlinge zu sammeln und ihnen dabei zuzusehen, wie sie umherflatterten und „die Wonnen des Mittags genossen". Ich sicherte mir zwei Exemplare, die neu in meiner Sammlung waren. Belt kam erst recht spät ins Lager; er hatte einen Streifengnubullen und zwei Impalarammler erlegt.

Unsere Träger waren sehr abgeneigt, sich wieder in Bewegung zu setzen – so sehr, dass ich an einem von ihnen wegen Ungehorsams ein Exempel statuieren musste. Ich hatte dem *Capitão* angewiesen, ihnen zu befehlen, ihre jeweiligen Lasten aufzunehmen und zu verschnüren, und bemerkte, dass er eine hitzige Auseinandersetzung mit Zuggie hatte, der sich weigerte, seine Last aus dem Zelt zu holen, und dann nach dem *Capitão* schlug. Ich ließ mein Gewehr im Zelt zurück, ergriff ein kurzes, stabiles Nilpferd-Sjambok, packte Zuggie im Handumdrehen am Schlafittchen und gab ihm, was er verdient hatte. Danach hatten wir kaum einen willigeren Jungen in der Karawane. Ich bin keineswegs dazu geneigt, „Eingeborene zu prügeln", und Zuggie war der einzige Junge, an den ich während dieser Reise wirklich Hand angelegt habe. Wäre ich vielleicht strenger gewesen, wäre Belt nicht so ständig durch ihre trägen Gewohnheiten belästigt worden; aber ich stimme F. V. Kirby zu, wenn er sagt: „Noch nie hat ein Eingeborener einen Mann respektiert, den er nicht fürchtete – eine kühne Behauptung, deren Leugnung ich jedoch herausfordere." Es scheint ein Jammer zu sein, dass dies bei unzivilisierten Einheimischen so ist; aber letztlich ist es nur ein Charakterzug, der sich beim Wilden naturgemäß entwickelt hat.

Nachdem Zuggie und die anderen Träger zur Vernunft gebracht worden waren, brachen wir das Lager ab und waren bald auf dem Weg zu Sitengas Kraal, den wir nach einem Marsch von fünfundvierzig Minuten erreichten, von wo aus wir direkt weiter nach Gorongoza zogen. Ein halbes Dutzend der Jungen trug Fleisch bei sich, das sie bei den

Kraals, die wir passierten, bei den einheimischen Frauen gegen *Ufa*-Mehl eintauschten. Wir erreichten unseren alten Lagerplatz in Gorongoza eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit. Ich legte die Strecke vom Yanvu-Lager in zwei Stunden und fünfzig Minuten zurück, aber ich ging die gesamte Distanz über sehr schnell; tatsächlich lieferte ich mir auf den letzten fünfundvierzig Minuten ein Wettgehen mit meinem Gewehrträger Galazi, wobei ich fast das gesamte Tempo vorlegte, das ich beherrschte. Er ging gut, aber meine langen Beine machten sich am Ende bezahlt, und ich disqualifizierte ihn wegen „Ausbrechens" in einen leichten Trab.

Am nächsten Morgen ließ ich die Karawane langsam nachkommen und ging in Begleitung meiner Gewehrträger und John, der meine Decke, einen Kessel und etwas Kaffee trug, voraus. Ich beabsichtigte, an Narugwes Kraal und dem Urema-Lager vorbei bis zum Massarara-Fluss vorzustoßen. Der Wind wehte aus dem Süden, und ich war mir sicher, dass sich Büffel in jener Gegend aufhalten würden, und hoffte, am nächsten Tag Jagdglück bei ihnen zu haben. Nach drei Stunden Fußmarsch kam ich an Narugwes Kraal an. Mein alter Freund versorgte mich wie üblich mit den besten Früchten seines Gartens – Süßkartoffeln und Mais – sowie einem Topf Palmwein. Im Gegenzug erwärmte ich sein Herz mit einem guten Schluck französischem Branntwein. Da Eingeborene keineswegs gierig sind, wenn sie etwas an Speise oder Trank besitzen, und dies bereitwillig mit ihren Freunden teilen, vergaß Narugwe seine Frauen nicht, sondern ließ einen Rest des Geistes in dem Becher für sie zurück, damit sie einen Schluck nehmen konnten. Ich fühlte mich nach dem kurzen Vormittagsmarsch ziemlich matt (das erste Symptom des Malariafiebers) und beschloss, einige Zeit im Kraal zu warten, während Galazi die Schrotflinte nahm und ein Perlhuhn erlegte.

Als Belt und sein Junge Jantje eintrafen, machten wir uns gemeinsam auf den Weg zum Hauptlager, das wir zu gegebener Zeit erreichten, ohne viel Wild gesehen zu haben. An jenem Nachmittag lag ich im Schatten der Bäume im Lager umher, aber die Moskitos hinderten mich am Schlafen und ließen mir keine Ruhe. Prinsloo, dem es immer noch gut ging, teilte mir mit, dass Senhor Pinto vom Sambesi zurückgekehrt sei und auf seinem Weg nach Süden im Lager vorbeigeschaut habe, um uns zu sehen.

KAPITEL XII

LETZTE TAGE IM CHERINGOMA-DISTRIKT

Wasserbock für den Topf – Galazis Kraal – Lager am Massarara – Wasserbock erlegt – Rauchloses gegen Schwarzpulver – Besuch eines „Risses" – Fühle mich sehr krank – Schlafen im Veld – Eine elende Nacht – Mühsamer Marsch zum Hauptlager – Schweres Fieber – Belts Pech – Portugiesische Jäger – Ihr Lager – Einheimische Kanus – Häufiges Kentern – Streifzüge um das Lager – Heuschrecken – Zwei Hyänen geschossen – Nango-Gänseküken – Schießwettbewerb mit den portugiesischen Jägern – Gnu und Wasserbock geschossen – Aufbruch zur Küste – Ein angenehmes Mittagessen – Langer Nachtmarsch – Erreichen des Pungwe-Flusses – Verlassen von Fontesville im Boot – Prinsloo vom Fieber befallen – Eine sumpfige Stelle – Beira und Abschied von Belt.

Früh am nächsten Morgen überquerte ich den Fluss und schoss einen jungen Wasserbockbock, um die Jungen während meiner Abwesenheit im Massarara-Land mit Fleisch zu versorgen. Als ich das Lager um elf Uhr erneut verließ, schaute ich beim Platz des Kommandanten vorbei, fand jedoch heraus, dass er nach Chemoza auf der anderen Flussseite gegangen war, und zog weiter zu Galazis Kraal. Wir blieben dort eine Stunde, während seine junge Frau uns ein paar Maiskolben kochte. Ich fühlte mich sehr matt und müde; der Fieberdämon, dieser Fluch des tropischen Afrikas, hatte mich gepackt. Schließlich erreichten wir um 14:00 Uhr unseren alten Lagerplatz. In der Hoffnung, das

Fieber abzuschütteln, brach ich nach einer Stunde Rast mit Galazi und einem weiteren Jungen auf, um zu versuchen, einen Wasserbock zu schießen. Wir sahen bald zwei prächtige Bullen und acht Kühe, und ich gab aus einer Entfernung von einhundertfünfzig Schritten einen Schuss ab. Ich benutzte mein Gibbs .450-Gewehr, einfach um der alten Zeiten willen, und streckte den Bock auf der Stelle nieder. Das Schwarzpulver, das zum Laden der Patronen dieses Gewehrs verwendet wird, ist für Jagdzwecke dem rauchlosen Pulver weit unterlegen; tatsächlich verhindert die Rauchwolke, die den Jäger einhüllt, nicht nur, dass er das Ergebnis seines Schusses sieht, sondern verwehrt ihm meist auch einen zweiten. Da ich in meinem kleinen Lager nur drei Jungen zu verpflegen hatte, nahmen wir nur eine Hinterkeule und eine Schulter des Bocks mit und ließen den Rest als Köder für Löwen zurück.

Am nächsten Morgen war ich noch vor der Dämmerung am „Riss“, fand ihn jedoch unberührt vor; nachdem ich also eine weite Runde am linken Ufer des Madingue-dingue gedreht hatte, ohne etwas Schusswürdiges zu sehen, kehrte ich schwer krank ins Lager zurück. Später am Vormittag nahm ich meine letzten Kräfte zusammen

Photo by] A MALARIAL FEVER VICTIM. [*the Author.*

und überquerte den Massarara-Fluss in der Hoffnung, auf der anderen Seite Büffel zu finden, doch ich sah nur Wasserböcke, von denen ich einen mit einem guten Schuss im Laufen erlegte. Mittags fühlte ich mich völlig erschöpft, legte mich unter eine Palme und schlief mehrere Stunden lang. Meine Jungen drängten mich, zum Lager zurückzukehren, und nach einiger Zeit erreichten wir es auch; ich befand mich in einem Zustand hohen Fiebers. Ich werde nicht versuchen, meine Leiden zu beschreiben, während ich in jener Nacht in dem winzigen Patrouillenzelt auf dem Boden lag. Ein Löwe brüllte mehrmals auf dem nahen *Dambo*, aber ich achtete nicht darauf nicht; alle Jagdleidenschaft war aus

mir gewichen. Ebenso wenig möchte ich bei dem mühseligen Rückmarsch zum Hauptlager am nächsten Tag verweilen, von dem ich oft verzweifelte, ihn je zu erreichen. Drei Tage lang lag ich im Griff des Malariafiebers, doch am Abend des vierten Tages verließ es mich dank Simoens „Fiebermischung" und Chinin, allerdings plagte mich danach ein leichter Anfall von Ruhr.

Am Tag darauf gelang es mir, mich im Lager etwas zu bewegen, und ich sah, wie der *Capitão* und neunzehn Jungen mit Ladungen voller Trophäen nach Fontesville aufbrachen. Während ich flachlag, war Belt auf ein Rudel Büffel gestoßen, doch sein Gewehrträger Jantje bestand darauf, sie aus einer unmöglichen Richtung anzupirschen, mit der Folge, dass sie seine Witterung aufnahmen und das Weite suchten. Er hatte jedoch Jagdglück bei Streifengnus, Impalas und Flusspferden. Er erzählte mir, dass er vier portugiesische Herren getroffen habe, die nahe dem offenen *Dambo* lagerten, wo wir einige Wochen zuvor so viel Wild gesehen hatten; er sagte, sie gäben einen kuriosen Anblick im Veld ab. Einer von ihnen war in kurzen Kniebundhosen, einem dicken schwarzen Wollpullover, einem immensen Tropenhelm und einer grünen Brille ausstaffiert, und seine nackten Beine waren von den stacheligen Disteln, die die Ebenen bedecken, übel zerkratzt. Sie hatten nicht viele Tiere erlegt, aber von morgens bis abends wild umhergeballert.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich viel besser und brach mit Galazi zum Lager der portugiesischen Jäger auf, während Belt zum Massarara auszog, um sein Glück bei den Büffeln zu versuchen. Ich kam ziemlich erschöpft an, aber ein Glas Portwein, das mir meine Gastgeber freundlicherweise reichten, brachte mich bald wieder auf die Beine. Es tat mir leid zu hören, dass Kommandant Pinto nach Cheringoma zurückgekehrt war, denn keiner der vier Herren sprach Englisch oder Niederländisch, und ich konnte mich nicht auf Portugiesisch mit ihnen verständigen. Ich musste auf die Zulu-Sprache zurückgreifen, die Senhor Leforte, ein ehemaliger Kommandant von Cheringoma, bis zu einem gewissen Grad verstand. Später fanden wir jedoch einen seiner Jungen, der Zulu verstand und als Dolmetscher fungierte; und als wir erst einmal beim Mittagessen saßen und der Wein zu fließen begann, schienen wir die Gedanken des jeweils anderen zu begreifen, obwohl wir in verschiedenen Sprachen sprachen. Am Nachmittag kehrte ich ins Lager zurück. Am nächsten Morgen trafen die Kanus ein, die der Kommandant uns für den Transport unserer Güter flussabwärts nach Fontesville versprochen hatte, und wir beluden sie und schickten sie unter der Aufsicht von Antonio fort.

Die meisten einheimischen Einbaum-Kanus, die ich auf den Flüssen Pungwe, Madinguedingue und Urema sah, waren im Großen und Ganzen eher klein, aber in Mapandas Kraal am Pungwe bemerkte ich einmal eines von beachtlicher Größe. Es wies folgende Maße auf:

| Beschreibung | Fuß | Zoll |

| : | : | : |

| Länge von Bug bis Heck | 31 | 3 |

| Maß über das Heck von Wasserkante zu Wasserkante (ich war die einzige Person im Kanu, daher hatte es kaum Tiefgang) | 7 | 1 |

Die Breite zwischen den Dollborden war so bemessen, dass selbst eine korpulente Person auf einer Kiste am Boden des Kanus sitzen konnte. Gewöhnlich sind sie so schmal, dass man Gefahr läuft, in einer wahrhaftigen Todesfalle gefangen zu sein, sollte das Kanu kentern, falls man seine Hüften seitlich zwischen sie zwängt.

Diese Kanus sind schlichtweg Baumstämme, die mithilfe von Feuer und einer Axt ausgehöhlt und ein wenig in Form gebracht wurden. Ich wurde von den Einheimischen informiert, dass die Kanus in jener Region hauptsächlich aus den Stämmen der *Sacourse*-, *Baba*-, *Mongona*- und *Tourorra*-Bäume[1] hergestellt werden, die alle, wie sie sagten, an den Ufern des oberen Sabassa-Stromes zu finden seien. Nachdem der Baum gefällt wurde, lässt man ihn ein paar Monate trocknen; dann ziehen die Einheimischen die Rinde ab, entfachen Feuer in einer geraden Linie entlang des Mittelrückens des Stammes und benutzen ihre Äxte und Dechsel, bis er schließlich ausgehöhlt ist. Der Bug wird dann so geformt, dass er bei der Fahrt durch das Wasser so wenig Widerstand wie möglich bietet, während das Heck, das gewöhnlich breiter als der Bug ist, abgerundet wird. Es dauert zwei Monate, bis ein Mann ein großes Kanu ausgehöhlt und fertiggestellt hat, und meine Jungen versicherten mir, dass ein Besitzer eines davon für nichts unter 10 £ verkaufen würde.

[1] *Ich bin mir keineswegs sicher, ob diese Namen korrekt geschrieben sind.*

Das Kanu wird entweder mit kurzstieligen Paddeln vorwärtsbewegt oder, wenn das Wasser nicht zu tief ist, mit langen Bambusstangen gestakt. Ich habe gesehen, wie vier Einheimische mit Stakstangen ein Kanu förmlich durch das Wasser fliegen ließen. Es ist ein schöner Anblick, sie stehend zu beobachten, wie sie anmutig und geschickt ihre Stangen führen. Es ist keineswegs einfach, ein schwankendes Kanu in einem schnell fließenden Fluss zu beherrschen. Ich gab mir einige Mühe, diese Kunst zu meistern; anfangs war ich völlig unfähig, den Urema-Fluss zu überqueren, doch nach einer Weile machte ich bessere Fortschritte und begann mich in der wackeligen Schale heimischer zu fühlen. Ich genoss es, flussaufwärts und flussabwärts

Photo by] [*the Author.*

NATIVE DUG-OUT CANOE ON THE MADINGUE-DINGUE RIVER.

und quer über den Strom zu gleiten. Wenn man die Stakstange benutzt, muss man im Heck aufstehen, und man neigt dazu, nach einem kräftigen Stoß das Gleichgewicht zu verlieren und über Bord ins Wasser zu fallen oder das Kanu zum Kentern zu bringen. Die Gefahr, unter solchen Umständen von einem Krokodil gepackt und unter Wasser gezogen

zu werden, steigert die Qualität des Zeitvertreibs erheblich. Eine Kanuregatta auf einem afrikanischen Fluss wäre ein Riesenspaß für die Krokodile! Ich habe immer die geschickte Art bewundert, mit der ein Einheimischer ein schwer überladenes Kanu über einen Fluss schießen lässt. Manches Mal habe ich besorgt beobachtet, wie eines, das meine Trophäen und Güter trug, so wackelte, als ob nichts auf der Welt es verhindern könnte umzukippen, um sich dann doch wieder aufzurichten und sicher das Ufer zu erreichen. Jäger und Reisende erleiden häufig schwere Verluste durch das Kentern von Kanus. Vor einigen Jahren kenterte ein Kanu, in dem F. V. Kirby den Madingue-dingue überquerte – dort, wo sich heute die Station Sumaqueza des Kommandanten befindet – und er musste um sein Leben schwimmen, mit einem schweren Doppel-Metford-Gewehr und einem Patronengurt auf dem Rücken. Er verlor zwei Zebrafelle, dreizehn Paar

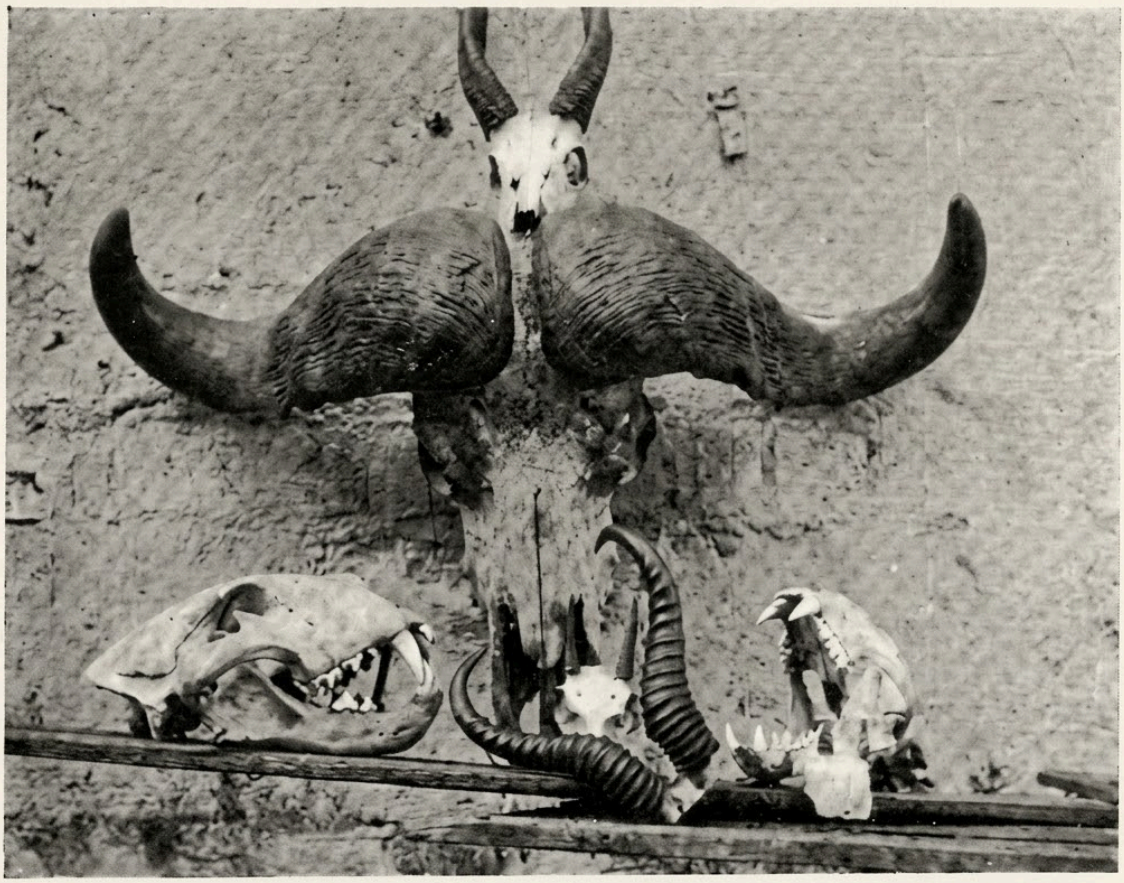


Photo by] [*the Author.*

HEAD OF OLD BUFFALO BULL, BUSHBUCK, LIONESS, SPRINGBUCK, STEENBUCK, AND TING 'MKUMBI.

verschiedener Hörner, eine Anzahl von Kopfmasken und fünf Elefantenschwänze sowie etwa fünfundsiebzig Pfund Elfenbein.[1] Prinsloo schoss an jenem Nachmittag einen Buschbockrammler, dessen Maske wir für die Präparation aufbewahrten. Das Lager bot einen ziemlich verlassenen Anblick, nachdem all die Trophäen nach Süden geschickt worden waren. Ich vertrieb mir die Zeit damit, mit einem Schmetterlingsnetz und einer Assegai in

[1] *Sport in East Central Africa (1899), S. 315, 316.*

der Hand umherzustreifen. Mit der Schrotflinte sicherte ich mir ein Exemplar des Paradiesschnäppers (*Terpsiphone perspicillata*). Dieser Vogel hat einen rötlich-braunen Rücken, die Spitzen der Flügelfedern sind schieferfarben, die Brust- und Bauchfedern

hellpurpurn und Hals und Kopf bläulich; der Schnabel ist klein und von bläulicher Tönung, und um die Augen verläuft ein weißer Ring; sein Schwanz ist lang (etwa neun Zoll) und rötlich-braun, und auf dem Scheitel befindet sich ein kleiner Schopf.

Ein großer Schwarm Heuschrecken, *Dongwe* bei den hiesigen Eingeborenen, zog am Vortag in westlicher Richtung über das Lager hinweg und kehrte am nächsten Morgen zurück (es könnte sich jedoch auch um einen anderen Schwarm gehandelt haben) und zog weiter nach Südosten. Es waren, wie ich glaube, dieselben Roten Heuschrecken (*Acridium purpuriferum*), die man im Süden sieht. Es war amüsant, die Marabus zu beobachten, wie sie auf den Baumwipfeln oder am Boden saßen und im Vorbeiflug ganze Schnäbel voll schnappten. In den letzten beiden Nächten erlegten wir zwei Hyänen mit der Selbstschussanlage. Beide waren sofort tot; eine wurde zwischen die Augen getroffen, die andere in den Hals. Ich präparierte das Fell einer von ihnen.

Die drei überlebenden Sporengans-Küken waren inzwischen zu stattlichen Jungvögeln herangewachsen; sie waren sehr zahm und liefen umher, um die kleinen schwarzen Speckkäfer (*Dermestes lardarius*) zu fangen und zu verschlingen, die im Hauptlager zeitweise sehr zahlreich waren. Eines Tages fing Sacura ein weiteres Paar winziger Gänseküken und brachte sie ins Lager. Die drei zahmen Vögel wollten nichts mit ihnen zu tun haben, sondern stürzten sich auf sie und bissen sie, wann immer sie sich zu nähern versuchten. Die kleinen Ausgestoßenen taten mir sehr leid, aber zeitweise konnte ich nicht umhin, über die amüsante Figur zu lachen, die sie machten, wenn sie herumgejagt wurden. Eines Tages entwischten zwei von ihnen. Da ich sie im Gras um das Lager herum nicht finden konnte, glaubte ich nicht, eines von ihnen jemals wiederzusehen; doch am Nachmittag des zweiten Tages nach ihrem Entkommen hörte Belt ein vertrautes kleines Piepsen in einem Grasbüschel am Rande des Fußpfades, schob das Gras beiseite, entdeckte dort eines von ihnen und brachte es zurück ins Lager. Die Stelle, an der er es gefunden hatte, war gut vierhundert Yards vom Lager entfernt. Es lebte jedoch nur noch wenige Tage danach, da es von seinen großen, wohlgenährten Gefährten zu Tode getrampelt wurde. Belt kehrte an jenem Abend vom Massarara-Fluss zurück. Er war bei der Suche nach Wild nicht sehr erfolgreich gewesen.

Am nächsten Morgen setzte ich in den Gorongoza-Distrikt über, in der Absicht, Senhor Leforte und seine Freunde erneut zu besuchen; da ich jedoch feststellte, dass sie bereits abgereist waren, schlug ich den Weg querfeldein in Richtung Sumaqueza ein. Als wir am rechten Ufer des Urema-Flusses ankamen und ein Stück flussabwärts gingen, entdeckten wir ein am gegenüberliegenden Ufer vertäutes Kanu; Pero, ein äußerst beflissener Junge, schwamm hinüber und holte es. Wir setzten über und erreichten die Station des Kommandanten genau in dem Moment, als er und seine Gäste sich zu einem späten Frühstück in der bereits erwähnten runden, offenen Hütte – dem Sommerhaus – niedersetzten; also gesellte ich mich dazu und genoss eine ordentliche Mahlzeit *à la portugaise*.

Nach dem Frühstück vertrieben wir uns die Zeit mit ein wenig Zielschießen mit dem Gewehr. Ein Ei wurde in etwa vierzig Yards Entfernung auf den Boden gelegt, und jeder von uns gab einen Schuss ab. Ich verfehlte es, aber da die Kugel in den kleinen Sandhügel einschlug, auf dem es ruhte, rollte es beiseite, ohne zu zerbrechen. Ich verzichtete wohlweislich darauf, erneut zu schießen, denn obwohl das Ziel weiß Gott nah genug war, fühlte ich mich infolge des Fiebers schrecklich zittrig. Nach mehreren Schüssen mit aufgelegtem Gewehr gelang es Kommandant Pinto schließlich, das Ei auf dieselbe Weise umzuwerfen wie ich zuvor.

Am Nachmittag kehrte ich ins Lager zurück. Den nächsten Tag verbrachte ich damit, im Lager herumzudoktern, während Belt und Prinsloo auszogen und einen Wasserbock

sowie ein Streifengnu als Fleisch für die Jungen schossen. Am folgenden Morgen bezahlten wir unsere örtlichen Gewehrträger, „machten ihre Herzen weiß“ (erfreuten sie) mit Geschenken und brachen dann mit all den Jungen, die einige Tage zuvor aus Fontesville zurückgekehrt waren, in Richtung Süden auf.

In Sumaqueza angekommen, sahen wir nach den Jungen am anderen Flussufer und wiesen Prinsloo an, direkt zu Shambgetis Kraal am Pungwe-Fluss zu marschieren und dort das Lager aufzuschlagen. Belt und ich begaben uns dann zum Platz des Kommandanten, wo wir ein hervorragendes Mittagessen und reichlich Wein genossen. Er setzte uns mit seinem Boot über den Fluss und begleitete uns dann zu Fuß bis bis nach Chimbayo, wo wir Senhor Leforte trafen. Zwei Jungen des Kommandanten begleiteten uns und trugen eine *Machila* (eine an einer langen Bambusstange aufgehängte Hängematte), um ihren Herrn zurück zu seiner einsamen Behausung zu befördern. Belt nutzte diese klugerweise aus, wann immer wir eine sumpfige Stelle überqueren mussten. Nach einem herzlichen Abschied machten Belt und ich uns gemeinsam auf unseren langen Marsch zum Pungwe-Fluss

Photo by] [*the Author.*

SOME OF OUR TROPHIES, WITH AN HYÆNA IN THE FOREGROUND.

einig darüber, dass Senhor L. Permintel Pinto ein sehr anständiger Kerl sei. Belt sagte, er werde Portugiesen in Zukunft mit größerem Wohlwollen begegnen. Wir erreichten unser Lager spät in jener Nacht. Von Shambgetis Kraal aus reisten wir in bequemen Etappen weiter und kamen zu gegebener Zeit in Fontesville an. Der Leichter war bereits mit unseren Trophäen und Gütern beladen, die wir zuvor hinuntergeschickt hatten, und wartete nur noch auf unsere Ankunft und eine günstige Flut, um den Strom hinunter in Richtung Beira zu gleiten. Prinsloo wurde nun von einem Fieberanfall gepackt, aber ich versorgte ihn gut mit Chinin und Simoens Fiebermischung, und nach ein paar Tagen

sorgfältiger Behandlung in Beira war er wieder ganz der Alte. Wir sahen mehrere Flusspferde nahe der Mündung des Bijimiti-Flusses, und mir gelang ein Schnappschuss mit meiner Kamera von dem Kopf eines Tieres, als es über die Wasseroberfläche auftauchte, um uns zu betrachten. In der Nacht, bevor wir Beira erreichten, mussten wir an einer elend sumpfigen Stelle am linken Flussufer lagern, von der wir erst am nächsten Morgen um zehn Uhr wegkamen. Da wir unser Ziel mit jener Flut jedoch nicht erreichen konnten, mussten wir an jenem Nachmittag um 15:30 Uhr noch einmal anlegen, obwohl wir nur noch wenige Meilen von Beira entfernt waren.

Photo by] BEIRA, THE MAIN THOROUGHFARE, [*Mr. N. Morgan.*

Um neun Uhr abends schifften wir uns erneut ein und kamen um Mitternacht in Sichtweite der Schiffe an. Das Meeresleuchten, wenn die Ruder auf die Wasseroberfläche trafen, war außerordentlich schön, denn die Nacht war dunkel. Die Jungen zogen gleichmäßig an ihren Riemen und sangen ihr Flusslied: „He-hoor, he-hoor, he-hoor.“ Während wir unseren Weg zwischen den Schiffen suchten, schrammten wir am Bugspriet eines anderen Leichters entlang, aber es entstand kein Schaden.

Am nächsten Morgen bezahlten wir die Jungen aus, und im Laufe weniger Tage trennten sich Belts und meine Wege. Er nahm den Dampfer nach Mombasa in der Absicht, ein paar Monate lang rund um den Kilimandscharo und westwärts in Richtung der Seen zu jagen. Sechs Monate später trafen wir uns in der Government Avenue in Kapstadt wieder, und ich erfuhr von ihm, dass er auf der letzten Reise eine ziemlich harte Zeit durchgemacht hatte. Eine Schlange hatte ihn gebissen, und er war eine Zeit lang wegen Fiebers ans Bett gefesselt, hatte aber dennoch recht gutes Jagdglück gehabt.

KAPITEL XIII

ZULULAND: WEITERE JAGD AUF BÜFFEL

Manzibomvu-Landschaft – Büffel rechts von uns – Nashorn links von uns – Die Büffel anpirschen – Eine aufregende Jagd – Ein prächtiger Bulle gestellt – Sein Tod – Zweiten Bullen gesichert – Szene an den Kadavern am nächsten Tag – Was tut ein Eingeborener nicht alles für Fleisch?

Wir wechseln nun nach Zululand, und ich beabsichtige, einen Bericht über die Jagd einer Gruppe zu geben, die aus Herrn Cecil Emmett (damals Sheriff von Vrijheid), seinem Bruder, Herrn Bertie Emmett, Herrn John Cameron aus Johannesburg und mir selbst bestand. Eines Morgens im Juli, „unter den sich öffnenden Augenlidern der Dämmerung", verließen wir unser kleines Lager am Manzibomvu-Strom in Zululand. Cecil Emmett und Cameron begaben sich in Richtung der waldbedeckten Berge im Westen, während Bertie Emmett und ich unseren Weg ein langes Tal hinunter in Richtung des Hluhluwe-Flusses machten. Der Blick wurde von der Szenerie gefesselt, als der erste Lichtstrahl über die westliche Hügelkette fiel und die dunklen Schlupfwinkel der Büffel mit goldenem Glanz überflutete, während der Manzibomvu-Strom, der sich zwischen seinen bewaldeten Ufern tief unten in den Ausläufern der Berge wand, in eine schwere Wolke aus schneeweißem Nebel gehüllt wurde.

Wir waren bereits ein Stück vorangekommen, als einer unserer Jagdspäher, der das Lager wie üblich lange vor uns verlassen hatte, uns vom Gipfel eines hohen Hügels zu unserer Rechten Signale gab; wir wussten, dass er das Wild gesichtet hatte. Wir begannen sofort mit dem Aufstieg und kamen schließlich, ziemlich außer Atem, oben an, wo der Junge uns informierte, dass er vier Büffel gesehen habe, die das Tal hinunterzogen, das wir gerade verlassen hatten. Er deutete auf ein paar dunkle Punkte zwischen den verstreuten Akazienbäumen unter uns. Während des Aufstiegs sahen wir Cameron, der sich im nächsten *Kloof* (Schlucht: ein bewaldetes Tal) befand, und gaben ihm Zeichen; dann setzten wir uns nieder, um seine Ankunft abzuwarten. Kurz darauf sah Bertie Emmett ein Schwarzes Nashorn (*Rhinoceros bicornis*), das einen steilen Hügel hinabstieg und auf eine tiefe Schlucht hielt. Wir beobachteten es, bis es in ein Baumstück eintrat, wo es offensichtlich den Tag verbringen wollte. Es war den Aufstieg wert, auf der einen Seite unseres Hügels Büffel im Tal und auf der anderen Seite ein stattliches Nashorn in der Schlucht zu sehen.

Als Cameron eintraf, legten wir unseren Schlachtplan

Photo by] [*the Author.*

BUFFALO, LEOPARD, BABY CROCODILE, AND LIONESS.

gegen die Büffel fest und vereinbarten, das Nashorn einstweilen in Ruhe zu lassen, damit es seine – wie sich herausstellen sollte – letzte Siesta genießen konnte. Cameron sollte sich im Tal unten verstecken, falls das Wild in diese Richtung flüchten würde, während Bertie und ich versuchen wollten, das kleine Rudel aus der entgegengesetzten Richtung anzupirschen.

Nach einer weiten Runde erreichten wir den Kamm einer leichten Erhebung und krochen vorsichtig auf die Stelle zu, an der wir die Büffel zuletzt gesehen hatten. Polly, Camerons Gewehrträger, übernahm nun die Führung, und wir folgten eng seinen schlangenartigen Bewegungen. Plötzlich duckte er sich hinter einer Ansammlung von *Wacht-een-beetje*-Dornen (Warte-ein-Weilchen) ab, und wir krochen an seine Seite. Er hatte die Büffel gesehen. Bertie Emmett bestand großzügig darauf, dass ich den ersten Schuss abgeben dürfe. Nachdem ich einige Yards näher gekrochen war, sah ich Kopf und Schulter eines großen Bullen, der etwa einhundertfünfzig Schritte entfernt stand. Ich zielte ruhig und drückte den Abzug meines Gibbs .450-Gewehrs. Ein antwortender Aufprall drang an unsere Ohren, und die vier Tiere, allesamt Bullen, preschten durch den lichten Busch davon.

Ich folgte ihnen so schnell ich konnte und schaffte es, zwei Schnappschüsse abzugeben, als das kleine Rudel schräg an mir vorbeilief; dann verschwanden sie in einem dicht bewaldeten *Donga*. Ich rannte in wahnsinnigem Tempo weiter, ungeachtet Pollys Rufen, dass die Büffel mich angreifen würden, wenn ich nicht vorsichtig sei. Ich war noch zweihundert Yards vom *Donga* entfernt, als sie auf der gegenüberliegenden Seite emporstiegen und einen fast buschfreien Hang hinaufpolterten; aber es waren nur noch drei.

Ohne Unterbrechung erreichte ich das gegenüberliegende Ufer und rannte den drei Bullen so schnell wie möglich nach, in der Absicht, später zum *Donga* zurückzukehren und

dem anderen zu folgen. Auf halber Höhe des sanft ansteigenden Hügels blieb der große Bulle, auf den ich zuerst gefeuert hatte, stehen; seine beiden Gefährten verschwanden bald über der Anhöhe vor uns. Als ich hinauflief, sah ich Umhlabati, Bertie Emmetts Jäger, der vor unserem Angriff in der Nähe des *Donga* postiert worden war; er hielt auf eine kleine Kuppe etwa einhundert Yards von dem verwundeten Tier entfernt zu.

Es war in gewisser Hinsicht ein tückisches Gelände, um einem verwundeten Büffel gegenüberzutreten, aber ich hatte Vertrauen in mein Gewehr und dachte, dass Umhlabati an der Flanke mir helfen könnte, einen Angriff zu stoppen. Das Bild steht mir noch frisch vor Augen: der prächtige Anblick des alten Büffelbullen, der mich gestellt mit seinen „finsteren und düsteren Augen unter dem Schatten seiner massiven Hörner" beobachtete. Es war ein Tier von gewaltigen Proportionen, am Rücken und an den Flanken bereits fast haarlos, und die Basis seiner Hörner war außergewöhnlich breit und knorrig.

Nachdem ich ein oder zwei Schüsse abgegeben hatte, näherte ich mich weiter und erreichte eine Stelle etwa dreißig Yards vom Büffel entfernt, in Reichweite eines kleinen *Donga*, in den ich im letzten Moment springen konnte, sollte es mir nicht gelingen, den Angriff zu stoppen. Da bemerkte ich, dass mit Umhlabatis Gewehr zweifellos etwas nicht stimmte; denn er legte an und nahm es dann wieder von der Schulter und schien in einem Zustand höchster Aufregung zu sein. In diesem Moment, als ich sah, dass mein Gegner zum Angriff ansetzen wollte, feuerte ich sofort auf seine breite Brust. Die Kugel bremste ihn, aber er wollte nicht fallen, bis drei weitere gefolgt waren. Dann sank er zu Boden, ein Zittern lief über seinen muskulösen Körper, und er starb als tapferes Opfer eines ungleichen Kampfes. Wäre er stark genug gewesen, sich in dichtes Dickicht zurückzuziehen, wäre der Kampf ausgeglichener gewesen; so aber war die offene Beschaffenheit des Geländes ganz zu meinem Vorteil, obwohl es keine Bäume gab, hinter denen man Schutz hätte suchen können.

Bertie Emmett hatte unglücklicherweise eine Position zu meiner Linken eingenommen, und da die Büffel nach meinem ersten Schuss nach rechts preschten, konnte er nicht feuern, obwohl er einer der besten Schützen und „Sprinter" ist, die ich je getroffen habe. Cameron, der ebenfalls Pech hatte, da das Rudel nicht in seine Richtung gelaufen war, traf kurz darauf am Ort des Geschehens ein. Es stellte sich heraus, dass Hlabatis altes Gewehr den Dienst versagt hatte; in seiner Aufregung hatte er Patronen, Schnupftabakdose und andere persönliche Kleinigkeiten verloren, die er erst nach langem Suchen wiederfand.

Eine Untersuchung des Kadavers ergab neun Schusswunden; einige davon waren jedoch nur Fleischwunden. Nachdem wir unsere Beute sorgfältig vermessen hatten, machten Polly und ich uns auf die Suche nach dem Büffel, der im *Donga* geblieben war. Eine Zeit lang konnten wir keine Spur von ihm finden; dann, als wir unvorsichtig wurden und gerade durch das dichte Gestrüpp brachen, gab es plötzlich ein Krachen und ein Rascheln fast direkt vor unseren Füßen, und ein Buschbock preschte den Bachlauf hinunter davon. Als ich sah, dass es nur ein Buschbock war, nahm ich das Gewehr wieder von der Schulter, und wir bahnten uns weiter unseren Weg durch Buschwerk und Unterholz.

Nach einiger Zeit fanden wir den Büffel tot liegend vor. Zwei Kugeln hatten ihn getroffen, eine an der rechten Schulter; die andere war ziemlich weit hinten in seine Flanke eingedrungen und weit nach vorne durchgeschlagen. Es erwies sich als ein eher junger Bulle mit einem schönen Paar Hörner. Als wir zum Kadaver des anderen Bullen zurückkehrten, stellten wir fest, dass Bertie Emmett eine Reetbockkuh für den Topf geschossen hatte; und da sein Bruder ebenfalls eingetroffen war, setzten wir uns nieder und hielten ein ausgiebiges Mittagessen mit Büffel- und Reetbockleber. Mittags trafen etliche Einheimische ein, und nachdem Cameron ein paar Fotos von dem größten Bullen gemacht hatte, machten wir uns uns an die Arbeit, um die Kadaver zu häuten und zu

zerlegen. Wir sagten ihnen, dass sie das Fleisch behalten könnten – außer zwei Hintervierteln und einigen ausgewählten Stücken –, vorausgesetzt, sie trügen die Köpfe, Häute und unseren Fleischvorrat zum Lager. Dann brachen wir auf und begaben uns zu der Stelle, an der wir am Morgen das Nashorn für seine Siesta im Busch hatten verschwinden sehen. Wie aus dem nächsten Kapitel hervorgeht, hatten wir mit diesem Nashorn viel Jagdglück und erreichten bei Sonnenuntergang das Lager, sehr zufrieden mit unserem Erfolg.

Photo by] [*the Author.*

HIPPO, HYÆNA, CROCODILE, LION, LEOPARD, AND BUFFALO HEADS, WITH A BONTEBOK SKIN IN THE CENTRE AND A PAIR OF MALFORMED BONTEBOK HORNS ABOVE.

Als die Einheimischen am nächsten Morgen das Büffelfleisch, die Häute oder die Köpfe noch nicht hereingebracht hatten, beschloss ich nachzusehen, woran das lag. Dementsprechend begaben wir uns zuerst zum Nashornkadaver, wo Cameron ein paar Fotos machte, und ich ging dann allein weiter zu der Stelle, an der ich die Büffel geschossen hatte. Als ich am *Donga* ankam, wo einer der Büffel gefallen war, bot sich mir ein seltsames Bild. Dutzende Männer, Frauen und Kinder hatten rund um die Kadaver ihr Lager aufgeschlagen, denn das Fleisch des anderen Büffels war ebenfalls in den *Donga* gebracht worden. Feuer brannten hier und da, und große Fleischbrocken lagen auf den Kohlen oder direkt in den Flammen. Männer und Frauen mit schmutzstarrenden Händen schnitten das Fleisch in lange Streifen, und die umliegenden Bäume waren rot von dem zum Trocknen aufgehängten Fleisch. Die halb verhungerten Kaffernhunde stritten und knurrten um die Abfälle –

„Während sie sich versammelten, um die Knochen abzunagen,

Beobachteten die Geier in hagerer Aufstellung."

Es war ein ekelerregender und grauenhafter Anblick. Die Männer waren halb betrunken von den langen und häufigen Zügen aus den großen *U-tshwala*-Töpfen (Kaffernbier), jeder war mit Blut und Schmutz verschmiert, und die Luft in dem windstillen *Donga* stank erbärmlich. Die Häute und Köpfe lagen unbeachtet umher, und nur ein Teil einer Schulter wurde mir als unser speziell reservierter Fleischvorrat gezeigt. Ich war wütend, und die elenden Vielfraße, die sahen, dass mit mir nicht zu spaßen war, machten sich prompt bereit, unser Eigentum zum Lager zu tragen.

Nach dieser Erfahrung achteten wir sorgfältig darauf, dass das Fleisch, die Häute und Köpfe, die wir benötigten, zum Lager gebracht wurden, bevor ein einheimischer Eingeborener auch nur ein Stückchen Fleisch anrühren durfte. Es ist erstaunlich, welche Mengen an Fleisch ein Einheimischer in einer Sitzung verzehren kann, besonders wenn er einige Monate darauf verzichten musste; und es ist äußerst abstoßend zu sehen, wie ein Dutzend hungriger Eingeborener nach Belieben über den riesigen Kadaver eines Büffels herfällt, den der Jäger ihnen geschenkt hat. Doch in solchen Momenten ist der Einheimische überglücklich; er schwelgt in dem Blut und den Abfällen um ihn herum und frisst sich schlichtweg voll.

Um ein Beispiel dafür zu geben, was ein Einheimischer zuweilen tut, um an Fleisch zu kommen, möchte ich erwähnen, dass Henry Drummond[1] berichtet, er habe eine Art Lemur in einem Baumwipfel geschossen, wobei ein Teil der Eingeweide (ein oder zwei Unzen) an einem Ast hängen blieb; daraufhin erklomm einer seiner Jungen den nackten Stamm des hohen Baumes, um sie zu holen. Dies ist zwar vielleicht ein Ausnahmefall, aber es vermittelt eine Vorstellung von der übermächtigen Vorliebe, die der Einheimische für Fleisch hegt.

[1] *Tropical Africa, S. 115.*

KAPITEL XIV

JAGD AUF NASHÖRNER IN ZULULAND

Verbreitung des Schwarzen Nashorns – Weißes Nashorn noch nicht ganz ausgestorben – Ein aufregendes Abenteuer mit einem Nashorn – Charakter des Nashorns – Ein viel geschmähtes Tier – Viele Eingeborene fürchten es – Seine angebliche Abneigung gegen Feuer – Seine Pfade und „Abladeplätze" – Ein Mitternachtsabenteuer – Ein interessantes Schauspiel – Nashorn geschossen – Die Tat bereut – Fünf Nashörner gesehen – Ein neugieriges Tier – Madenhacker – Wildschutz in Zululand – Haftbefehl gegen uns – Ein Irrtum.

Das Schwarze Nashorn (*Upejane* der Zulus; *Rhinoceros bicornis*) ist gelegentlich in jenen Teilen der Distrikte Hlabisa, N'dwande, Umfolozi und Ubombo in Zululand anzutreffen, die ihm einen geeigneten und ausreichend abgelegenen Lebensraum bieten; sogar das Weiße Nashorn[1] (*Umkombe* der Zulus; *Rhinoceros simus*), von dem viele einst annahmen, es sei völlig ausgerottet, ist mit einigen wenigen Tieren in einem kleinen Landstrich zwischen den Gabelungen des Weißen und Schwarzen Umfolozi-Flusses vertreten. Das Weiße Nashorn steht unter strengstem Schutz, und unter keinen Umständen ist es erlaubt, es zu schießen oder zu stören. Da auch das Schwarze Nashorn als „königliches Wild" gilt, darf es nur mit einer besonderen Ausnahmegenehmigung gejagt werden, die, wie ich erfreut feststellen kann, heute kaum noch erteilt wird.

An einem strahlenden Augustmorgen hatten wir gerade unser Zelt in der Nähe einer Baumgruppe auf einer offenen Fläche mit jungem

[1] *Es wird ständig gefragt, warum Burchells Nashorn (R. simus) als „Weißes Nashorn" bezeichnet wurde. F. C. Selous vermutet, dass die Buren, als sie dieses Tier zum ersten Mal in den gelben, grasbewachsenen Ebenen des Innenlandes sahen, während die Sonne darauf schien, glaubten, es habe einen weißlichen Schimmer, und es entsprechend benannten. Ein R. simus, das der ehrenwerte W. H. Drummond einmal im grellen Licht der Mittagssonne sah, erschien fast weiß, während später am Tag, als die langen Schatten des Abends darüber fielen, seine Farbe – wie sie in Wirklichkeit ist – als tiefes Braun erschien.*

Gras oberhalb des Zusammenflusses der Ströme Manzibomvu und Hluhluwe aufgeschlagen, und die Jungen brachten unser neues Lager in Ordnung, als Bertie Emmett mit der Nachricht eintraf, er habe etwa eine Meile vom Lager entfernt ein Nashorn gesehen. Nach einem eiligen Mittagessen brachen wir unter seiner Führung auf. Die Stelle, an der er es zuletzt gesehen hatte, lag am östlichen Hang einer Anhöhe, die an zwei Seiten von kleinen Bächen (*Spruits*) flankiert wurde.

Cameron und ich betraten, begleitet von Polly und Upejane, unseren jeweiligen Gewehrträgern, den niedrigen, buschigen Bewuchs und das Gras, um danach zu suchen, während die Emmetts auf der anderen Seite eines der Bäche blieben, in der Hoffnung, einen Schuss abgeben zu können, sollte es aus der Deckung brechen. Nachdem wir einige Runden durch das lange, gelbe Gras und das struppige Unterholz junger Akazien gedreht hatten, deren scharfe weiße Dornen unsere Knie und Beine bei jedem Schritt zerfetzten, ohne Anzeichen des Nashorns zu sehen, begannen wir zu befürchten, es habe sich bereits in ein dichteres Gebüsch weiter entfernt zurückgezogen. Doch plötzlich riefen die Jungen: „Nantsi upejane!" („Da ist das Nashorn!").

Im nächsten Moment gab es ein Rascheln, die Spitzen des hohen Grases schwankten hin und her, und ein großes Nashorn brach etwa fünfundzwanzig Schritte entfernt durch das Gestrüpp und kam mit hoch erhobenem Kopf direkt auf uns zu. Mein Junge Upejane (ein passender Name!) warf das Gewehr, das er trug, weg und rannte davon. Cameron und ich standen dicht beieinander, und Polly war ein paar Schritte zu unserer Rechten. Das Tier kam mit enormer Geschwindigkeit näher, doch zu meiner Überraschung wich es, kaum ein Dutzend Yards entfernt und noch bevor wir einen Schuss abgegeben hatten, plötzlich leicht nach links aus. Es wäre in fünf oder sechs Yards Entfernung an uns vorbeigegangen; doch als es fast auf unserer Höhe war, peitschten unsere Schüsse in schneller Folge heraus, und mit einem schweren Krachen stürzte es in vollem Lauf zu Boden.

Es unternahm verzweifelte Anstrengungen aufzustehen, doch alles war vergeblich, denn sein kräftiger alter Rücken war verletzt und sein Lauf zu Ende. Einen Augenblick später schlug eine Kugel in sein Gehirn ein und brachte sein klagendes Quieken zum Verstummen. Es starb auf den Knien, wie diese Tiere es häufig tun. Es war zu spät, um unsere Beute an jenem Nachmittag noch zu zerlegen, also kehrten wir ins Lager zurück. Am nächsten Morgen zogen wir die Haut in Platten ab, schnitten die Füße mit einem Teil der Haut daran ab und nachdem wir mit beträchtlicher Mühe die Hörner vom Schädel getrennt hatten, hielten wir eine Obduktion am Kadaver ab. Wir stellten fest, dass Camerons Kugel den unteren Teil des Herzens durchschlagen hatte, während meine und Pollys (der in der Aufregung des Augenblicks ebenfalls gefeuert hatte), obwohl aus verschiedenen Winkeln abgegeben, an der Wirbelsäule oberhalb der Schulter zusammengetroffen waren, wo sie ein gewaltiges Loch gerissen hatten. Ich benutzte meine kleinkalibrige Mauser und Polly ein gewöhnliches Martini-Henry-Gewehr. Die Jungen trugen nicht viel von dem Fleisch zum Lager, sodass die grauen Geier von

Hluhluwe, die auf den umliegenden Bäumen saßen und in großen Kreisen am blauen Himmel kreisten, ein fürstliches Festmahl an der riesigen „erdschütternden Bestie“ abhielten.

Ich habe den obigen Vorfall eigens so ausführlich beschrieben, da ich glaube, dass er in gewissem Maße bestätigt, was F. C. Selous[1] über angreifende Nashörner gesagt hat. Ich glaube nicht, dass dieses Nashorn die Absicht hatte, uns anzugreifen. Polly räumte zwar ein, dass es abgedreht war, meinte aber, es hätte uns angegriffen, wenn wir es nicht erschossen hätten, und Upejane beharrte natürlich darauf, dass es ein gezielter Angriff gewesen sei. Ich vermute, es hörte uns wahrscheinlich durch das Gras herankommen und stürmte, getrieben von seiner bekannten Neugier, heraus, um zu sehen, was wir waren; erst in einem Dutzend Yards Entfernung erkannte es uns deutlich und änderte seinen Kurs, um an uns vorbeizuziehen.

Ich bin überzeugt, dass viele Vorfälle, die diesem mehr oder weniger ähneln, als „wilder Angriff“ verbucht wurden und das Nashorn so den Ruf eines grimmigen, jähzornigen und rachsüchtigen Tieres erhalten hat. G. P. Sanderson[2] hat treffend gesagt: „Die Absichten wilder Tiere werden vom Unerfahrenen oft missverstanden, und eine überstürzte Flucht in Richtung des Jägers kann als entschlossener Angriff ausgelegt werden.“ Ich halte das Nashorn keineswegs für ein sanftmütiges Tier und räume ein, dass einige gut belegte Fälle von Angriffen bekannt sind, aber ich denke doch, dass es schwärzer gemalt wird (metaphorisch gesprochen), als es in Wirklichkeit ist. Ich glaube, es neigt dazu,

[1] *A Hunter's Wanderings in Africa (Ausgabe 1881), S. 195–199.*

[2] *Thirteen Years among the Wild Beasts of India (Ausgabe 1878), S. 215.*

jeden zu jagen, der vor ihm flieht, und da Eingeborene dies ausnahmslos tun, werden sie oft verfolgt. „Fliehen vor dem Eber, bevor der Eber verfolgt, hieße den Eber zum Folgen reizen und Verfolgung provozieren, wo er keine Jagd meinte.“ F. V. Kirby musste einst einen Sechzig-Yards-Sprint mit einer Nashornkuh an seinen Fersen hinlegen und entkam ihr nur, indem er über den Rand eines klaffenden Sandrisses stürzte; doch es muss sorgfältig beachtet werden, dass er zugibt, sie hätte vielleicht nicht angegriffen, wäre er stehen geblieben. Er sagt: „Sobald sie die Kugel erhielt, kam sie direkt auf mich zu, und hätte ich stillgestanden, wäre sie möglicherweise an mir vorbeigegangen.“[1] Er hatte seine letzte Patrone verschossen und tat, mit einem leeren Gewehr in der Hand, was wir alle unter ähnlichen Umständen getan hätten: Er schlug einen Haken zum nächsten Baum. Wenn ein Nashorn gestört wird, schlägt es einen bestimmten Kurs ein, wobei es gewöhnlich zuerst mit dem Wind flieht; sollte es dabei auf jemanden stoßen, wird es diese Person höchstwahrscheinlich überrennen oder mit einem Stoß seines massiven Kopfes beiseite schleudern, ohne jedoch Anzeichen eines rachsüchtigen Charakters zu zeigen. Es ist nur natürlich, denke ich, dass ein so riesiges und kraftvolles Tier, das es nicht gewohnt ist, gestört zu werden, und keinen der mächtigen Bewohner des Waldes fürchtet, denjenigen, der ihm im Weg steht, unzeremoniell beiseite stößt.

Es ist merkwürdig, dass Peter Kolbe, der bereits zwischen 1705 und 1713 schrieb, inmitten vieler seltsamer und unzutreffender Behauptungen der Wahrheit über das Wesen dieses Tieres vergleichsweise nahe kam. Er sagt, das Nashorn habe einen sehr scharfen Geruchssinn und komme stets auf den Eindringling zugelaufen, könne aber leicht durch einen Sprung zur Seite vermieden werden, woraufhin es den Angriff nicht erneuere; zudem greife es nur an, wenn es verwundet sei. Seit frühesten Zeiten ist das Nashorn ein viel geschmähtes Tier, sowohl hinsichtlich seines Aussehens als auch seines Charakters. Viele Eingeborene in Zululand haben eine Heidenangst vor dem Nashorn und behaupten,

es greife sie oft grundlos an. Dennoch traf ich nur einen, der mir Narben zeigen konnte, die ihm angeblich von

[1] *Sport in East Central Africa (Ausgabe 1899), S. 13.*

[2] *Beschrijving van de Kaap de Goede Hoop (Ausgabe 1727)*

einem dieser Tiere zugefügt worden waren, während Narben von Büffeln häufig zu sehen sind. Cecil Emmetts Gewehrträger Gobotoo erzählte mir, wie ein Nashorn eines Tages zwei seiner Kinder gejagt hatte. Sie waren unten am Bach am Fuße des Hügels gewesen, um Wasser zu holen, und kehrten gerade zu ihrem Kraal zurück, als ein Schwarzes Nashorn die Verfolgung aufnahm und sie den ganzen Weg bis nach Hause verfolgte. Mein Informant sagte, er sei schließlich gezwungen gewesen, es zu erschießen, da es sich weigerte, die Nähe des Kraals zu verlassen, und eine Gefahr darstellte. Der Magistrat verurteilte den armen Gobotoo zu einer hohen Geldstrafe und beschlagnahmte sein vertrautes *Isi-bamu* (Gewehr) wegen dieses Verstoßes gegen das Jagdgesetz, trotz seines Plädoyers auf Rechtfertigung. Nun bin ich nach seinem gesamten Bericht und den Antworten auf meine Fragen überzeugt, dass das Nashorn den Kindern nicht mit der geringsten böswilligen Absicht folgte, sondern lediglich aus Neugier.

Einige Eingeborene in Zululand sagen, das Nashorn hege eine große Abneigung gegen Feuer und versuche oft, ein gerade entstandenes Steppenfeuer zu löschen. Sollte an dieser Behauptung etwas Wahres sein, vermute ich, dass der Grund darin liegt, dass ein Buschbrand ein Nashorn oft dazu zwingt, seine gewohnten Schlupfwinkel und ausgetretenen Pfade zu verlassen; daher die Neigung, es zu löschen. Ich möchte hier einen Umstand erwähnen, der die Behauptung der Einheimischen vielleicht in gewissem Maße stützt. Das Nashorn hat seine festen Pfade, auf denen es zwischen seinem Rückzugsort im dichten Busch und seinen Weideplätzen und Wasserlöchern hin- und herzieht. Seine großen, flachen Füße machen diese Pfade sehr glatt und breit, und bei trockenem Wetter könnte ein Radfahrer auf einem von ihnen eine Ausfahrt genießen, wäre da nicht das hohe Gras, das auf beiden Seiten aufragt und den Pfad im flachen, offenen Land den größten Teil des Jahres überragt.

In Abständen sind entlang dieser Pfade Dunghaufen zu sehen, häufig auf einer leicht erhöhten Stelle oder am Fuße eines Baumes. Diese Plätze liegen gewöhnlich ein halbes Dutzend Yards auf der einen oder anderen Seite des Hauptpfades, und Zweigpfade führen zu ihnen hinaus und münden weiter vorne wieder in den Hauptweg ein. An diesen „Abladeplätzen" hinterlässt das Nashorn regelmäßig seinen Kot. Wir hatten unser Zelt in der Nähe einer dieser Stellen aufgeschlagen, etwa sechs Yards von einem ihrer Pfade entfernt, und unsere Jungen hatten sich selbst eine halbmondförmige *Zariba* oder einen *Scherm* (Einfriedung) aus Zweigen unter einem kleinen Baum ein Dutzend Schritte weiter oben am Pfad gebaut. Eines Nachts wurden wir jäh durch einen lauten, gellenden Schreckensschrei geweckt, gefolgt von Rufen wie „Mai mamo!" (ein Ausruf der Überraschung und Angst: „O Mutter, meine Mutter!") von unseren Jungen. Hastig griffen wir nach unseren Gewehren und wollten gerade hinausstürmen, um die Ursache des Lärms festzustellen, als etwas gegen die halb geöffnete Zelttür prallte. Im nächsten Moment wurde Gobotoos wolliger Kopf mit Rufen von „Upejane, upejane!" („Nashorn, Nashorn!") hereingestreckt, was uns sofort über die Ursache der mitternächtlichen Panik aufklärte.

Da wir erfuhren, dass es nur ein altes Nashorn war, machten wir uns nicht die Mühe hinauszugehen, zumal wir die Anzahl, die wir schießen durften, bereits erlegt hatten; aber wir gaben dem Jungen eine alte Donnerbüchse oder ein *Roer* (Gewehr), das wir gewöhnlich als Selbstschussanlage für Hyänen aufstellten, und wiesen ihn an, nicht auf

das Nashorn zu schießen, sondern es nur durch den Knall zu verscheuchen. Sobald das Gewehr abgefeuert war, trat das Nashorn einen hastigen Rückzug an und preschte unter den Schreien und Rufen der Jungen in großem Stil durch das Unterholz davon.

Ein alter Zulu gab mir einen sehr lebhaften Bericht über die nächtliche Eskapade. Er habe, so sagte er, in der Nähe des offenen Eingangs des *Scherms* geschlafen, wo ein schwelendes Feuer gelegentlich von einem Windhauch zu einer hellen Flamme angefacht wurde, während die anderen Jungen weiter hinten in ihre Decken gehüllt zusammengerollt lagen. Er sei durch ein leises Geräusch zwischen den nahen Bäumen geweckt worden und habe einige Augenblicke lang gespannt gelauscht. Dann knackte ein Zweig, und er hörte das hohe Gras zu beiden Seiten des Nashornpfades rascheln und wusste, dass sich ein großes Tier näherte. Er zog eine Handvoll Reisig von einem Holzstoß neben sich und warf es auf das flackernde Feuer, das bald in Flammen aufging.

Der helle Schein und das Lodern hinderten seine Augen daran, die tiefe Dunkelheit dahinter zu durchdringen, doch plötzlich gab es ein rauschendes, scharrendes Geräusch, und im nächsten Moment stand die gewaltige dunkle Gestalt eines Nashorns vor dem Feuer, wobei seine tückischen kleinen Augen im Feuerschein funkelten und die Spitze seines langen, glänzenden Horns unangenehm scharf aussah. Beim Anblick dieser Erscheinung stieß er jenen markdurchdringenden Schrei aus, der uns in unserem kleinen Zelt nebenan nach den Gewehren greifen ließ. Derselbe Schrei riss die Bewohner jenes *Scherms* auf die Beine, und im nächsten Augenblick stürzten sie sich in wilder Hast auf den einzigen Baum, der sich innerhalb der Umfriedung befand. Das Nashorn schien wie gebannt dazustehen, als es dieses seltsame Schauspiel erblickte, und erst der laute Knall von Gobotoos Gewehr rüttelte es wirksam wach und ließ es wie eine Lokomotive seinen Pfad hinunterrasen – zweifellos verwundert, wie ich sagen würde, über seine seltsame mitternächtliche Erfahrung.

Ich neige zu der Annahme, dass das Nashorn die *Zariba* lediglich aus Neugier aufgesucht hat. Ich gehe nicht so weit wie die Eingeborenen zu behaupten, es habe beabsichtigt, das Feuer zu löschen. Es ist jedoch vielleicht bemerkenswert, dass F. C. Selous einen Fall erwähnt, in dem ein Weißes Nashorn bis auf zwanzig Yards an sein Lagerfeuer herankam und erst weglief, nachdem ein brennendes Holzscheit nach ihm geworfen worden war.[1] Der ehrenwerte W. H. Drummond berichtet von einem Vorfall, bei dem ein Schwarzes Nashorn sein Lagerfeuer mit den Füßen austrat, während er am Ufer des Schwarzen Umfolozi-Flusses in Zululand lagerte. Das Nashorn war nicht gestört worden und griff offensichtlich unprovoziert an. „Kaum zehn Sekunden waren vergangen", schreibt er, „seit ich das erste warnende Schnauben gehört hatte, und nun war unser Feuer in alle Richtungen verstreut, und das bösartige Tier stampfte darauf und auf alles andere, was es sah, herum und quiekte die ganze Zeit vor Wut."[2]

Eines Tages gegen Ende Juli hatte ich eine glänzende Gelegenheit, die „eigentümliche nervöse Erregbarkeit" eines Schwarzen Nashorns zu beobachten, wie es ein bekannter Waidmann treffend formuliert hat. Wir waren auf einen ziemlich hohen Hügel gestiegen, um einen guten Blick auf ein kleines Rudel Büffel zu erhaschen, das einer unserer Jungen in einem Tal unter uns erspäht hatte, als Bertie Emmett, der in die gegenüberliegende Schlucht hinabblickte, einen leisen Pfiff ausstieß. Als ich an seine Seite kroch, deutete er auf ein großes Nashorn, das langsam den steilen Hang eines benachbarten Hügels hinabstieg. Wir beobachteten es, bis es in einem Buschstück verschwand. Es kehrte ziemlich spät von seiner Tränke und seinen Weideplätzen in seinen schattigen Rückzugsort in der Schlucht zurück, denn die Sonne stand bereits seit einer Stunde am Himmel.

[1] *The Great and Small Game of Africa, herausgegeben von H. A. Bryden (Ausg. 1899), S. 52–67 (Artikel über das „Weiße Nashorn").*

[2] *The Large Game and Natural History of South and South-East Africa (Ausg. 1875), S. 75, 76.*

Da Bertie Emmett und ich an jenem Tag bereits hervorragendes Waidmannsheil gehabt hatten, blieben wir auf dem Gipfel des Hügels, während sein Bruder in Begleitung von Polly hinstieg und auf das Gebüsch hielt, in dem das Nashorn verschwunden war. Von unserer hohen Warte aus beobachteten wir gespannt die weiteren Entwicklungen. Der Hügel war steil; an seinem Fuße befand sich ein bewaldeter Wasserlauf (*Spruit*), jenseits dessen verstreute Bäume und Unterholz, vermischt mit hohem Gras, den Boden der Schlucht bedeckten, bis der Berg auf der anderen Seite wieder anstieg; weiter unten in der Schlucht wurde das Gebüsch dichter, bis es tief unten eine einzige dichte Masse von Baumwipfeln bildete.

Bald darauf verschwanden Cecil Emmett und der Junge im hohen Gras und dem niedrigen Gestrüpp zwischen den vereinzelten Bäumen; ihr Weg wurde uns gelegentlich durch einen hervorstehenden Hut oder einen glitzernden Gewehrlauf angezeigt. Dann erhaschten wir einen Blick auf das Nashorn. Es schritt mit vorgestreckter Nase in ein Stück gelbes Gras und drehte sich im Kreis, wobei es den Wind in alle Richtungen prüfte und den Kopf auf und ab bewegte. Es war offensichtlich unfähig, seinen Feind zu lokalisieren. Einmal fürchtete ich fast um Cecils Sicherheit, als das Nashorn sich einem struppigen Flecken mit Aloen zuwandte, in dessen Nähe ich ihn zuletzt gesehen hatte. Kaum eine Sekunde stand es still; bald schwankte sein Körper, als würde es von einem Fuß auf den anderen treten, dann rückte es plötzlich ein paar Schritte vor, um sich sogleich wieder herumzudrehen, während das Zucken seines Schwanzes und seiner Ohren sein ganzes Gebaren rastloser Erregung unterstrich.

Ich war so gefesselt, dass ich den steilen Hang des Hügels hinunterglitt, in der Hoffnung, aus nächster Nähe eine bessere Sicht zu bekommen, doch bevor ich den Bachlauf erreichte, peitschte ein Schuss durch die Luft, einen Augenblick später ein zweiter, gefolgt von einem Ansturm und einem schweren Krachen. Ich hastete über das trockene Flussbett und fand Cecil Emmett neben seiner zuckenden Beute stehend. Wenige Sekunden später erlosch das Licht in den seltsamen, tückischen kleinen Augen, und das gewaltige Tier war tot. Ich kann mit Sicherheit sagen, dass wir alle einen Stich des Bedauerns verspürten, als wir diesen patriarchalen Bullen betrachteten, der noch einen Augenblick zuvor ein so prächtiger Anblick gewesen war und nun eine leblose Masse aus Haut, Fleisch und Knochen darstellte. Dieses Bedauern kommt gewöhnlich zu spät, um das Leben des Tieres zu retten, dennoch möchte ich es nicht missen. Es mag sein, dass die Seltenheit des Wildes in Afrikas südlichen Breitengraden dieses Bedauern hervorruft und dass kein solches Gefühl vorhanden wäre, wenn Nashörner und anderes Großwild „in dichten Massen“ in Sichtweite des Jägerwagens stünden, wie in den Tagen, als Cornwallis Harris und Gordon Cumming, oder selbst Baldwin und Drummond, den Abzug drückten.

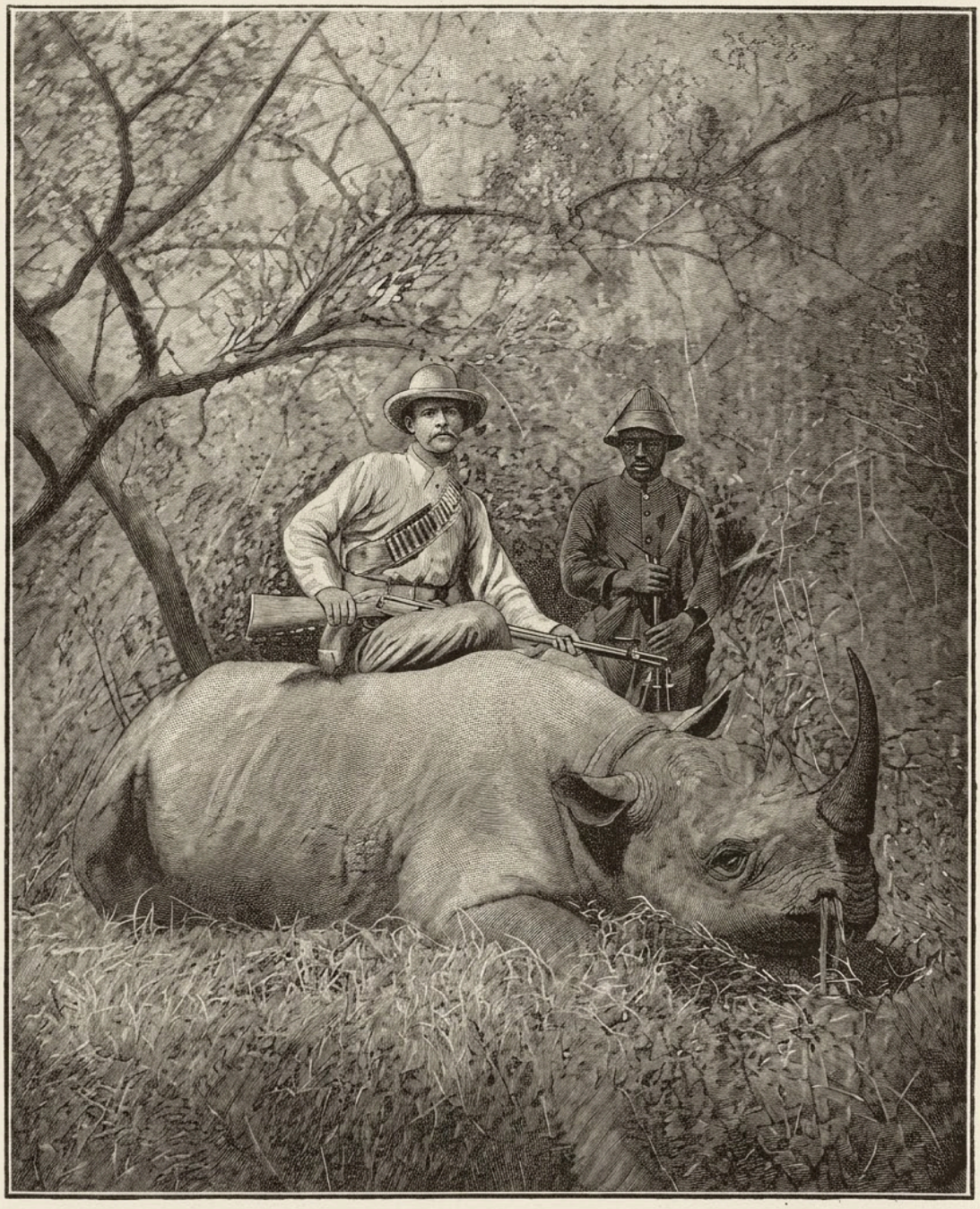


Photo by] [*Mr. Allan Cameron,*

MR. CECIL EMMETT AND GOBOTOO WITH RHINOCEROS BULL.

Doch ich glaube nicht. Wenn das Blut des Jägers in Wallung ist, ist er lediglich ein tötendes Tier; all seine Energien, geistig wie körperlich, sind auf eine einzige Idee konzentriert: zu erlegen, unter Ausschluss von allem anderen. Doch wenn die Tat vollbracht ist, überkommt den Jäger – sofern er nicht von sehr roher und unterentwickelter Art ist – ein Gefühl des Bedauerns und des Mitleids. Die höheren Fähigkeiten seines Verstandes melden sich zu Wort; und dann kommt die Reue, dass er „in das Nichts geworfen hat, was so wunderbar erschaffen war“. Während die langen Schatten rasch über die Schlucht krochen, schleppten wir unsere müden Glieder zu unserem kleinen Lager am Manzibomvu-Fluss und verschoben das Häuten auf den nächsten Morgen. Nahe dem Lager sahen wir in der Dämmerung ein weiteres Nashorn.

In der Nähe des Zusammenflusses der Ströme Manzibomvu und Hluhluwe, und besonders nahe dem dichten Busch an den Hängen eines bestimmten Hügels unterhalb

der Mündung, stießen wir des Öfteren auf Nashörner. Eines Tages sah unsere Gruppe (vier Personen) insgesamt fünf; aber das war eine Ausnahme, und jeder von uns war in eine andere Richtung ausgezogen und hatte so ein großes, für Nashörner hervorragend geeignetes Gebiet abgedeckt. Polly, der sein ganzes Leben in diesem Land verbracht und viel Jagd miterlebt hatte, erklärte, dass jenes, welches Cameron sah, von der weißen Spezies gewesen sei, aber ich kann für die Richtigkeit dieser Aussage nicht bürgen.

Dasjenige, dem Cecil Emmett begegnete, war ein sehr kühner und neugieriger alter Kerl; es wich keinen Zoll zurück, während er aus nächster Nähe davorstand und es betrachtete, und erst als es von einem Erdklumpen getroffen wurde, suchte es das Weite und preschte zwischen den verstreuten Bäumen davon. Hätte er eine Kamera bei sich gehabt, hätte er mühelos ein paar wertvolle Aufnahmen machen können. Keines der an jenem Tag gesichteten Nashörner wurde von Madenhackern begleitet.

In diesen Zeiten, in denen viele der wunderschönen Antilopen und großen Säugetiere Südafrikas fast nur noch Geschöpfe der Vergangenheit sind, ist es höchst erfrischend, so weit südlich wie am 28. Breitengrad gleich fünf Nashörner an einem einzigen Tag zu sehen; doppelt erfreulich, wenn man hofft, dass in Zukunft Tiere wie das Weiße und Schwarze Nashorn, Flusspferd, Büffel, Kudu, Burchell-Zebra, Wasserbock, Streifengnu, Reetbock, Nyala, Buschbock und kleinere Antilopen in diesem Gebiet so weit wie möglich geschützt werden und jede Gelegenheit erhalten, sich zu vermehren.

Ein Vorfall, der sich ereignete, während wir das am vorangegangenen Nachmittag geschossene Nashorn zerlegten, vermittelt eine Vorstellung von den lobenswerten Bemühungen der Behörden, das Wild in Zululand zu erhalten. Vier eingeborene Polizisten erschienen auf der Bildfläche und präsentierten uns einen vom Magistrat des Hlabisa-Distrikts ausgestellten Haftbefehl unter der Anklage, ein Weißes Nashorn geschossen zu haben. Die beflissenen Polizisten lächelten freundlich, während sie beiläufige Blicke auf das Nashorn vor ihnen warfen; da sie nicht bemerkten, dass es sich um eines mit Greiflippe, also die schwarze Spezies, handelte, glaubten sie, uns *in flagrante delicto* ertappt zu haben.

Wir machten sie jedoch bald darauf aufmerksam, dass das Tier vor ihnen ein *Upejane* und kein *Umkombe* war. Nach der Ankunft im Lager zeigten wir ihnen die Hörner und die Haut des anderen Nashorns und überzeugten sie davon, dass ein Irrtum vorlag. Es stellte sich heraus, dass ein Einheimischer dem viele Meilen entfernt in den Bergen lebenden Magistrat die Information gegeben hatte, das erste von uns geschossene Nashorn sei ein weißes gewesen, woraufhin der Haftbefehl erlassen worden war. Seltsamerweise traf die Polizei genau in dem Moment ein, als wir das zweite zerlegten.

KAPITEL XV

JAGD AN DEN FLÜSSEN MANZIBOMVU UND HLUHLUWE. EIN BÜFFELANGRIFF

Große Büffelherden – Jagdglück durch Buschfeuer vereitelt – Zwei Büffel geschossen – Zur Rettung – Einem verwundeten Büffel auf der Spur – Eine Überraschung – Eine Lehre – Ein Rekord-Reetbock geschossen – Erstaunliche Anzahl von Reetböcken – Ducker geschossen – Manzibomvu-Strom – Jagd am Hluhluwe – Ein prächtiger Kudubulle – Ein Krokodil geschossen – Inhalt seines Magens – Barben – Buschbockrammler geschossen – Wasserbock – Drei gute Schüsse – Kurze Ausflüge vom Hauptlager – Zululand einst von edlen Tieren übervölkert – Schrecklicher Ausrottungskrieg – Verheerungen durch die Rinderpest – Alter Wasserbockbulle – Kudubulle – Nyala geschossen – Eine Überraschung – In einer Höhle mit einer Mamba –

Schlangen in Portugiesisch-Südostafrika – Knapp einer Puffotter entgangen – Cameron durch Büffel verletzt – „Schieß den Kerl ab, Polly!" – Tod des Büffels – Cameron nach Magowie getragen.

Am Morgen, nachdem wir das Nashorn geschossen hatten, sahen Cameron und sein Gewehrträger mehrere Büffelherden (insgesamt etwa hundert Tiere) in einen ausgedehnten, dichten Busch ziehen, um dort ihre Siesta zu halten. Wir machten uns alle sogleich an die Verfolgung. Alles sah nach einem vielversprechenden, großartigen Jagdtag aus; doch während wir am Rande des Busches unsere Pläne schmiedeten, bemerkten wir eine Rauchsäule, die über die Baumwipfel aufstieg. Das Gras war stellenweise trocken, und in erstaunlich kurzer Zeit war der gesamte Berghang in eine Rauchwolke gehüllt. Die Büffel waren offensichtlich verschreckt, denn wir konnten sie an jenem Tag nicht mehr einholen. Wir hegten den Verdacht, dass die Einheimischen das Dickicht absichtlich in Brand gesteckt hatten, um das Wild zu vertreiben; für ihre Handlungen gibt es zuweilen keine Erklärung.

Am nächsten Morgen hatten wir mehr Glück. Bertie Emmett schoss eine junge Färse und Cameron einen Bullen. Die Herde hatte in einem der dichten Gebüsche entlang des Berghangs Schutz gesucht, und wir hatten mehrere Jungen hineingeschickt, um sie aus dem Busch zu treiben. Mit großem Getöse und Krachen brach sie durch das Dickicht und kam in der Nähe von Bertie und Cameron heraus, die sie mit ein paar Schüssen begrüßten. Kurz darauf verriet mir ein sterbendes Brüllen, dass einer der Schüsse „gesessen" hatte und ein Büffel sein Leben ausgehaucht hatte.

Ich begab mich gerade in die Richtung des Geräusches, als ich zu meiner Linken jemanden mehrmals rufen hörte – in einer Stimme, die mir gequält vorkam. In der festen Überzeugung, einer meiner Freunde würde gerade auf die Hörner genommen, rannte ich so schnell wie möglich in die Richtung der Rufe. Ich stürzte mich wahnsinnig durch Unterholz und hohes Gras, ungeachtet der Dornen und alles anderem, nur darauf bedacht, meinen Freund vor einem schrecklichen Tod zu bewahren.

Schließlich brach ich nach Luft ringend durch einen Wall aus Gestrüpp, und dort saß Cecil Emmett vor mir auf einem Ameisenhügel und rauchte seelenruhig. Ich konnte meinen Augen kaum trauen. Ich hatte vollauf erwartet, jemanden leblos am Boden liegen zu sehen. Mein Freund war überrascht über meine Aufregung und teilte mir lachend mit, dass er seinem Bruder am Hang nur zugerufen hatte, dass ein Büffel, den Cameron verwundet hatte, in den *Donga* gelaufen sei, an dem er gerade saß.

Ich kam mir furchtbar dumm vor, weil ich voreilig den Schluss gezogen hatte, jemand würde um Hilfe rufen. Da ich den Drang verspürte, meinen Gefühlen irgendwie Luft zu machen, betrat ich den *Donga*, in den sich der verwundete Büffel zurückgezogen hatte. Nachdem ich ein paar Schritte gegangen war, hörte ich, wie sich der Büffel zu meiner Linken bewegte, und erhaschte einen flüchtigen Blick auf ein dunkles Objekt. Das Gebüsch in diesem ovalen *Donga* war sehr dicht, und ich konnte kaum sechs Schritte weit sehen. Erneut hörte ich, wie sich das Tier im Gestrüpp zu meiner Linken bewegte, konnte es aber nicht sehen.

Ich schlich ein oder zwei Minuten lang vorsichtig voran, in der Hoffnung, einen Schuss abzugeben, bevor es mich sehen und angreifen konnte, als ich plötzlich durch ein Vorbrechen zu meiner Rechten und in meinem Rücken aufgeschreckt wurde. Einen Augenblick später peitschte ein Schuss durch die Luft. Der Büffel hatte mich im Busch umgangen und war fast an derselben Stelle aus der Deckung gebrochen, an der er hineingegangen war. Bertie Emmett hatte ihn erschossen, als er herauskam.

Dieser kleine Vorfall, so unbedeutend er dem flüchtigen Leser auch erscheinen mag, erteilte mir eine Lehre, die ich mir zu merken schwor: nämlich, dass ein Büffel sich im dichten Busch fast so heimlich wie eine Katze bewegen kann. Ich kann mich nur wundern, dass er mich nicht von hinten angegriffen hat; hätte er es getan, fürchte ich, wäre ich als Zweiter aus der Sache hervorgegangen. um die Erzählung über unser Waidmannsheil in Zululand fortzusetzen: Während wir in der Nähe des Manzibomvu lagerten, erlegte ich einen Riedbock (*Cervicapra arundinum*), dessen Gehörn zu jener Zeit den Rekord laut Rowland Wards *Records of Big Game* (Ausgabe 1896) einstellte.

Ich schlenderte eines Nachmittags an den Hängen der Hügel nahe der Mündung dieses Flusses in den Hluhluwe entlang, als ich einen prächtigen Riedbockrammler sah, der mich hinter einem niedrigen Busch intensiv beobachtete; doch er sprang davon, bevor ich feuern konnte. Ich sah sofort, dass er ein außergewöhnlich langes Paar Hörner trug. Entschlossen, ihn zur Strecke zu bringen, begann ich die hartnäckige Verfolgung. Schließlich kam ich bis auf zweihundert Yards an ihn heran; mit meiner ersten Kugel setzte ich ihn außer Gefecht und mit der zweiten erlegte ich ihn. Seine Hörner massen sechzehn und drei Achtel Zoll über die vordere Krümmung und stellten damit den Rekord ein. Die Messung wurde damals sorgfältig vorgenommen und in meinem Feldtagebuch notiert. Nachdem die Hörner (zwölf Monate später) ausgekocht und gründlich präpariert worden waren, stellte ich fest, dass sie etwas mehr als drei Achtel Zoll an Länge verloren hatten, was hauptsächlich auf das Schrumpfen der weichen hornigen Substanz an der Basis zurückzuführen war. In der Rekordliste nimmt es nun nur noch den siebten Platz ein.[1]

Die Anzahl der Riedböcke, die wir an den Ausläufern des Magowie und anderer Berge zu sehen pflegten, war erstaunlich. Mit sehr wenig Mühe hätten wir Dutzende dieser anmutigen Antilopen schießen können. Riedböcke sieht man nie in großen Herden. Ich habe zwar bis zu zehn gleichzeitig an einer eher offenen Stelle laufen oder stehen sehen; doch diese waren aufgeschreckt worden und aus verschiedenen Richtungen zusammengelaufen und gehörten nicht zu einer einzigen Herde.

Der allgegenwärtige Ducker (*Cephalophus grimmi*) wird, obwohl er in fast jeder bewaldeten Schlucht in Zululand vorkommt, nicht häufig geschossen. Er ist keineswegs leicht zu treffen, da er mit einer eigentümlichen, an einen Gummiball erinnernden Bewegung durch das Unterholz springt. Wir erlegten auf der Reise nur drei oder vier; allerdings machten wir uns auch nicht die Mühe, gezielt Jagd auf sie zu machen. Ein paar Tage später verlegten wir unser Lager in die Nähe des Zusammenflusses der Flüsse Manzibomvu und Hluhluwe, wo wir gutes Jagdglück mit Nashörnern, Wasserböcken, Kudus und anderem Wild hatten.

[1] *Records of Big Game, von Rowland Ward (3. Aufl. 1899), S. 193.*

An unserem ersten Tag im neuen Lager schossen wir ein Schwarzes Nashorn. Am darauffolgenden Morgen erlegte Bertie Emmett einen prächtigen Kudubullen, dessen Hörner vier Fuß und zehn Zoll entlang der vorderen Krümmung massen. Eines Morgens hatte ich gerade einen hohen Punkt mit Blick auf den Hluhluwe-Fluss erreicht, als einer meiner Jungen auf ein paar dunkle Flecken in einem großen Wasserbecken unter uns deutete und ausrief: „Nantsi lor izingwenya!“ („Da sind Krokodile!“).

Als wir uns näherten, begannen die scheinbar leblosen, treibenden Objekte eines nach dem anderen zu verschwinden, während jene auf den heißen Sandbänken in das schützende Wasser eintauchten.

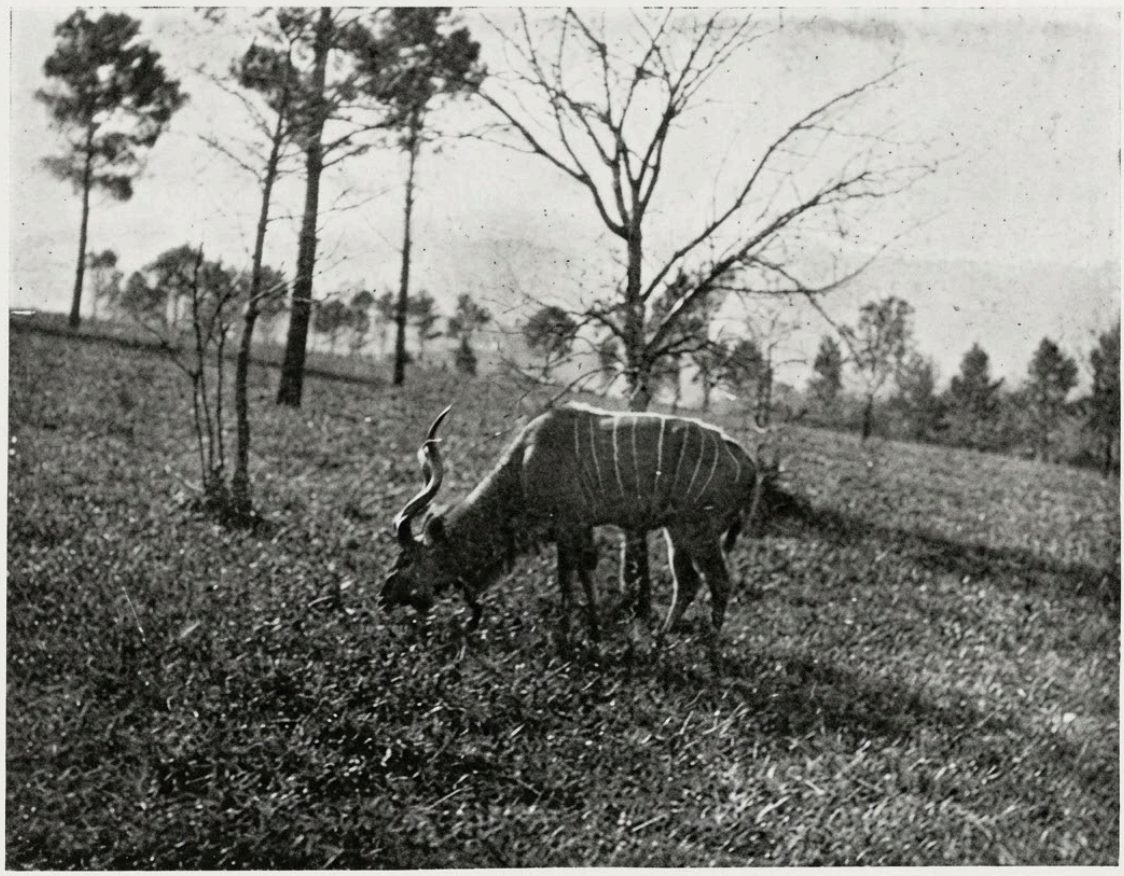


Photo by] KOODOO BULL. *[the Author.*

Ich verbarg mich sorgfältig im Schilf und gab schließlich einen Schuss auf den Kopf eines Krokodils ab, als es an die Oberfläche kam. Nachdem es die Kugel erhalten hatte, begann es umherzuspritzen und seine gewaltigen Kiefer in einer Weise zusammenzuschlagen, die mich dankbar sein ließ, dass ich auf trockenem Boden stand. Meine zweite Kugel drang bis ins Gehirn vor, und die Echse sank sofort unter, wo wir sie im seichten Wasser liegen sehen konnten. Es gelang uns schließlich, sie an das Ufer zu bringen. Als wir sie aufschnitten, um eine Vorstellung von ihrer Anatomie zu bekommen, fanden wir gut drei Hand voll Steine in seinem Magen. Wie der Strauß verschluckt das Krokodil Steine, manchmal von erstaunlicher Größe, um den Verdauungsprozess zu unterstützen. Der Junge, der mich bei dieser Gelegenheit begleitete, schnitt die Moschusdrüsen heraus und schien sie sehr zu schätzen. In dem Tümpel, in dem ich das Krokodil schoss, gab es eine große Menge an Barben oder „Barbers“. Glücklicherweise hatte ich eine Angelschnur und einen Haken in der Tasche, die ich bei mir trug, und es gelang mir, ein halbes Dutzend von ihnen zu fangen, während der Junge das Krokodil häutete. Barben sind sehr träge Fische und bieten kein großes sportliches Vergnügen. Ich benutzte Krokodilfleisch als Köder, und die Fische bissen sofort an.

Auf dem Rückweg zum Lager schoss ich einen Buschbockrammler (*Tragelaphus sylvaticus*). Die Kugel durchschlug sein Herz, aber er lief noch gut einhundertfünfzig Yards, bevor er stürzte. Während der nächsten paar Tage waren wir bei den Wasserböcken nicht sehr erfolgreich; wir sahen täglich Kühe und junge Bullen, aber die großen Bullen waren sehr rar. Cameron schoss jedoch ein passables Exemplar und außerdem einen Wildhund (*Lycaon pictus*). Das Land am Hluhluwe-Fluss, in dem die Wasserböcke gefunden wurden, war sehr trocken; es gab kein fließendes Wasser im Fluss – nur hier und da große Tümpel.

Eines Nachmittags, als ich mich auf den Rückweg zum Lager machte – sehr verärgert darüber, dass es mir nicht gelungen war, einen Wasserbock zu erlegen, den ich verwundet hatte –, sprangen vor mir drei Riedböcke auf und rannten einen sanft abfallenden Hügel hinauf. Ich trug meine kleinkalibrige Mauser bei mir und feuerte auf den hintersten, als sie etwa dreihundert Yards entfernt am Hang standen. Er brach mit zerschossenem Rücken zusammen. Seine Gefährten liefen noch weitere hundert Yards und blieben dann stehen. Mit einem Glückstreffer streckte ich den zweiten nieder und schoss schließlich den dritten mit meinem vierten Schuss auf etwa vierhundertfünfzig Yards Distanz. Ich bereute die Tat zutiefst, nachdem sie vollbracht war, besonders da sie nur das Ergebnis meiner schlechten Laune gewesen war.

Ich genoss es früher sehr, für ein paar Tage in einen entlegenen Teil des Landes aufzubrechen, begleitet von vier oder fünf Jungen, die eine Decke, einen Kessel, etwas Kaffee und Salz trugen. Wir jagten den ganzen Tag und drangen so weit wie möglich vor. Wenn die Sonne unterzugehen drohte, bauten meine Jungen an einer sorgfältig ausgewählten Stelle einen einfachen *Scherm*, schnitten etwas trockenes Gras für

mein Lager, sammelten einen guten Vorrat an Holz, und ehe man es sich versah, saß ich auf meinem Bett aus Binsen, meine Jungen um mich herum und ein prasselndes Feuer vor uns. Nach einer herzhaften Mahlzeit und einer Pfeife guten Transvaal-Tabaks legte ich mich nieder und schlief zufrieden. Sehr früh am nächsten Morgen waren wir bereits auf den Beinen, und nach einer Tasse Kaffee und einem Brocken Fleisch brachen wir auf, um zu versuchen, das Wild

Photo by] WATERBUCK BULL. [*the Author.*

in der Nähe des Wassers zu erwischen. Wenn wir am ersten Tag erfolgreich waren, blieb ich noch eine oder zwei Nächte im Feld (*Veld*) und kehrte dann zum Lager zurück, wobei meine Jungen mit Trophäen beladen waren. Wenn ich auf diesen Ausflügen allein mit meinen Jungen war, genoss ich es, mit ihnen über Jagdszenen zu plaudern und ihren Berichten über die unzähligen Wildrudel zuzuhören, die einst Teile von Zululand durchstreiften; und wenn ich einen alten Mann in meiner Gefolgschaft hatte, konnte ich sicher sein, einige interessante Geschichten aus den frühen Tagen zu hören.

Es besteht kein Zweifel daran, dass Zululand einst von einer ungeheuren Anzahl edler Tiere bevölkert war. John Dunn sagt in seinen Aufzeichnungen über Zululand: „In jenen Tagen (1860) gab es, glaube ich, keinen anderen Ort in Südafrika, an dem man an einem einzigen Tag auf eine solche Vielfalt an Wild treffen konnte." Weiter führt er aus: „Baldwin, der Jäger, Händler usw., jagte hier auf seinem Weg zum Sambesi, und er sagt in seinem vor einiger Zeit veröffentlichten Buch, dass dies – mit Ausnahme von Elefanten – der schönste Ort für Wild in Südafrika war, und selbst in diesen Tagen" (um 1885, wie ich vermute) „ist dort noch eine sehr gute Jagd möglich, wenngleich nicht zu vergleichen mit jenen Tagen, über die ich jetzt schreibe."

Doch das Werk der Ausrottung schritt dort voran, wie auch in anderen Teilen Südafrikas, bis in jüngerer Zeit Maßnahmen ergriffen wurden, um das Wenige zu bewahren, das noch übrig war. Die Aufzeichnungen von John Dunn vermitteln eine Vorstellung von dem schrecklichen Ausrottungskrieg, der gegen das Wild geführt wurde. Er erwähnt, an einem

Tag drei Nashörner, zwei Büffel, zwei Kudus und einen Wasserbock geschossen zu haben, und am nächsten Tag fünf Nashörner; Hunderte von Flusspferden fielen seinem Gewehr zum Opfer.[1] Eine Lektüre der Werke des ehrenwerten W. H. Drummond[2] und W. C. Baldwins[3] lässt im Geist des Lesers keinen Zweifel daran, dass das Zululand (einschließlich des heutigen Distrikts Vryheid im Transvaal) einst von Großwild wimmelte.

Noch im Jahr 1897 waren, dank der frühen Einrichtung von vier speziellen Wildreservaten und der Existenz sowie strengen Durchsetzung eines guten Jagdgesetzes, Büffel noch recht zahlreich, und das Schwarze Nashorn war gelegentlich anzutreffen. Die Rinderpest verwüstete jedoch das Land während der letzten Monate des Jahres 1897 und zu Beginn von 1898 und raffte das Wild in großen Mengen dahin.

Am Tag bevor wir unser Lager zurück an den Manzibomvu verlegten, schoss ich einen sehr alten Wasserbockbullen (*Kobus ellipsiprymnus*), doch die Spitzen seiner Hörner waren erheblich abgenutzt. Am selben Tag, während ich die Hügel auf meinem

[1] *John Dunn, Cetywayo, and the Three Generals, von D. C. F. Moodie (1886), S. 18, 26.*

[2] *The Large Game and Natural History of South and South-East Africa.*

[3] *African Hunting and Adventure.*

Weg zurück zum Lager, sah ich einen Kudubullen, der in etwa sechshundert Yards Entfernung am Hang eines Hügels graste. Da das Gelände offen war, konnte ich mich nicht anpirschen und feuerte daher aus dieser Distanz mit meiner Mauser. Er brach auf der Stelle zusammen, kam jedoch bald wieder auf die Beine und schleppte sich den Hang hinauf in Richtung einer dicht bewaldeten Schlucht. Wir folgten der Blutspur über eine beträchtliche Strecke, doch die Dunkelheit zwang uns, die Jagd abzubrechen. Am nächsten Morgen schickte ich Upejane aus, um die Fährte aufzunehmen, doch er kehrte am Mittag zurück und berichtete, dass es ihm nicht gelungen war, das Tier einzuholen.

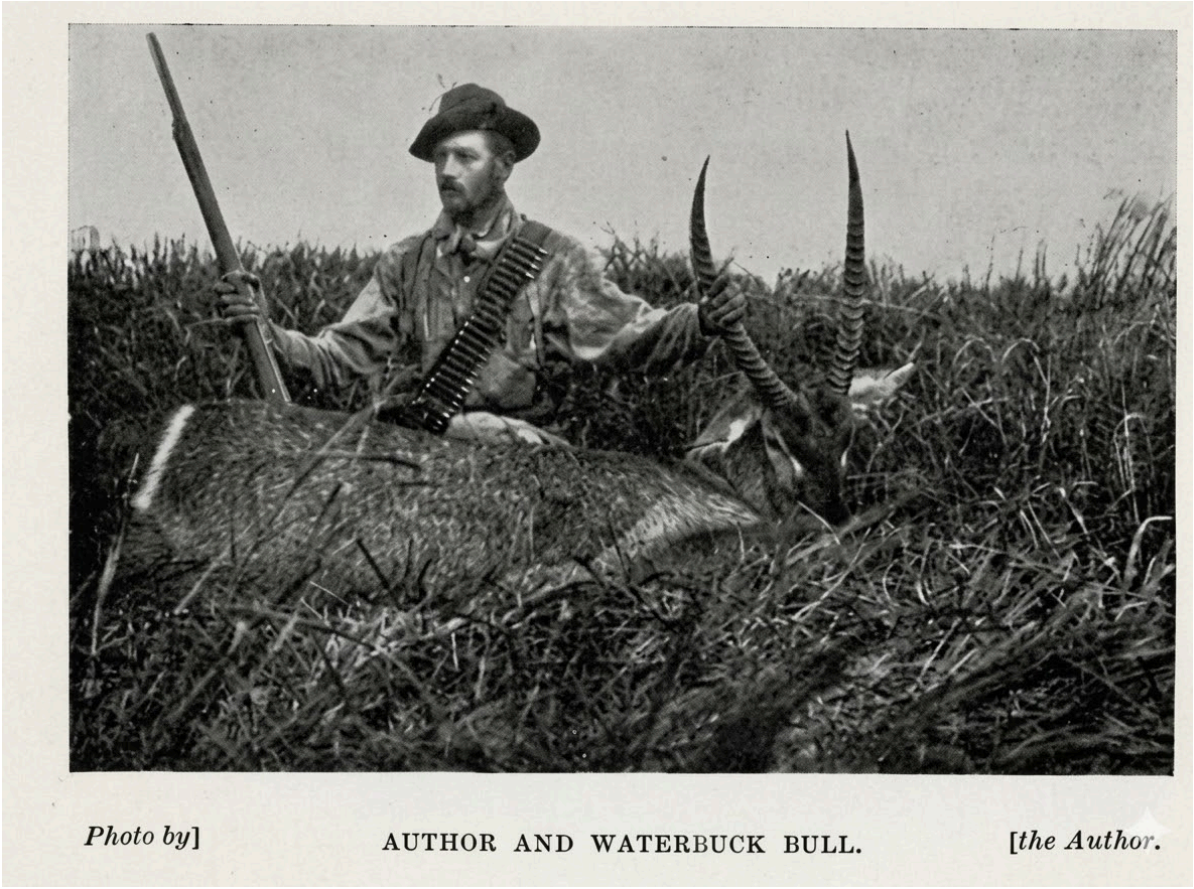


Photo by] AUTHOR AND WATERBUCK BULL. [*the Author.*

An den Bergen nahe der Mündung des Manzibomvu und des Hluhluwe schoss Cecil Emmett einen Nyalabullen (*Tragelaphus angasii*), sehr zur Überraschung der Einheimischen und unsererselbst. Diese wunderschöne und seltene Antilope ist im Grunde eine Bewohnerin des Dschungels; man findet sie im dichten Busch rund um den St.-Lucia-See und nordwärts im Amatongaland sowie in der Gegend um die Delagoa-Bucht. Während der Nacht mag sie sich im offenen Gelände aufhalten, doch ich bezweifle, ob sie jemals zuvor fast tausend Fuß hoch an den grasbewachsenen Hängen eines Berges gefunden wurde, viele Meilen von ihren regulären Revieren entfernt. Der Berg, auf dem Emmett es schoss, liegt etwa zwanzig Meilen Luftlinie vom St.-Lucia-See entfernt. Er sah sieben oder acht davon davoneilen und in eine buschige Schlucht laufen, als er auf den Rammler feuerte. Es war ein sehr nebliger Morgen, was erklären mag, warum die Nyalas aus ihren dicht bewaldeten und tiefliegenden Ebenen abgeschweift waren. Das Nyala gehört in Zululand zum „königlichen Wild".

Die Mamba (*Dendraspis angusticeps*; *I-mamba* der Zulus) ist vielleicht die am meisten gefürchtete Schlange in Südafrika. Daher muss ich wohl kaum erwähnen, dass ich alles andere als glücklich war, als ich mich eines Tages in einer kleinen Felshöhle wiederfand, während eines dieser Reptilien ein oder zwei Yards von mir entfernt zischte. Es geschah wie folgt: Ich hatte ohne Erfolg versucht, ein Bergriedbock (oder „Rooi Rhebok", wie er von Kolonialisten und Buren fälschlicherweise genannt wird) auf den Hügeln über dem Manzibomvu-Strom zu erlegen.

Da es heftig zu regnen begann, kroch ich in ein Loch zwischen zwei Felsblöcken. Da ich jedoch feststellte, dass der Regen durch einen Spalt zwischen den Steinen in meinen Rückzugsort eindrang, und ich weiter hinten eine größere und geschütztere Höhle bemerkte, beschloss ich, diese zu betreten. Ich hatte gerade Kopf und Schultern durch das Eingangsloch gesteckt, das etwa dreieinhalb Fuß im Durchmesser mass, als ich ein leises scharrendes Geräusch in der dämmrigen Höhle hörte. Ohne mir weitere Gedanken zu machen, trat ich ein und setzte mich auf einen Stein.

Ich beglückwünschte mich gerade selbst dazu, ein so gemütliches Plätzchen gefunden zu haben, als ich zu meiner Rechten ein unverkennbares, tiefes Zischen hörte. Meine Finger krampften sich unwillkürlich um den Schaft meines Gewehrs, meine Augen wandten sich in die Richtung des Zischens, und ich saß regungslos da; doch mein Herz klopfte gegen meine Rippen wie das „Verräterische Herz" in Poes unheimlicher Erzählung. Im nächsten Moment ertönte ein weiteres, markdurchdringendes Zischen; diesmal glaubte ich, das Geräusch käme von links. Ich warf einen flüchtigen Blick in diese Richtung, und die Mündung meines Gewehrs schwang mechanisch herum, doch meine Augen konnten die Dunkelheit der von Steinen übersäten Ecke nicht durchdringen.

Ich hielt es nicht länger aus; mit einer gewaltigen Anstrengung warf ich mich durch das Loch in die benachbarte Höhle und hastete über die losen Steine, ungeachtet der Prellungen und alles anderem, nur an die Mamba hinter mir und das offene Gelände vor mir denkend. Sobald ich aus den Felsen heraus war, atmete ich freier auf und nachdem ich ein Stück den Berghang hinaufgegangen war, setzte ich mich unter einen struppigen Baum, bis der Regenschauer vorübergezogen war. Ein paar Tage später inspizierten Upejane und ich den Eingang zur Höhle und sahen die undeutliche Spur einer Schlange im Sand, was mich in meinem Glauben bestärkte, dass es eine Mamba gewesen war, die mir ein oder zwei so schlimme Minuten beschert hatte.

Auf meiner letzten Reise in Portugiesisch-Südostafrika sah ich nur sehr wenige Schlangen. Ein- oder zweimal erblickte ich für einen Moment eine schwarze oder braune im langen, verfilzten Gras, aber ich tötete nur eine von nennenswerter Größe, und das war eine Puffotter. Eines Tages, als ich in ziemlich kurzem Gras nach der Fährte eines Büffels suchte, sah ich zu meinem Entsetzen, wie eine riesige Puffotter (*Vipera arietans*) ihren hässlichen, flachen Kopf fast zwischen meinen Beinen hob. Mit einem unwillkürlichen Schrei sprang ich aus der Reichweite ihrer tödlichen Giftzähne zurück. Wir töteten sie bald darauf. Lino, einer der Träger, band sie an das Ende eines Stockes, und wir setzten die Suche nach der Büffelfährte fort. Ihr Körper wand und krümmte sich natürlich noch lange Zeit, wie es bei Schlangen üblich ist. Als sie ihren Schwanz zum ersten Mal um den Stock schlang und Lino an der Schulter berührte, stieß er einen gellenden Schrei aus und schleuderte sie weg. Er erholte sich jedoch bald von seinem Schrecken und brachte das abscheuliche Reptil sicher ins Lager, wo ich es häutete.

Doch zurück zur Zululand-Reise; ich muss nun von einem ziemlich ernsten Abenteuer berichten, das einem unserer Gruppe zustieß. Ich wollte gerade eines Morgens mit einem halben Dutzend Jungen zum Umsindusi-Fluss aufbrechen, als Bertie Emmett eintraf und berichtete, dass unser Gefährte Cameron von einem Büffel angegriffen und schwer verletzt worden sei und sich in einem höchst bedenklichen Zustand befinde; er sagte sogar, Polly sei in aller Eile nach Nongoma geschickt worden, um zu versuchen, einen Arzt zu holen. Ich ließ sofort mein Pony satteln und machte mich auf den Weg zum Manzibomvu-Lager, um nach dem armen alten Cameron zu sehen.

Bei der Ankunft im Lager war ich froh, Cameron auf einer Kiste im Zelt sitzen zu sehen, wenngleich er von Kopf bis Fuß ziemlich ordentlich bandagiert war. Er stellte fest, dass die Schmerzen in seiner Brust schlimmer waren, wenn er sich hinlegte. Es stellte sich heraus, dass kurz nachdem ich am vorangegangenen Morgen zum Hauptlager aufgebrochen war, Cecil Emmett und Cameron das Lager in Begleitung von Gobotoo und Polly, ihren jeweiligen Gewehrträgern, verließen, um in den Wäldern, in denen wir sie schon mehrfach angetroffen hatten, Büffel zu jagen. Kurz nach der Überquerung des Manzibomvu stießen sie in einem Stück grünen Grases auf die frische Fährte von etwa zwanzig Büffeln und gelangten nach einer Stunde vorsichtigen Spürens mitten im dichten Busch an den Hängen des Berges an sie heran.

Auf Händen und Knien kriechend und jedes kleine Grasbüschel oder jeden Baumstamm ausnutzend, machte Cecil Emmett bald Kopf und Schultern eines großen Bullen aus und feuerte, wobei er mit seiner langen Martini-Henry sorgfältig auf die linke Schulter zielte. Das Unzenblei schlug mit einem dumpfen Aufprall ein, doch als sich der Rauch lichtete, waren die Büffel außer Sicht. Er folgte der Herde, geleitet vom Geräusch brechender Zweige, während sie durch den Busch preschte, und sah etwas Blut an einem Zweig; ein Dutzend Yards weiter bemerkte er, dass der verwundete Büffel sich von der Herde getrennt hatte und nach Durchqueren einer offenen Lichtung in eine dichte Baumgruppe gelaufen war.

Das Dickicht, in das er sich zurückgezogen hatte, war dicht, aber lückenhaft; um die Stämme der hohen Bäume rankten sich *Wacht-een-beetje*-Dornen und viele andere kletternde und dicht wuchernde Sträucher, doch hier und da gab es eine offene, mit grünem Büffelgras bedeckte Lichtung. Emmett und Cameron rückten eilig und eher unvorsichtig aus verschiedenen Richtungen vor, jeder von ihnen begierig darauf, dem Bullen den Gnadenschuss zu geben. Polly ging vor Cameron her, der mit einem .450-Einzelschuss-Expressgewehr bewaffnet war. Gerade als sie eine der offenen Stellen erreichten, warnte er Cameron, dass sie sich dem Büffel zu unvorsichtig näherten und einer von ihnen verletzt werden würde.

Er hatte kaum zu Ende gesprochen, als ein kurzes, scharfes Brüllen und das Brechen von Zweigen im Gestrüpp ertönten, und im nächsten Moment brach der verwundete Büffel etwa zehn Yards entfernt hervor und griff mit vorgestreckter Nase und zurückgeworfenem Kopf an. Polly, der, wie bereits erwähnt, vor Cameron ging, warf sich sofort flach auf den Boden und brachte sich so weit wie möglich aus der Angriffsline. Das wütende Tier raste über ihn hinweg, ohne auch nur zu versuchen, einen flüchtigen Stoß mit den Hörnern auszuführen, und stürzte sich auf Cameron. Er wurde völlig überrascht, war jedoch geistesgegenwärtig genug, sein Gewehr zu heben und den Abzug zu drücken, als ihn noch ein paar Yards vom Büffel trennten. Der Hahn reagierte jedoch nicht. Blitzartig wurde ihm klar, dass sein Gewehr auf „Sicherung“ stand, aber er konnte die Situation nur noch geistig erfassen; er hatte keine Zeit mehr, den Sicherungsschieber zu betätigen, denn die massiven Hörner des Büffels standen kurz davor, ihn zu treffen.

Indem er sich zur Seite warf, entging er glücklicherweise dem vollen Schwung der tödlichen Hörner, konnte sich aber nicht ganz retten; die Rundung des rechten Horns traf ihn an der Seite und ließ ihn im Gras landen, im rechten Winkel zur Richtung, in die sein Gewehr geschleudert wurde. Er war kaum am Boden, als der Büffel mit bebenden Flanken, wild funkelnden Augen und weißem, schaumigem Speichel, der aus seinem Maul troff, über ihm stand.

Wie es genau geschah, konnten weder Cameron noch Polly sagen, aber Tatsache bleibt, dass es Cameron – nachdem der Büffel ihm einige bösartige Stöße versetzt hatte – gelang, seine Arme um dessen kurze Vorderbeine zu schlingen und sich eng unter die breite Brust zu ziehen, wobei er sich mit bewundernswerter Kraft und Mut festhielt. Cameron ist ein gut gebauter Schotte, etwa fünf Fuß elf Zoll groß und, obwohl etwas kräftig, sehr stark. Was der Büffel auch versuchte, es gelang ihm nicht, seine Hörner unter ihn zu bekommen; er konnte nur mit den Hornkurven zustoßen und gelegentlich mit den Spitzen nachhelfen, was jedoch schlimm genug war.

Die ganze Zeit über schrie Cameron: „Erschieß den Kerl, Polly! Erschieß den Kerl!“ Schließlich, nach allerlei verzweifelten Bewegungen, gelang es dem Büffel, sich zu befreien und Cameron unter einen umgestürzten jungen Baum vor einem dichten Dickicht aus dornigem Gestrüpp zu schleudern, wo er völlig zusammengesunken liegen blieb.

Während Cameron seinen Kampf um Leben und Tod mit dem Büffel führte – was hier so viele Worte zur Schilderung benötigt, in Wirklichkeit aber in wenigen Minuten vorbei war –, hatte Polly sich aufgerappelt und feuerte bald mit einem alten Martini-Henry-Gewehr in ziemlich wahlloser Weise drauflos. Glücklicherweise kam jedoch genau in dem Moment, als der Büffel Cameron von sich schleuderte, Cecil Emmett um das dornige Gebüsch herumgelaufen, in dem Cameron lag, dicht gefolgt von Gobotoo, der sein Mauser-Gewehr trug, gerade noch rechtzeitig, um einen guten Schuss auf die rechte Schulter des völlig rasenden Tieres abzugeben, als es erneut auf Cameron losging. Mit einem Krachen stürzte es in seinen Läufen zusammen, und noch bevor es sich wieder erheben konnte, peitschten die Schüsse von Gobotoo und Polly fast im selben Moment durch den Wald; und der bösartige, zähe alte Bulle lag tot da, den Kopf immer noch Cameron zugewandt und kaum einen Yard von ihm entfernt.

Cameron, der bei Bewusstsein, aber naturgemäß ziemlich mitgenommen war, schrie beim Anblick Emmetts: „Wo ist der Kerl?“ Und als man ihm mitteilte, dass der Büffel tot sei, sagte er zu Emmett: „Gib ihm noch einen Schuss.“

Der arme alte Cameron bot einen jämmerlichen Anblick, als man ihm unter dem umgestürzten Baum hervorhalf. Sein Gesicht war eine einzige Masse aus Blut und Schmutz, seine Hände waren geschwollen und blutverschmiert, seine Kleidung zerrissen und blutig. Er hatte Schmerzen im ganzen Brustbereich und am Rücken, doch Cecil glaubte nicht, dass Rippen gebrochen waren, obwohl sein Körper schwere Prellungen aufwies. Eine Untersuchung seines Gesichts ergab einen tiefen Schnitt von der Kinnspitze über die linke Wange bis kurz unter das Ohr, der teilweise den Kieferknochen freilegte, sowie mehrere andere Schnitte, von denen jedoch keiner sehr schwerwiegend war.

Nachdem die Wunden in einem nahe gelegenen Bach ausgewaschen und diejenige an seiner Wange verbunden worden war, machten sich Emmett und Polly – Cameron stützend, der tapfer darauf bestand zu gehen – auf den Weg zum etwa zwei Meilen entfernten Lager. Sie erreichten es nach vielen Pausen; und bald darauf hatte Cameron einen ordentlichen Schluck alten schottischen Whiskys getrunken, und Emmett hatte den Medizinkasten hervorgeholt, die Wunden versorgt und verbunden und es ihm im Zelt so bequem wie möglich gemacht. Polly wurde zu Pferd nach Nongoma geschickt, um zu versuchen, einen Arzt zu holen, und Gobotoo kehrte mit ein paar Jungen zum Büffelkadaver zurück, der mit Gras vor den suchenden Augen der Geier abgeschirmt worden war, um ihn zu häuten und einzubringen.

Wir konstruierten eine Art Stuhl, der mit Streifen aus roher Büffelhaut zwischen zwei langen Stangen aufgehängt war, und ließen unseren Freund mithilfe von zehn ortsansässigen Eingeborenen zu Croslys Anwesen auf dem Gipfel des Magowie-Berges tragen. Die Jungen hatten alle Hände voll zu tun, denn obwohl die Entfernung nur acht oder zehn Meilen betrug, war das Gelände unwegsam und gebirgig. Crosly erklärte sich freundlicherweise bereit, Cameron in seinem Haus zu pflegen. Nachdem Emmett und ich ihn dort wohlbehalten untergebracht hatten, begaben wir uns zu unserem etwa eine Meile entfernten Hauptlager.

Polly hatte das Glück, in Nongomo einen Militärchirurgen zu finden, der nach ein paar Tagen eintraf und uns versicherte, dass keine inneren Verletzungen vorlägen und dass Cameron in einer Woche oder zehn Tagen wieder auf den Beinen sein würde, sofern er sich vollkommen ruhig hielt. Nach zehn Tagen war Cameron bereits in der Lage, auf seinem Pony zu sitzen, und noch bevor ein weiterer Monat vergangen war, befand er sich wieder in Johannesburg – ohne bleibende Schäden durch sein außergewöhnliches Erlebnis, jedoch mit einer stattlichen Narbe auf seiner sonnengebräunten Wange.

KAPITEL XVI

EINE REISE ZUM ST.-LUCIA-SEE

Tegweeni-Hügel – Baldwins alte Jagdgründe – Bumbane – Kudu und Bergriedbock geschossen – Ein Diamantenschürfer – Fossilien – Eine Partie Whist – Der St.-Lucia-See und die Ebenen von den Lebombo-Bergen aus – Ein Ritt über die Ebenen – Von Panik ergriffene Einheimische – Croslys Kaffir-Handelsposten – Gutes Viehland – Eine Riedbockjagd – Ein Schwede, der John Dunn kannte – Besuch des Sees – Eine Missionsstation – Szene auf dem See – Seekrokodile.

Nachdem wir unseren Wagen auf dem Gipfel des Magowie-Berges zurückgelassen hatten, etwa zwanzig Meilen Luftlinie vom nächsten Punkt des Sees entfernt, machten Cecil Emmett und ich uns in Begleitung von Crosly eines Morgens zu Pferd auf den Weg nach Bumbane (wobei wir beschlossen, das Risiko einer Begegnung mit der Tsetsefliege einzugehen). Bumbane war einer von Croslys Handelsposten auf einem Ausläufer der Lebombo-Berge.

Wir stiegen den Berg auf einem alten Pfad hinab, auf dem gelegentlich Wagen mit Waren aus Durban die Küstenebenen heraufkamen; dann durchquerten wir das offene Gelände am Rande der bewaldeten Ebene, die sich zwischen den Bergen und dem Tegweeni-Hügel erstreckt. Als wir uns dem Hügel näherten, deutete Cecil Emmett auf eine Stelle, an der er zehn Jahre zuvor ein Schwarzes Nashorn erlegt hatte. W. C. Baldwin hatte 1855 in der Nähe dieses Hügels glänzendes Jagdglück. Er berichtet[1], fünf Schwarze Nashörner, einen alten Büffel und ein Wildschwein gesehen zu haben, die im Umkreis von dreihundert Yards um sein Zelt grasten, und am nächsten Tag mehrere Weiße Nashörner in der Nähe des St.-Lucy-Flusses, bei dem es sich übrigens offensichtlich um den Hluhluwe handelt.

Nachdem wir einige Kraals nahe der Basis des Tegweeni passiert hatten, wandten wir uns leicht nach links und hielten auf die fernen Lebombo-Berge zu. Ich ritt den alten „Ton“, ein hervorragendes Jagdpferd, das mir mein Freund J. T. für die Reise geliehen hatte.

[1] *African Hunting and Adventure (3. Aufl. 1894), S. 120.*

aus Johannesburg. Nach seiner gründlichen Ruhepause auf den grünen Hügeln nahe unserem Hauptlager war „Ton“ munter wie ein Fisch im Wasser – zeitweise sogar etwas zu munter; denn kaum klapperten die mit Biltong (Trockenfleisch), Patronen und Tabak gefüllten Satteltaschen gegen seine Flanken, preschte er in rasendem Tempo durch Akazienhaine und dorniges Gestrüpp davon, ohne im Geringsten auf mich Rücksicht zu nehmen.

Nach einem vierstündigen Ritt über die Umsindusi-Ebenen erreichten wir Bumbane, das auf einem Ausläufer der Lebombo-Berge liegt und den St.-Lucia-See sowie dessen bewaldete Ebenen überblickt. Unterwegs sahen wir mehrere kleine Kudurudel und schossen eine Kuh sowie einen Bergriedbock in den Ausläufern von Bumbane. Wir sahen viele Paviane, von denen einige eine immense Größe hatten.

In Bumbane trafen wir einen Herrn Green, der nach Diamanten schürfte. Er hatte einen Schacht abgeteuft und versicherte uns, dass er auf die echte blaue, diamanthaltige Erde von Kimberley gestoßen sei; und obwohl es ihm noch nicht gelungen war, Diamanten zu entdecken, schien er sehr hoffnungsvoll bezüglich eines endgültigen Erfolgs zu sein. Ich bedauere, dass wir nicht in der Lage waren, das Gelände zu besichtigen. Einmal passierten wir den Schacht, mussten jedoch den Hügel hinaufeilen, da sich schnell ein Gewitter zusammenbraute und wir Bumbane erreichen wollten, bevor es losbrach. Am Hang des

Hügels, an dem er zu dieser Zeit arbeitete, jedoch weiter südlich, befindet sich eine fossilführende Ablagerung von Muscheln und Holz. Ich sammelte mehrere interessante Stücke.

In jener Nacht spielten wir, mit Green als vierten Mann, ein paar Partien Whist, die nicht weniger vergnüglich waren, nur weil wir uns in einer kleinen Hütte in den wilden Lebombo-Bergen befanden. Am nächsten Morgen waren wir früh auf den Beinen und brachen zum See auf, dessen Entfernung von Bumbane auf etwa sechzehn Meilen geschätzt wird.

Als ich auf dem Kamm des Hügels stand, bevor wir in die darunter liegenden Ebenen hinabstiegen, konnte ich nicht umhin, die Wildheit der Szenerie zu bewundern. Ein paar verkümmerte Lala-Palmen waren am Fuße des Hügels verstreut; dahinter erstreckte sich lichter, struppiger Bewuchs, der allmählich immer dichter wurde; und in der Ferne, während der Blick über die weite Ausdehnung der Ebene schweifte, erstreckte sich eine dunkle Masse von Bäumen nordwärts bis über die Grenzen von Amatongaland und südwärts, bis die niedrige Hügelkette nahe dem Hluhluwe-Fluss am Horizont aufstieg; vor uns vermischte sich das blaue und ferne Wasser des Sees mit den dunklen Umrissen der Baumwipfel, bildete hier eine kühne Kurve und dort eine Wasserfläche, die einen Ausläufer weit in die dunkle Masse hineinschob. Jenseits des Sees verlief eine Kette blauer Hügel von Norden nach Süden. Während man auf diese friedvolle Szene hinabblickte, konnte man in der Fantasie fast den mächtigen Indischen Ozean tosen hören, wie seine meilenlangen Brecher jenseits der blauen Bergkette gegen das Ufer schlugen.

In der ersten halben Stunde nach dem Abstieg vom Hügel bahnten wir uns ohne größere Schwierigkeiten unseren Weg durch die Bäume, doch danach wurde der Busch viel dichter, und es war keine leichte Aufgabe, den Wildfährten zu folgen, ohne vom Kurs abzuweichen. Einmal verlor Crosly, der dieses Buschstück schon zuvor durchquert hatte, ein wenig die Orientierung, doch schließlich stießen wir auf einen Fußpfad, der uns zu dem Kraal führte, den wir angestrebt hatten. Wir stellten fest, dass das Land nicht so eben und flach war, wie wir es von den Bumbane-Hügeln aus beurteilt hatten.

Es gab hier und da leichte Erhebungen und Senken, doch von keiner der erstere ließ sich ein Blick auf die Umgebung erhaschen, so überwachsen war alles mit struppigen Dornenbäumen. Diese Bäume sind aufgrund ihrer großen, scharfen Dornen und der dichten, schirmartig ausgebreiteten Äste sowie des massiven Unterholzes um ihre Stämme herum sehr schwer zu erklettern. Wehe demjenigen, der sich während der Trockenzeit in den Ebenen des St.-Lucia-Sees verirrt.

Nachdem wir den Kraal verlassen hatten, begegneten wir einem halben Dutzend eingeborener Frauen, die große irdene Wassertöpfe auf ihren Köpfen trugen. Bei unserem Anblick verschwanden sie sofort mit Rufen wie „Mai mamo!“ im Busch zu beiden Seiten des Pfades, und trotz unserer Beteuerungen, dass wir Freunde seien, blieben sie in ihrer Deckung und kamen nicht heraus. Möglicherweise waren die Pferde „Dinge“, die sie sich in ihrer Philosophie niemals hätten träumen lassen, was ihre überstürzte Flucht erklären mochte. Vier Stunden nach dem Verlassen von Bumbane traten wir aus dem Busch in ein wunderschönes, offenes Grasland mit hier und da wachsenden Lala-Palmen. Ungefähr zwei Meilen weiter lag der See; doch etwa eineinhalb Meilen davor hielten wir vor einem kleinen Blechladen an, in dem Croslys Angestellter ein lukratives Geschäft betrieb. Während wir den Buschgürtel durchquerten, sahen wir kein Wild. Die einzige Fährte, die mir auffiel, war die des kleinen *'mkumbi* (Natal-Rotducker: *Rooi-bosch-bokje* der Buren: *Cephalophus natalensis*). Das Gras war jung und reichlich vorhanden, und unsere Pferde, die sich im trockenen sandigen Boden gewälzt und an einer etwas entfernten Vley ordentlich getrunken hatten, fressen zufrieden die zarten Triebe.

Achtzehn Monate zuvor hatte Crosly versuchsweise etwa hundert Stück Vieh an diesen Ort gebracht, und er versicherte uns, dass er noch nie erlebt habe, dass Vieh so gut gedeihe. Er glaubte fest an den Streifen offenen Graslandes zwischen dem See und dem Busch für die Rinderzucht. Die Tsetsefliege beschränkt sich auf den Busch und andere Regionen, in denen Büffel und Großwild vorkommen, und ist, wie ich hörte, in diesem Landstrich noch nie in Erscheinung getreten. Die meisten Einheimischen besitzen Vieh, und wie man mir mitteilte, waren Krankheiten unter ihnen bis 1896 fast unbekannt. Zu dieser Zeit wurden von einem Eingeborenen aus dem Norden einige Ochsen eingeschleppt, die an Lungenseuche litten, und die Krankheit breitete sich mit verheerenden Folgen aus. Alles Vieh, das ich in den Seeregionen sah, war in gutem Zustand.

Am Nachmittag brachen wir alle in verschiedene Richtungen auf, um zu versuchen, etwas für den Topf zu erlegen; doch Crosly, der eine Riedbockkuh schoss (wir nennen in Südafrika alle Antilopen „Böcke"), war der Einzige, der nicht mit leerer Tasche ins Lager zurückkehrte. Ich war ein paar Meilen am Rande des Busches entlanggegangen und hatte mich ständig umgesehen, um mir die Merkmale des durchquerten Geländes einzuprägen – eine Vorsichtsmaßnahme gegen das Verirren –, als ich auf dem Gipfel eines niedrigen Sandrückens, ein Dutzend Schritte von meinem Standort entfernt, den Kopf eines Riedbockrammlers sah, der flach gegen den Boden gepresst war, die Hörner zurückgeworfen, und mich mit seinen sanften dunklen Augen aufmerksam beobachtete.

Einen kurzen Moment lang stand ich da und betrachtete das wunderschöne Haupt, dann sprang der Bock auf die Beine und verschwand rasch aus der gefürchteten Gegenwart des Menschen. Von den vielen anmutigen Haltungen des Riedbocks kenne ich keine schönere als jene, die er einnimmt, wenn er überrascht wird und keine Zeit mehr hat, sich davonzustehlen; er kauert sich dem Feind zugewandt mit ausgestrecktem Hals nieder, den Kopf dicht an den Boden gepresst und die Ohren zurückgelegt, in der Hoffnung, nicht gesehen zu werden, und doch bereit, mit Blitzesschnelle davonzuschießen. Bei einer Gelegenheit, als die Vorratskammer leer war und wir eine Anzahl hungriger Jungen hatten, die auf Nahrung von uns angewiesen waren, ritt ich fast auf eine so kauernde Riedbockkuh auf; und ich gestehe, dass es fast mit einem Anflug von Bedauern geschah, als ich den Abzug meines Gewehrs drückte und sie vom Sattel aus erlegte.

Jene Nacht schliefen wir in der Hütte, und der Abend verging angenehm mit dem Erzählen von Jägerlatein. Ein rotbärtiger Schwede, den wir dort zufällig trafen, erzählte uns viele Geschichten über John Dunn und seine Jagdabenteuer in Zululand in den frühen Tagen. Der Schwede war keine schlechte Gesellschaft, vorausgesetzt, er behielt seine Stiefel an – zumindest bemerkte Cecil Emmett dies später; und er musste es wissen, denn er schlief in jener Nacht neben ihm.

Die nächsten zwei Tage verbrachten wir unten am See und hatten einiges Jagdglück mit Flusspferden. Da wir einen weiteren Blick über den See in Richtung Süden gewinnen wollten, machten Cecil Emmett und ich uns eines Tages zu Pferd auf den Weg zu einer Missionsstation, die sich, wie man uns mitteilte, etwa sechs Meilen entfernt befand. Es war sehr angenehm, über die Ebenen mit ihren verstreuten grünen Bäumen zu galoppieren. Im Sommer muss das Land mit seinem Teppich aus Blumen wunderschön sein, denn selbst im Winter fielen mir mehrere hübsche Blumen und blühende Sträucher auf. Wir passierten mehrere Kraals und sahen etwas Vieh, alles von der widerstandsfähigen kleinen Zulu-Rasse, aber nur wenige Riedböcke. An einem der Kraals war ich überrascht, ein junges Mädchen zu sehen, das mit Muscheln und einem seltenen Armreif geschmückt war, ansonsten aber in „eingeborener Nacktheit" herumlief.

Nach etwa anderthalbstündigem Ritt erreichten wir einen Handelsposten nahe der Missionsstation. Hier erspähte Emmett mit seinem gewohnt scharfen Auge ein Paar missgebildeter Buschbockhörner, die im Reetdach einer Hütte steckten und die er für bloßes Fragen erhielt. Dieser Laden sowie die etwas weiter entfernte Missionsstation liegen auf einem leicht erhöhten Landvorsprung, der in den See hineinragt. Beim Abstieg zum Wasserrand passierten wir mehrere Lichtungen im Busch, auf denen Kürbisse und anderes Gemüse wuchsen. Hohe, schattige Bäume mit glänzend grünen Blättern erstreckten sich den Hang hinunter bis auf wenige Meter an den Wasserrand. Um uns ein besseres Bild von der Ausdehnung der vor uns liegenden Wasserfläche zu machen, bahnten wir uns vorsichtig einen Weg durch die Vegetation. Wir traten auf die schwammigen Massen trockenen Schilfs, die an dieser Stelle an das Ufer getrieben worden waren, und gingen etwa zwanzig Schritte vom Ufer weg, als sich unseren Augen ein prächtiger Anblick bot.

Südwärts erstreckte sich eine ununterbrochene, klare Fläche ruhigen Wassers bis zum Horizont, doch im Norden konnten wir das Ufer ausmachen. Direkt gegenüber war das Gestade mit seinem Saum aus dunklem Busch deutlich sichtbar, und dahinter eine lange Hügelkette, die weit im Süden zu einem purpurnen Streifen zusammenschrumpfte. Etwa eine Meile vom Ufer entfernt befand sich eine lange Schilflinie mit einer Lücke oder einem Kanal in der Mitte; das Ganze sah aus der Ferne wie zwei lange, schmale Inseln aus.

Der Missionar informierte uns, dass der See sechzig Meilen lang sei, in der Breite zwischen sechs und achtzehn Meilen variiere und eine maximale Tiefe von – ich glaube, er sagte – zwölf Fuß aufweise. Am Nachmittag statteten wir dem Missionar einen Besuch ab. Wir fanden ihn damit beschäftigt, den Bau einer neuen Kirche und Schule zu beaufsichtigen. Das Holzgerüst war gut mit Bolzen gesichert, mit Draht im Boden verankert und sollte, wie ich glaube, mit Binsen gedeckt werden. Es gab ein gutes Boot auf dem Gelände, aber es war seit seiner Probefahrt auf dem See nie mehr benutzt worden; denn als mehrere Flusspferde drohten, es zum Kentern zu bringen, wurde der Bug sofort wieder dem Ufer zugewandt. Ich bedauere, dass unsere Zeit zu begrenzt war, um eine Segelpartie darin zu unternehmen; ich stelle mir vor, dass nichts angenehmer hätte sein können.

Das Wasser des Sees ist so *braak* (salzhaltig), dass es ungenießbar ist. Er wimmelt von Krokodilen, und Flusspferde werden nicht selten gesehen. Es ist eine merkwürdige Tatsache, dass die Einheimischen keine Angst vor den Seekrokodilen haben. Sie waten oft bis zur Taille tief an einer Stelle hinüber, an der das Wasser seicht und nur ein paar Meilen breit ist, um einen Kraal auf der anderen Seite zu besuchen, und die Frauen gehen weit ins Wasser hinaus, um bestimmte Wasserpflanzen zu sammeln; aber es heißt, sie würden niemals behelligt. Dies ist umso auffallender, wenn man bedenkt, dass ein Zulu sehr vorsichtig ist, wenn es darum geht, in eine der Lagunen, Tümpel oder Flüsse im Binnenland zu steigen, da er eine heilsame Furcht vor den Krokodilen hat, die in deren dunklen Wassern lauern. Falls dieser Temperamentsunterschied zwischen den Fluss- und Seekrokodilen in Zululand tatsächlich existiert, wäre es recht interessant, die Ursache zu erfahren. Möglicherweise liegt es daran, dass jene im See einen reichlichen Vorrat an Fischen haben und es daher nie darauf angelegt haben, einen Kampf mit dem Menschen auszufechten; oder es mag sein, dass das Wild wegen des *braak* Wassers nicht am See trinkt und seine Krokodile daher nicht die Gewohnheit entwickelt haben, große Tiere zu fangen, wie sie es in den Flüssen und Süßwassertümpeln getan haben, wo sie dazu übergegangen sind, auch Menschen zu schlagen.

Ich bezweifle, ob das Vorhandensein von Salz den angeblichen Unterschied erklären kann. Dennoch ist es vielleicht bemerkenswert, dass ich von dreißig ortsansässigen

Eingeborenen nur einen einzigen – und das erst nach beträchtlichem Zureden – dazu bewegen konnte, in eine kleine Süßwasserlagune zu steigen, die durch einen sumpfigen Gürtel mit dem See verbunden war, um einen Flusspferdkadaver an das Ufer zu bringen; die anderen sagten, sie hätten Angst vor den Krokodilen. Dieselben Männer wären, davon bin ich überzeugt, bereitwillig in das Wasser des Sees selbst gestiegen, um ein fettes Flusspferd an Land zu bringen.

KAPITEL XVII

FLUSSPFERDJAGD IN ZULULAND – SJAMBOKS – PAVIANE

Verbreitung von Flusspferden – Erhaltung der Bestände – Enormes Schlachten in frühen Tagen – Ein Jagdtag – Flusspferd geschossen – Schwierigkeiten, es an das Ufer zu bringen – Eine große Versammlung von Einheimischen – Ein gutes Frühstück – Flusspferdfleisch und -fett – Gutes Essen – Sehr geschätzt am Kap vor zwei Jahrhunderten – Fötales Flusspferd – Herstellung von Sjamboks – Rückkehr zum Wagen – Jagd auf Paviane.

Flusspferde kommen in Zululand immer noch in geringer Zahl in den Unterläufen der Flüsse Umfolozi, Umhlatuze, Hluhluwe und Mkuze sowie im St.-Lucia-See und einigen Lagunen vor. Ich fürchte jedoch, dass sie in diesen Gegenden praktisch ausgestorben sein werden, lange bevor ihre Artgenossen im sumpfigen Land zwischen den Flüssen Sambesi und Pungwe verschwinden. Da weite Gebiete von Zululand für Menschen vollkommen gesund sind, werden diese interessanten Überlebenden aus dem Pleistozän, wie ich befürchte, vor dem Fortschreiten der Kolonisation weichen müssen. Das Flusspferd wird große Verwüstungen unter den Ernten der Siedler anrichten und, wie es in Natal der Fall war, nicht länger geschützt werden.

Bisher wurde Zululand fast ausschließlich von Einheimischen und Wild bewohnt; nur wenige Kolonisten haben sich im Land niedergelassen, und abgesehen von einigen Händlern, die Pachtgrundstücke von der Krone erhalten haben, sowie Missionaren, ist der größte Teil des Landes nicht von Weißen bewohnt. Nun, da Zululand in die Kolonie Natal eingegliedert wurde, lässt sich nicht absehen, wie lange es dauern wird, bis der Siedler Einzug hält, woraufhin die schnelle Ausrottung der schönen Fauna, die heute streng geschützt ist, fast sicher folgen wird. Kann man es uns, die wir die wilden Tiere unseres Landes lieben, verübeln, wenn wir die heimliche Hoffnung hegen, dass noch viele Jahre vergehen mögen, bevor Zululand (das heißt, jene Gebiete, die nicht ausschließlich für die Einheimischen reserviert sind) in Farmen aufgeteilt wird und dass der Vormarsch der grausamen Zivilisation in diesem kleinen Winkel des großen afrikanischen Kontinents aufgehalten und verzögert werden möge? Denn sicherlich wird der Kolonist, kaum dass er sich im Land etabliert hat, einen Schrei gegen die Erhaltung des Wildes erheben, selbst in festgelegten Gebieten; er wird argumentieren, dass die Tsetsefliege so lange bleiben wird, um seine Gespanne von Trekochs zu töten, wann immer er auf seinem Weg von oder nach Durban die Küstenregionen durchqueren muss, wie Büffel, Gnus, Wasserböcke, Nashörner und andere große Tiere erhalten bleiben.

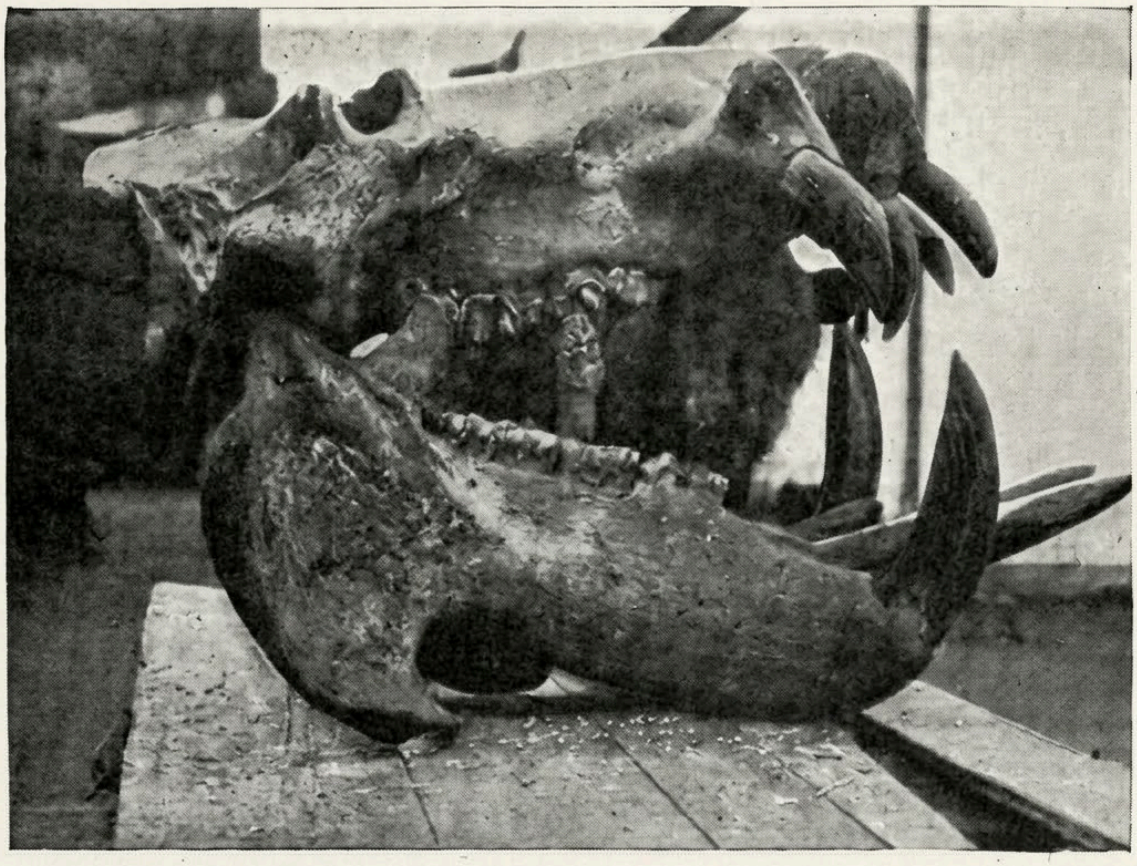


Photo by] [*the Author.*

SKULL OF AN ENORMOUS HIPPO, WITH HEAD OF AN IRISH TERRIER BETWEEN THE JAWS.

Das Flusspferd, so wird er sagen, muss weichen, da es seine Zuckerrohrplantagen zerstört und seine Ernten frisst. So wird der Siedler die Oberhand gewinnen und Zululand seiner seltenen und wunderschönen Wildtiere beraubt werden. Es mag gut sein, dass der weiße Mann sich in jenen Gegenden niederlässt, doch sicherlich kann eine aufgeklärte Regierung ein System entwerfen, welches die Besiedlung des Landes mit der Verhinderung des Aussterbens seltener wilder Tiere vereinbar macht. Es ist aufrichtig zu hoffen, dass die Regierung von Natal die vier derzeit bestehenden speziellen Wildreservate – Hluhluwe, Umsindusi, Umfolozi und St. Lucia – weiterhin respektieren wird, die zum größten Teil in dem Gürtel tiefliegenden Landes zwischen den Bergrücken und den Ufern des St.-Lucia-Sees und des Meeres liegen, Gebiete, die für eine Besiedlung durch Europäer völlig ungeeignet sind.

Es ist kaum verwunderlich, dass das Flusspferd heute nur noch spärlich vorkommt, wenn man für einen Moment das massenhafte und rücksichtslose Abschlachten betrachtet, das von 1840 bis in die jüngste Zeit stattfand. W. C. Baldwin[1] berichtet, dass im Jahr 1853 ein gewisser George Shadwell und seine Gruppe nicht weniger als einhundertfünfzig Flusspferde und einundneunzig Elefanten in jenem Land töteten. Er selbst und seine Gruppe schossen auf einer Reise fünfundfünfzig Flusspferde. John Dunn, der viele Jahre in Zululand lebte, Anführer einer beträchtlichen eingeborenen Gefolgschaft war und in hoher Gunst beim Zulu-König Cetshwayo stand, tötete in diesem Land vielleicht mehr Wild als jeder andere Jäger.

Hunderte von Flusspferden fielen jährlich seinem Gewehr zum Opfer. In einem kleinen Buch, das seine Aufzeichnungen enthält, finde ich die folgende Aussage: „Die beste

Strecke, die ich je machte, war eines Morgens vor zehn Uhr – dreiundzwanzig Seekühe (Flusspferde). Man sollte meinen, dass bei all diesen Kadavern eine große Verschwendung herrschte, aber nicht ein bisschen ging verloren. Die Eingeborenen rund um die St.-Lucia-Bucht kamen zu Hunderten herbei und trugen jedes kleinste Stück Fleisch fort. Ich schoss gut an jenem Tag. Ich nahm sechsunddreißig Patronen mit und zwei in meinem Gewehr. Ich brachte sechs zurück und zwei in meinem Gewehr, wobei ich die dreiundzwanzig mit dreißig Schüssen tötete."

Er fährt fort: „In jener Saison tötete ich mit meinem eigenen Gewehr zweihundertunddrei Seekühe, neben einer Menge anderem Wild, und war vom Tag des Aufbruchs an nur weniger als drei Monate unterwegs." Alte Eingeborene in Zululand und ein weißer Mann, den ich einmal traf und der früher mit Dunn zu jagen pflegte, haben mir viele außergewöhnliche Berichte über sein Schlachterwerk gegeben. Präzises Schießen ist erforderlich, um ein Flusspferd zu töten, und

[1] *African Hunting and Adventure (3. Auflage, '94), S. 20, 54.*

[2] *John Dunn, Cetywayo, and the Three Generals, herausgegeben von D. C. F. Moodie (1886), S. 26.*

man muss beim ersten Schuss besonders vorsichtig sein, denn danach sind, obwohl das Tier vielleicht kampfunfähig ist, nur noch sehr schnelle und schwierige Schüsse möglich, was oft das Verschießen von viel Munition erforderlich macht. Baldwin und zwei Freunde feuerten bei einer Gelegenheit, nachdem sie eine Flusspferdkuh teilweise betäubt hatten, sechzehn Kugeln – sieben auf das Pfund – in verschiedene Teile ihres Kopfes, bevor sie verendete. Eine fast ähnliche Erfahrung machten wir in Zululand.

Als wir eines Morgens kurz nach Sonnenaufgang Croslys Blechhütte verließen, ritten wir in Richtung einiger Lagunen im Nordosten, wo uns die Einheimischen versicherten, Flusspferde zu finden. Ein halbstündiger Ritt über eine offene Grasfläche, auf der es von Riedböcken wimmelte, brachte uns zu einem Amatonga-Kraal. Als bekannt wurde, dass wir auf der Suche nach Flusspferden waren, erklärten sich zwei Einheimische sofort bereit, uns zu einem ihrer bevorzugten Aufenthaltsorte zu führen.

Sie leiteten uns mit vielen Wendungen und Windungen durch das lange Gras und zwischen den vielen kleinen Sümpfen und Lagunen hindurch, welche die Gegend nahe den Ufern des Sees prägen, bis wir beim Erklimmen eines niedrigen Sandhügels mehrere dunkle Punkte auf einer viertel Meile entfernten Lagune ausmachten, von denen man uns mitteilte, es seien Flusspferdköpfe. Wir stiegen ab, warfen den Jungen die Zügel unserer Pferde zu und rückten zu Fuß vor. Ich werde nie den Lärm vergessen, den die Flusspferde machten, als wir uns langsam im Schutz eines Schirms aus Schilf, Binsen und wunderschönem Papyrus näherten. Sie waren offensichtlich auf unsere Anwesenheit aufmerksam geworden.

In der Lagune, die etwa dreihundert Yards breit und siebenhundert lang war und an einem Ende durch ein schilfreiches Wasserstück mit dem See in Verbindung stand, befanden sich acht Flusspferde. Es wurde vereinbart, dass ich den ersten Schuss abgeben sollte. Was der zweitgrößte Kopf im Rudel zu sein schien, tauchte mit einem lauten Schnauben in etwa einhundertzwanzig Yards Entfernung an die Wasseroberfläche und lag mir eine Minute lang gegenüber. Ich zielte ruhig und betätigte den Abzug meiner kleinkalibrigen Mauser.

Das arme, getroffene Tier begann sofort auf schreckliche Weise herumzuspringen, wühlte den schlammigen Boden der seichten Lagune auf und schlug regelrechte Purzelbäume im Wasser, wobei es mal seinen Rücken und dann einen Fuß entblößte, während seine Gefährten rasch das dichte Schilf erreichten in Richtung des Sees. Sein wildes Ringen

dauerte nicht lange; bald begann es, alle ein oder zwei Minuten den Kopf aus dem Wasser zu strecken, um zu atmen, und ihn so schnell wie möglich wieder einzuziehen. Was es gelegentlich an echtem Jagdvergnügen beim Flusspferdschießen gibt, begann nun. In dem Moment, in dem der Kopf auftauchte, wurde gefeuert; aber es war keineswegs einfach, ihn zu treffen, da er wie ein Gummiball in einer Entfernung von einhundertzwanzig Yards auf und ab hüpfte.

Um näher heranzukommen, bahnten wir uns einen Weg durch den hohen Papyrus, wobei wir auf Wurzeln und verrottetes Pflanzenmaterial traten, bis wir schließlich eine Stelle etwa zwanzig Yards vom Ufer entfernt erreichten. Dort standen wir etwas unsicher auf den Wurzeln, mit gegrätschten Beinen und drei Fuß tiefem Wasser und Schlamm unter uns – mit der Aussicht, im Falle eines Angriffs des Flusspferdes in dieser misslichen Lage von einem Krokodil gepackt zu werden – und feuerten los, wann immer der Kopf weit genug aus dem Wasser ragte, um eine lebenswichtige Stelle zu entblößen.

Zwei von drei Malen, die es zum Atmen an die Oberfläche kam, zeigte sich nur die quadratische Schnauze, und natürlicherweise feuerten wir nicht, wenn keine Möglichkeit bestand, eine tödliche Wunde zuzufügen. Wir stellten fest, dass wir unsere Gewehre auf die Stelle gerichtet halten mussten, an der der Kopf zuletzt erschienen war, um rechtzeitig schießen zu können. Es war eine ermüdende Arbeit für die Arme, und die Distanz war groß. Diese Hindernisse trugen jedoch dazu bei, die Flusspferdjagd an diesem Tag zu einem guten Sport zu machen, obwohl uns das arme Tier leidtun konnte.

Cecil Emmett und ich waren mit unseren Mauser-Gewehren bewaffnet, aber Crosly benutzte eine sportliche Martini-Henry; und da unsere Waffen so präzise eingestellt waren, gelang es uns häufiger zu treffen als ihm. Schließlich schien eine Kugel eine schwerwiegende Wirkung zu haben, denn kaum war sie eingeschlagen, schwamm und tauchte das Flusspferd mit großer Geschwindigkeit in die Mitte der Lagune. Wir dachten, wir würden es verlieren; doch nachdem es etwa zwanzig Yards zurückgelegt hatte, hielt es inne und begann erneut, auf und ab zu bobs . Eine Kugel aus Cecil Emmetts Gewehr drang schließlich in das Gehirn ein und setzte den Leiden der armen Kreatur ein Ende, deren Kopf langsam unter dem Wasser verschwand. Wir waren froh, wieder trockenes Land zu erreichen. Bald hatten wir den Kessel über dem Feuer und unsere Pfeifen gestopft, um uns die Zeit zu vertreiben, bis unsere Beute zu schwimmen begann. Nach anderthalb Stunden erblickten wir den ersten Schimmer – einen Teil einer der Flanken, woraufhin der Kadaver rasch aufstieg, bis der Großteil einer Seite freilag. Ich war überrascht über die außergewöhnlich kurze Zeit, die der Körper unter Wasser geblieben war; doch die Tatsache, dass das Tier trächtig und in gutem Zustand war und das Wasser seicht und nicht sehr kalt, mag dies erklären.

Unser Gefecht lockte eine große Menge Eingeborener an den Ort, doch zunächst gelang es uns nicht, jemanden von ihnen zu überreden, ins Wasser zu gehen und den Kadaver an Land zu bringen; sie alle sagten, sie hätten Angst vor Krokodilen. Schließlich erklärte sich jedoch ein junger Bursche dazu bereit. Mit einem Assegai bewaffnet, watete und schwamm er zum Kadaver hinaus, konnte ihn jedoch nicht von der Schlammbank bewegen, auf die er getrieben war. Crosly folgte ihm daraufhin ins Wasser; doch auch ihre vereinten Anstrengungen blieben erfolglos.

Ein langes Seil aus Streifen der faserigen Blätter der Lala-Palme wurde dann von vielen Händen schnell gedreht. Der Junge, der zuerst versucht hatte, den Kadaver an Land zu bringen, befestigte schließlich ein Ende davon an einem der Beine des Flusspferdes. Es war amüsant zu sehen, wie dieser Bursche auf den schlüpfrigen Rücken kletterte und dann jäh auf der anderen Seite des aufgeblähten Körpers ins Wasser fiel, der – einmal von der Schlammbank befreit – wie ein Fass herumrollte. Es gab viele Blutegel, die an der

dicken Haut hafteten und von denen sich einige zum großen Missvergnügen des Jungen an seinem nackten Körper festsetzten.

Als ein Ende des Seils an Land gebracht war, begannen etwa dreißig der Eingeborenen mit Freudenschreien daran zu ziehen, und obwohl es mehrmals riss (oder sich vielmehr an dem einen oder anderen Knoten löste), wurde der Kadaver schließlich hoch und trocken ans Ufer befördert. Es war der einer sehr großen Kuh. Eine sorgfältige Untersuchung ergab, dass sechzehn Kugeln sie getroffen hatten, alle an verschiedenen Stellen des Kopfes, außer einer, die in den Knorpel des Rückens eingedrungen war. Als wir den Kadaver gelandet hatten, war die Sonne bereits im Untergehen begriffen, sodass wir ihn so beließen, ohne ihn aufzubrechen, da das Blut die Krokodile an die Stelle gelockt hätte während unserer Abwesenheit, und ritten zu unserer Hütte zurück, die wir spät in jener Nacht erreichten, da unser Führer uns in der Dunkelheit ein wenig vom richtigen Weg abgebracht hatte. Als wir am nächsten Morgen zum Kadaver zurückkehrten, fanden wir dort sicher sechzig erwartungsvolle Männer und Frauen versammelt, von denen jeder ein scharfes Messer oder ein Schneidewerkzeug irgendeiner Art bei sich trug; und es bereitete einige Mühe, die Menge davon abzuhalten, herbeizustürmen und den Kadaver in Stücke zu hauen.

Während ein halbes Dutzend Jungen die dicke Haut in langen Platten abzogen, um sie in Sjamboks zu verwandeln, den Kopf und die Füße abtrennten, das Fleisch viertelten und das Fett sammelten, musste einer von uns Wache stehen, um zu verhindern, dass sie Leckerbissen aus Fett oder Fleisch ins lange Gras oder einem Freund zuwarfen, und um die anderen zurückzuhalten. Während diese Arbeiten im Gange waren, entfachte Cecil Emmett mit dem Instinkt eines alten Jägers ein Feuer und grillte ein halbes Dutzend Fleischstreifen über der Kohle. Sobald wir dem jungen eingeborenen Häuptling der benachbarten Kraals ein riesiges Stück Fleisch und den Bauchstreifen der weißlichen Haut (die für Sjamboks fast unbrauchbar ist) überreicht und unter den Einheimischen so viel Fleisch verteilt hatten, wie wir entbehren konnten, machten wir uns daran und hielten ein gutes Frühstück.

Das Flusspferdsteak war ausgezeichnet, und der *Bezulu* (Palmwein), der uns vom Häuptling dargeboten worden war, war gut, wenn auch ziemlich stark und berauschend. Das Fleisch des Flusspferdes hat eine gesunde dunkelrote Farbe und den Geschmack von gutem Rindfleisch; das Fett, oft ein paar Zoll dick, mit etwas vom Aroma von Kudumark – wenn auch nicht so schwer oder gallig –, ist reinweiß und höchst köstlich. Man kann große Mengen davon essen, ohne sich jemals schlechter zu fühlen; tatsächlich lebte ich zwei Tage lang von *Bormu*-Fleisch[1], und obwohl ich immense Mengen verzehrte, spürte ich keine schädlichen Auswirkungen. Das Fleisch, von dem ich bereits sagte, dass es Rindfleisch ähnelt, ist stets so zart und hat einen so köstlichen Geschmack, dass ich es fast für hochwertiger halte als Kalbfleisch oder Rindfleisch oder jedes andere Fleisch, das man auf dem zivilisierten Tisch findet. Ich erinnere mich, wie ich vor vielen Jahren einem alten Buren zuhörte, der ein paar

[1] *Der Zulu-Name für Flusspferd; das Wort imvubu wird ebenfalls verwendet.*

Photo by] TROPHIES OF OUR ZULULAND TRIP. *[Mr. Wm. Harper.*

jungen Burschen vorschwärmte, „hoe lekker Zeekoe spek is“ („wie köstlich Flusspferdfett ist“), und ich dachte damals, er würde maßlos übertreiben in der Gewissheit, dass wir seine Aussagen niemals selbst auf die Probe stellen könnten; doch Jahre später musste ich zugeben, dass er recht hatte. Seit frühesten Zeiten werden das Fleisch und das Fett des Flusspferdes sehr geschätzt. Vor fast zwei Jahrhunderten schrieb Peter Kolbe: „Das Fleisch der Seekuh ist eine höchst köstliche Speise, ob geröstet oder gesotten. Es ist am Kap sehr begehrt und wird dort für zwölf Pence und manchmal für fünfzehn Pence das Pfund verkauft.“

Beim Zerlegen der Flusspferdkuh fanden wir ein kleines, ungeborenes Bullenkalb, das ich in einem großen Flaschenkürbis in einer starken Salzlake mit einem Schuss Whisky aufbewahrte. Mit einiger Mühe gelang es mir schließlich, es zum Wagen und letztlich nach Transvaal zu bringen, wo es im Nationalmuseum in Pretoria untergebracht wurde. Der kleine Kerl war vollkommen geformt, und seine Haut war bereits recht dick; sein Schwanz wies einige Borsten auf, aber seine Füße waren noch weich und von gelblich-weißer Farbe, und seine Augen waren natürlich geschlossen. Der Kopf war ein perfektes Miniatur-Abbild des eines ausgewachsenen Tieres und in meinen Augen außerordentlich ansprechend, ja sogar niedlich. Seine Gesamtlänge von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze muss unter zwei Fuß gelegen haben, aber ich habe es damals nicht nachgemessen.

Bevor ich es dem Museum übergab, bewahrte ich es mehrere Monate lang in Vryheid auf, wo ich damals wohnte, in einem großen Glaskasten mit Gin (dem besten Spiritus, den ich zu dieser Zeit in größeren Mengen bekommen konnte). Eines Nachts bekam der Kasten ein Leck, und als die alkoholischen Dämpfe mein Schlafzimmer erfüllten, erwachte ich und fragte mich für einen Moment, wieso ich in einer Schnapsbude geschlafen hatte.

Danach versenkte ich den lächelnden kleinen Kerl in einem Eimer voll Gin und gab den dekorativen Kasten auf. Es war im Monat August, als wir die Kuh schossen, aber es fällt mir schwer zu sagen, wann das Kalb geboren worden wäre – möglicherweise gegen Ende Oktober.

Vielleicht sind ein paar Worte zur Herstellung von Sjamboks aus Flusspferdhaut hier nicht unangebracht. Wie ich bereits sagte, wird die Haut normalerweise abgezogen in langen Platten von etwa achtzehn Zoll Breite vom Kadaver abgezogen und anschließend, noch im frischen Zustand, in lange, schmale Streifen geschnitten. Diese Streifen werden gewöhnlich etwas breiter als dick geschnitten und sind zwischen sechs und zehn Fuß lang. Um sie zu trocknen, wird an jedem Ende ein kleiner Schlitz eingeschnitten; dann werden sie an den Ast eines Baumes gehängt, wobei recht schwere Holzblöcke oder Steine daran befestigt werden, damit sie gerade bleiben.

Photo by] [*Mr. A. Cameron.*

ZULULAND TROPHIES.

Manche Leute schaben die dünne, äußere, schwärzliche Schicht der Haut nicht ab, aber ich habe es als ratsam befunden, dies entweder am ersten oder zweiten Tag zu tun, da sie wasserdicht ist und den freien Luftzutritt verhindert, sodass die Haut nicht gleichmäßig oder gründlich trocknet. Die Buren bereiten ihre Sjamboks in etwa auf die folgende Weise vor: Der harte Streifen, der vielleicht zehn Fuß lang, anderthalb Zoll dick und etwas breiter ist, wird in Wasser gelegt, bis er biegsam wird. Dann wird er grob in die gewünschte Form geschnitten und an den Querast eines Baumes gebunden, wobei ein Gewicht daran befestigt wird, um ihn gründlich zu dehnen. Nach dem Abnehmen wird er manchmal für einige Tage in frischen Rinderdung gelegt, dann herausgenommen und mit einem Holzschlägel geklopft, bis er rund und flexibel wird. Den letzten Schliff erhält er durch gründliches Einfetten, was durch Einreiben von Fett mit der Hand geschieht.

Ein *Achter-os-Sjambok* (Hinterochsen-Peitsche) hat gewöhnlich einen sehr dicken, fast unbiegsamen Griff von etwa drei Fuß Länge und verjüngt sich dann über weitere drei oder vier Fuß zu einem sehr geschmeidigen Ende. Wehe dem widerspenstigen Ochsen, den ein kräftiger Bure damit bestraft. Kein Transportfahrer in Südafrika, ob Holländer oder Engländer, reist jemals ohne seinen Sjambok, wenn sein Gespann aus Ochsen, Eseln oder Maultieren besteht.

Nachdem wir ein paar Tage am See verbracht hatten, machten wir uns auf den Weg zum Hauptlager, das wir am zweiten Tag erreichten. Da wir Cameron so weit von den durch den Büffel verursachten Wunden und Verletzungen genesen vorfanden, dass er wieder im Sattel sitzen konnte, beschlossen wir, so bald wie möglich die Heimreise anzutreten. Nach zwei Tagen harter Arbeit hatten wir den Wagen mit unseren Trophäen und dem Gepäck beladen und wandten unsere bärtigen Gesichter nach Westen.

Als der Wagen loszog, stieg ich in eine tiefe Schlucht hinab, in der ich eine Anzahl Paviane (*Papio porcarius*) schreien hörte, in der Hoffnung auf ein letztes Stück Jagdvergnügen. Als ich am Fuße des Hügels ankam, den ich mein Pferd hinuntergeführt hatte, stieß ich auf ein großes Rudel von ihnen. Ich wurde von meinem Vorstehhund „Grouse“ und einem Pointer begleitet; letzterer, der von den Einheimischen während meiner Abwesenheit im Tsetsefliegen-Gebiet völlig verzogen worden war, nahm sofort die Verfolgung auf und es gelang ihm, ein altes Weibchen auf einen Baum zu jagen.

Als ich mich dem Baum näherte, geriet sie in einen Zustand ungeheurer Angst und Erregung; sie wagte nicht hinunterzuspringen, aus Furcht vor den Hunden unter ihr, und doch gefiel ihr die Art nicht, wie ich mich ihr mit dem Gewehr in der Hand näherte; sie saß wahrlich „auf dem Baum fest“. Sie stieß schreckliche Schreie der Angst und Wut aus, die zwanzig oder dreißig ihrer Artgenossen an die Stelle lockten. Mehrere dieser „grimmigen Gesellen mit Satyrsgesichtern“ rückten bis auf zwanzig Schritte an mich heran, mit drohenden Blicken und unheimlichem Gebrüll und Gegrunze. Ich war mit einer Schrotflinte bewaffnet, hatte aber nur eine Ladung Posten (S.S.G. Schrot) und drei Rehposten dabei; der Rest meiner Patronen war mit Schrot Nr. 6 geladen. Mein Pferd wurde sehr unruhig, und die Hunde mochten, genau wie ihr *Baas*, den Lauf der Dinge überhaupt nicht.

Plötzlich machte das alte Weibchen einen Satz nach unten in die Freiheit, und ich konnte nicht widerstehen, sie vor den Hunden umzupusten. Ihre Gefährten wurden daraufhin noch kühner und vollführten einen höchst erschreckenden Lärm. Entschlossen, mich nicht von einem Haufen Paviane von meinem Posten vertreiben zu lassen, band ich mein Opfer schnell hinter den Sattel, bestieg mein Pferd und ritt auf sie zu, wobei ich auf den vordersten – einen gewaltigen alten Burschen – feuerte. Mein Angriff war zu viel für sie; sie brachen aus und flohen, und ich trat einen würdevollen Rückzug den Hang hinauf an.

Einige der Paviane im Lebombo-Gebirge erreichen eine ungeheure Größe. Sollte es einer Anzahl von ihnen in den Sinn kommen anzugreifen, wären sie höchst furchteinflößende Gegner. Unsere Rückreise nach Vryheid verlief ereignislos. Ich ging jeden Tag ein wenig auf die Vogeljagd, während ich ritt oder neben dem Wagen herging. Die letzten achtzig Meilen legten wir zu Pferd zurück und erreichten die Heimat am Nachmittag des zweiten Tages, nachdem wir den Wagen verlassen hatten.

KAPITEL XVIII

SPRINGBOCKJAGD

Eine Reise in der Großen Karoo – Jagd auf dem Weg – Die Karoo – Springböcke gesichtet – Ein Glückstreffer – Das altmodische Snider-Gewehr – Der charakteristische „Fächer" auf dem Rücken des Springbocks – Sein Nutzen – Ein Gefahrensignal – Nachtlager – Ein schöner Abend – Theron schießt einen Bock – Eine aufregende Jagd – Zur Strecke gebracht – Vogeljagd – Wilder Strauß – Ein Steinböckchen geschossen – Luftspiegelungen – Ein britisches Farmhaus – Ein angenehmer Abend – Ein improvisierter Tanz – Auf der Suche nach wilden Straußen – Ein Dutzend gesichtet – Ein wildes Gefecht – Ein Hahn fällt – Ein Wettlauf – Eine Überraschung – Ein gezähmter Vogel versehentlich erschossen.

Im nächsten Kapitel werde ich einen Bericht vorlegen, der hauptsächlich aus den Federn anderer stammt und von dem außergewöhnlichen Schauspiel der wandernden Springböcke handelt, wie man sie bei einer ihrer gewaltigen Migrationen sieht. Die Springböcke werden dort in zwei Klassen unterteilt: die *Trek-bokken* und die *Hou-bokken*, wobei letztere jene sind, die dauerhaft auf mehr oder weniger demselben Veld bleiben. Die *Hou-bokken* bieten vielleicht die feinste Antilopenjagd der Welt.

Ich beabsichtige nun, eine Skizze eines typischen zweitägigen Jagdausflugs in der Großen Karoo zu geben, etwa fünfzig Meilen westlich des einsamen kleinen Dorfes Fraserburg in der Kapkolonie. Eines frühen Morgens – es ist nun einige Jahre her – brachen Hendrik Theron, ein junger Holländer, und ich von diesem Dorf in einem zweisitzigen Cape Cart auf, das von zwei kräftigen kleinen Ponys gezogen wurde. Den ganzen Tag über reisten wir stetig voran und spannten alle zwölf oder fünfzehn Meilen für etwa eine Stunde aus, damit sich unsere Ponys im Karoo-Sand wälzen und hie und da einen Happen Kap-Hafer fressen konnten. Gelegentlich sahen wir ein paar *Vaal-knorhaan* (Kalahari-Trappe: *Otis scolopacea*) nahe der Straße, deren gräuliche Körper fast mit den mattbraunen *Schaap-boschjes* (Schafsträuchern) und dem Sand verschmolzen. Sie waren so töricht machten uns wie üblich durch ihre scharfen, krächzenden Rufe auf ihre Anwesenheit aufmerksam. Indem wir in einem immer enger werdenden Kreis langsam um sie herumfuhren, konnten wir stets in bequeme Reichweite gelangen; wenn wir dann zu Boden sprangen, erlegten wir gewöhnlich einen Vogel. Während wir weiterzogen, fügten wir unserer Strecke eine weitere Trappe hinzu, eine prächtige *Paauw* (Ludwigstrappe: *Neotis ludwigii*), die genau zwölf Pfund wog, sowie ein Paar Rebhühner, einen *Dikkop* (Kapkriel: *Burhinus capensis*) – ein ansehnlicher Vogel aus der Familie der Regenpfeifer – und mehrere Paare „Namaqua-Rebhühner" (Namaqua-Flughühner: *Pterocles namaqua*), die an einem Tümpel aus trübem Regenwasser tranken.

Die Sonnenstrahlen brannten heftig herab, und der trockene Sand reflektierte eine erstickende Hitze. Oft war kein lebendes Wesen auf der Ebene in Sicht. Die braunen, blattlosen Stoppeln der Karoo-Sträucher und hier und da ein *Doorn-bosch* (Dornenbaum) mit roten Beeren und nur einem Hauch von Grün erstreckten sich nach allen Seiten, während die flimmernde Luft in der unsicheren Ferne fantastische Formen annahm. Die beeindruckende, ununterbrochene Ebene mit der geraden sandigen Spur lag vor uns; im

Übrigen: „Die karge Erde und der brennende Himmel, und der leere Horizont ringsumher, ausgebreitet ohne lebendigen Anblick oder Laut."

Eine Stunde vor Sonnenuntergang befanden wir uns auf den Springbock-„Vlakten" (Ebenen) mit einem Rudel von etwa dreißig Böcken in der Ferne. Als wir bis auf vierhundert Yards an sie heran waren, sprangen wir zu Boden und legten uns im Schutz des Wagens nieder, während Ernest, unser farbiger Fahrer, die Pferde stetig weiterführte, als wolle er an ihnen vorbeifahren. Ich gab den ersten Schuss ab, wobei ich gedankenlos „ins Blaue" in die Herde zielte; doch noch bevor das alte Snider-Geschoss (.577) die Distanz überwunden hatte, bewirkte die warnende Rauchwolke, dass die schönen Tiere auseinanderstoben. Die Kugel wirbelte einen Staubkranz auf und pfiff über das Veld, während sich die Böcke in zwei Gruppen teilten und davonsprangen.

Theron feuerte ein paar Schüsse ab, traf jedoch nicht. Sechs der Tiere liefen im Gänsemarsch in etwa fünfhundert Yards Entfernung an unserer rechten Seite vorbei, und ich schoss auf den vordersten Bock, wobei ich nur ein oder zwei Yards vor ihn zielte. Zu meiner großen Freude lag dort, als der Rauch verflogen war, ein Bock (der hinterste!), der auf dem Rücken zappelte. Das Leittier hielt ein Stück weiter vorne inne und drehte sich halb um, verwundert darüber, warum sein Gefährte hinten wie wild um sich schlug; als es mich dann auf sich zulaufen sah, preschte es mit einem Schütteln seines prachtvollen Kopfes wieder davon über das grenzenlose Veld.

Als ich die Stelle erreichte, an der mein Bock – ein prächtiger junger Rammler – zappelnd lag, sah ich, dass er durch die Wirbelsäule geschossen worden war. Vorsichtig packte ich ihn an den Hörnern, schnitt ihm mit meinem Jagdmesser die Kehle durch und beendete seine Leiden; dann schwang ich ihn mir auf den Rücken und ging stolz, berauscht von meinem Erfolg (denn in jenen Tagen war ich noch ein Neuling), zu dem Wagen zurück – ungeachtet des schaurigen Anblicks, den ich mit meiner grauen Jacke, den Beinkleidern und den blutverschmierten Händen geboten haben muss.

Ernest und Theron, denen es nicht gelungen war, einen Bock zu erlegen, frotzelten mich damit, dass ich auf den vordersten gezielt und den hintersten Bock getroffen hätte; sie sagten, ich hätte ihn nicht erschossen, sondern er sei in die Kugel gelaufen. Ich beschloss auf der Stelle, beim nächsten Bock, der in einer Entfernung von fünfhundert Yards an mir vorbeilaufen sollte, viele Ellen weit vorzuhalten. Die Geschwindigkeit des Projektils des altmodischen Snider-Gewehrs ist unbedeutend und steht in merkwürdigem Kontrast zu der des modernen Mauser, Mannlicher oder Lee-Metford.

Der Fleck aus aufstellbarem weißem Haar, der sich vom Schwanzansatz ein Stück weit über den Rücken des Springbocks erstreckt, ist eigenartig und höchst interessant. Wenn das Tier nicht beunruhigt, erregt oder beim Spiel ist, ist diese Blesse (oft „Fächer" genannt) kaum wahrnehmbar, da sie gleichsam zusammengefaltet und teilweise von den braunen Haaren auf beiden Seiten verdeckt ist; doch in dem Moment, in dem Gefahr droht, wird der Fächer ausgebreitet, wobei das weißeste aller langen weißen Haare zum Vorschein kommt, und der Bock springt in die Luft, während er anmutig über die Ebene fegt.

Ich bin überzeugt, dass dieser Fächer das Gefahrensignal oder die „Flagge" des Springbocks ist, ähnlich dem weißen Schwanz des Wildkaninchens und möglicherweise dem weißen Fleck oder „Spiegel" auf dem Hinterteil des Buntbocks. In einem Artikel, der im *Badminton Magazine* erschien, sagt F. H. H. Guillemard[1], bezugnehmend auf diesen eigentümlichen weißen Fleck auf dem Hinterteil des Springbocks: „Ich weiß nicht, ob irgendeine andere Gazelle dieses besondere"

[1] *Badminton Magazine, Aug. '00, „Orange River Game in Old Days".*

Merkmal besitzt, aber Herr Holder beschreibt etwas Ähnliches beim Gabelbock (*Gabelantilope: Antilocapra americana*) und glaubt, dass es als Alarmsignal verwendet wird; aber dies ist, da bin ich mir ganz sicher, im Falle des Springbocks nicht die Erklärung." Er nennt jedoch weder den Grund für seinen Unglauben, noch versucht er, selbst eine Erklärung abzugeben.

Niemand, der von einem verborgenen Ort aus eine Herde äsender Springböcke sorgfältig beobachtet hat und sich dann plötzlich zeigte, kann übersehen haben, wie prompt die Fächer präsentiert werden und wie Herde um Herde weit draußen auf derselben Ebene sofort Anzeichen von Unruhe zeigt und ihrerseits ihre Flaggen gleichsam entfaltet, bis binnen kurzem alle in Sichtweite alarmiert und auf der Hut sind. Wenn der Springbock seinen Fächer öffnet, springt er in große Höhe in die Luft, daher sein Name. Dies ermöglicht es, die Flagge gewissermaßen am Mast zu hissen und von weitem gesehen zu werden. Diese Gewohnheit wird mit dem niederländischen Wort „pronken" bezeichnet.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir unseren Lagerplatz in der Nähe eines Tümpels mit rötlichem, schlammigem Wasser, wo wir unsere Ponys abschirrten, ihnen die Vorderbeine zusammenbanden (*knee-haltered*) und sie herumzulaufen und sich wälzen ließen. In der Zwischenzeit schnitten wir das mitgebrachte Futter klein und stellten die Krippe oder den Segeltuch-Futtertrog längs der Deichsel (*dissel-boom*) auf, die wir mit einer Querstange vom Boden abhoben. Dann wurde gesammelt, was wir an Holz finden konnten, ein Feuer entfacht und unser Abendessen zubereitet, während Ernest den Bock häutete und die Vögel säuberte.

Wir hatten an jenem Abend ein königliches Menü – Bovril-Suppe, gebratenes Rebhuhn, Springbock-Leber, *Carbonaatjes* (auf Kohlen gegrillte Koteletts) mit Gelee, braunes *Boeren-brood* (Burenbrot), frische Butter, Marmelade, Käse und Kaffee. Es war ein wunderschöner Abend nach dem heißen Tag, und es war angenehm, vor dem glühenden Feuer im Windschatten des Wagens zu sitzen und dem Knistern der Flammen, dem Zischen des Wildbrets auf den Kohlen und dem zufriedenen Kauen der Pferde an ihrer Krippe zu lauschen.

Kiewitjes (Kronenkiebitze) stießen ihre Warnrufe aus, als ein Tier sie aufschreckte; die Sterne, „die Vergissmeinnicht der Engel", erblühten „schweigend einer nach dem anderen auf den unendlichen Wiesen des Himmels", und das Kreuz des Südens, der Kompass des südafrikanischen Reisenden, brannte hell am Firmament. Lange nachdem die

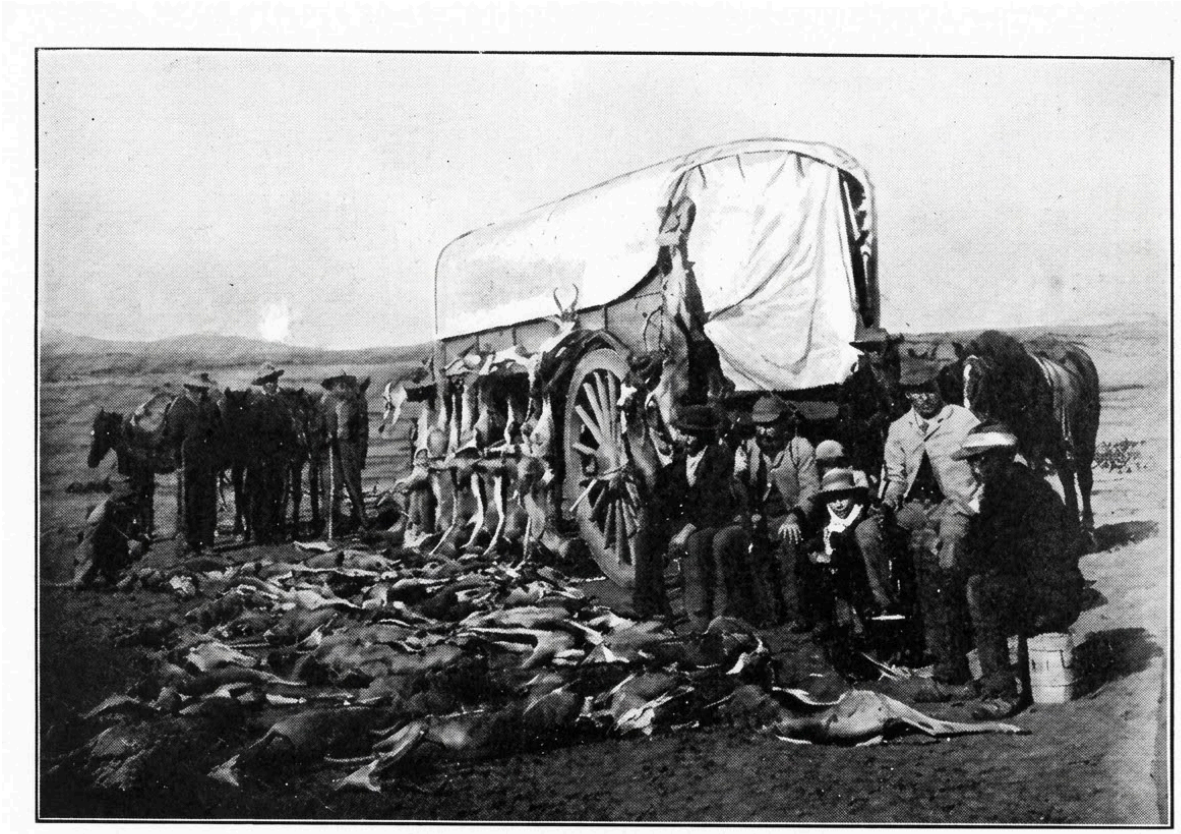


Photo by] SPRINGBUCK SHOOTING IN THE CAPE COLONY. *[Mr. J. Dugmore.*

der Mond wie ein brennender Schober am Horizont aufgetaucht war, saßen wir um die glühende Asche, plauderten, nippten an unserem Kaffee und rauchten; dann rollten wir uns in unsere Schafsfell-Karosse (Decken) ein und schliefen fest auf dem harten Boden.

Am nächsten Morgen wurden wir von Ernest geweckt, als er umherging, das Feuer wieder entfachte und die Pferde fütterte. Es war noch früh; die Luft war frisch und scharf, der Boden weiß von Frost, und der Morgenstern leuchtete hell über dem Horizont. Wir kauerten uns mit fest umgehängten Karossen nach Art der Einheimischen um das tauende Feuer und tranken mehrere Tassen heißen Kaffee. Als die Sonne aufging, sahen wir eine Herde von etwa vierzig Springböcken und brachen sofort auf, um zu versuchen, einen zu erlegen. Durch einen kleinen Umweg gelang es uns, bis auf dreihundert Yards heranzukommen, ohne sie zu beunruhigen, woraufhin Theron und ich fast im selben Augenblick feuerten. Sein Bock fiel auf der Stelle, aber meiner zog, obwohl schwer verwundet, mit der Herde davon. Sein linkes Vorderbein war offensichtlich weit unten gebrochen, also kehrte ich zum Wagen zurück, sattelte eines der Pferde und nahm die Verfolgung auf; denn nach etwa einer halben Meile hatten die Böcke wieder angehalten und standen nun als ferner weißer Dunst auf der braunen Ebene.

Was für einen großartigen und berauschenden Ritt ich hatte! Doch selbst in der Hitze der Jagd konnte ich nicht anders, als Mitleid mit der leidenden Kreatur zu haben, die sich vor mir dahinschleppte. Das Gelände war offen, und es gab nicht viele *Aard-vark*-Löcher (Erdferkel); doch obwohl mein Klepper bei Bedarf ein ordentliches Tempo vorlegen konnte, gelang es mir zunächst nicht, den verwundeten Bock einzuholen. Schließlich war ich jedoch dicht an ihm dran. Ich sprang aus dem Sattel und warf gleichzeitig die Zügel über den Kopf des Pferdes, damit sie vor ihm herbaumelten (Pferde in Südafrika sind darauf trainiert, stehen zu bleiben, wenn dies geschieht), und feuerte auf den fliehenden Bock, der auf der Stelle zusammenbrach. Er erwies sich als ein sehr prächtiger Rammler, und seine Hörner, die über die vordere Krümmung sechzehndreiviertel Zoll maßen,

waren eine wertvolle Ergänzung meiner Jagdtrophäen. Ausgenommen wog der Bock sechzig Pfund. Ich schwang ihn hinter meinen Sattel, sicherte ihn mit dem Gurt und dem Halfter-Riemen, saß auf und ritt langsam auf die schwache blaue Rauchsäule zu, die die Position des Wagens markierte.

Den Rest des Tages verbrachten wir damit, mit den Schrotflinten umherzustreifen, und sicherten uns eine gute Strecke verschiedenster Vögel; zudem schoss Ernest mit meinem Gewehr eine Springbock-Aue. Am nächsten Morgen bemühten wir uns, in Reichweite eines wilden Straußes in den Ebenen zu gelangen, doch er erwies sich als zu wachsam für uns. Theron erlegte jedoch unterwegs einen Steinbock-Rammler mit einem gezielten Schuss aus zweihundert Yards Entfernung. Es war ein heißer Tag, und die Ebenen waren wasserlos, doch die täuschenden Luftspiegelungen quälten und plagten uns – „die heiße Luft erzitterte, und die schwüle Brise schwebte über der Wüste, mit dem Schein ferner Wasser, die unsere Not verspotteten."

Mittags kehrten wir müde und durstig zum Wagen zurück, wurden aber bald durch ein paar Tassen Kaffee erfrischt, die Ernest für uns zubereitet hatte. Nach dem Mittagessen spannten wir wieder an und machten uns auf den Weg zu einer entfernten Farm, wo wir versprochen hatten, für ein paar Tage zur Jagd vorbeizukommen. Wir erreichten das Haus, eine niedrige Lehmhütte mit Strohdach, noch vor Einbruch der Dunkelheit, und die Therons hießen uns herzlich willkommen. Wir verbrachten einen ungewöhnlichen, aber angenehmen Abend bei unseren aufrichtigen Burenfreunden. Die Jagd war das beliebte Gesprächsthema, und sie schätzten unsere Jagdgeschichten. Da ein junger Bursche musikalisch veranlagt war und das Konzertina spielte, hüpften wir schon bald mit den Fräulein Therons zu der lebhaften Melodie von „Hei! hei! De witborst kraai!" („He! he! Die Weißbrustkrähe!") durch den Raum.

Der mit Rinderdung bestrichene Lehmboden war bald zertreten, und binnen kurzem wären wir fast an den Staubwolken erstickt, die das winzige *Voör-kamer* (Vorderzimmer) erfüllten. Es war amüsant zu sehen, wie zwei stämmige, bärtige junge Buren, fest in den muskulösen Armen des anderen verschlungen, eine Polka tanzten und gelegentlich unter lautem Gelächter mit einem anderen Paar zusammenstießen. Schließlich, nachdem wir mit unseren Gastgebern einen „Tot" alten „Dop-Brandys"[1] zu uns genommen hatten, begaben wir uns zu Bett und schliefen gut, obwohl die Atmosphäre der

[1] *Ein beliebtes Getränk in der Kolonie; es soll aus dem Saft der Doppen („Häute") der Weintraube hergestellt werden.*

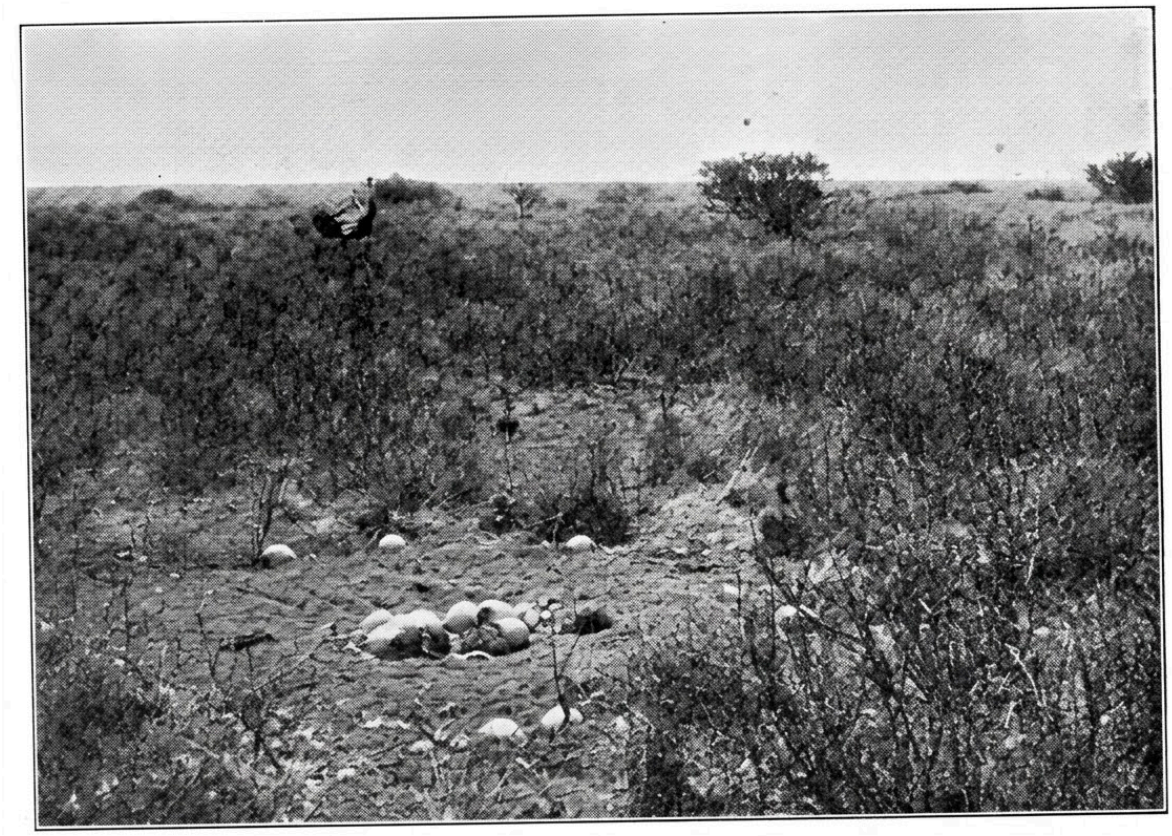


Photo by] AN OSTRICH'S NEST. *[Mr. J. Dugmore.*

miefmuffigen kleinen Kammer, in der vier von uns untergebracht waren, etwas stickig war.

Früh am nächsten Morgen brachen wir in Begleitung von drei der jungen Buren in unserem Wagen zu den Ebenen auf, wo wir, wie sie uns sagten, sicher wilde Strauße und Springböcke finden würden. Als wir den Kamm einer leichten Anhöhe erreichten, rief einer der Buren, der auf dem Vordersitz des Wagens saß, plötzlich aus: „Daar is de vogelstruisen!“ („Da sind die Strauße!“), und wir kletterten alle so schnell wir konnten mit dem Gewehr in der Hand heraus.

Ein Dutzend Vögel stand etwa zweihundertfünfzig Yards entfernt, darunter drei Hähne. Einen Augenblick lang verharrten sie, dann eilten sie mit halb gespreizten Flügeln, die ihre wunderschönen weißen Federn zeigten, in großem Tempo davon. „Päng, päng, päng, päng, bumm“ machten unsere Gewehre und Piet Therons alter Vorderlader, und ein Hahn fiel. Mehrere Stimmen riefen: „Ik het hom geschiet“ („Ich habe ihn geschossen“), und wir alle stürmten los, als glaubten wir, der Besitzanspruch ließe sich dadurch begründen, dass man als Erster an der Seite der Beute war.

Der junge Andries Theron, der bald ein hübsches Karoo-Mädchen heiraten wollte, war sehr bestrebt gewesen, einen Strauß zu schießen, um einige weiße Federn für sie zu ergattern. Er rief nun im Laufen lauter als die anderen: „Ik het hom geschiet; Ik het mijn kogel hoor klap“ („Ich habe ihn geschossen; ich habe meine Kugel einschlagen hören“) und erreichte den Kadaver als Erster. Er packte einen Flügel und hob ihn an, um die Federn zu begutachten, ließ ihn dann aber plötzlich wieder fallen, sprang ein oder zwei Schritte zurück und sagte: „Ik het hom nie geschiet nie“ („Ich habe ihn nicht geschossen“).

Sein plötzlicher Sinneswandel erklärte sich durch die Tatsache, dass sich auf dem fleischigen Teil des linken Beins ein „D du T"-Brandzeichen in großen Buchstaben befand. In einem Augenblick schoss es uns durch den Kopf, dass wir einen gezähmten Vogel geschossen hatten, der dem alten Danie du Toit von Gemsbokfontein gehörte. Es gab nun keinen Anwärter mehr auf die Ehre, ihn geschossen zu haben. Einer bemerkte, er habe seine Kugel hinter dem Strauß im Boden einschlagen sehen, ein anderer sagte, er habe gar nicht auf einen Hahn gefeurt, und so weiter. Man versicherte uns jedoch, dass die Angelegenheit mit Oom Danie geregelt werden könne, was offensichtlich der Fall war, denn wir hörten nie wieder etwas darüber.

KAPITEL XIX

„TREK-BOKKEN" ODER WANDERNDE SPRINGBÖCKE (ANTIDORCAS EUCHORE)

Die „Trek-bokken" – Bericht von Cronwright-Schreiner – Beschreibung von Gordon Cumming – Kollektive Macht der „Trek-bokken" – Jüngste Wanderungen – Reise nach Karree Kloof – Tausende von Böcken geschossen – Veld durch Böcke zerstört – Wagenladungen toter Böcke – Ein schöner Anblick – Eine halbe Million Springböcke in Sicht – Fast zu Tode getrampelt – Einige interessante Punkte – Ungeheure Anzahl von Springböcken – Ein lebhafter und interessanter Bericht – Durch „Trek-bokken" angerichteter Schaden – Die Ursache der Wanderungen – Unterschiedliche Meinungen.

In diesem Kapitel beabsichtige ich, mich mit den „Trek-bokken" zu befassen, jenen immensen Mengen von Springböcken, die in gewissen Abständen aus dem Norden herabgeströmt sind und die nordwestlichen sowie die zentralen Distrikte der Kapkolonie überflutet haben. Es ist überraschend, dass nur wenige Autoren eine Beschreibung dieser prachtvollen, aber aus der Sicht der Farmer schrecklichen Antilopenmassen geliefert haben, die eines der wunderbarsten zoologischen Phänomene der Welt darstellen.

Der umfassendste Bericht, der mir zur Kenntnis gelangt ist, erschien im *Zoologist*[1], geschrieben von S. C. Cronwright-Schreiner, einem Onkel von mir, dessen Erlaubnis ich habe, ihn hier wiederzugeben. Er lautet wie folgt:

„Südafrika wurde wahrscheinlich nie an Vielfalt und Fülle seiner wilden Tiere übertroffen; es hat sicherlich nichts Wunderbareres gekannt als seine ungeheure Anzahl an Springböcken. Diese flinken und schönen Geschöpfe existieren immer noch in einer Zahl, die für Menschen, die mit dem Land nicht vertraut sind, unglaublich ist, obwohl sie in letzter Zeit so abgenommen haben"

[1] *Für Mai 1899*

dass es heute fast unmöglich ist, sich eine Vorstellung von den Scharen zu machen, die noch vor wenigen Jahren die endlosen Ebenen bevölkerten. Wo Springböcke in großer Zahl wild vorkommen, unterscheidet man zwischen 'Hou-bokke' und 'Trek-bokke'; die 'Hou-bokke' sind Böcke (wir bezeichnen alle Antilopen als 'Böcke'), die dauerhaft auf demselben Veld leben, während die 'Trek-bokke' jene sind, die sich in gewaltigen Scharen ansammeln und in Zeiten der Dürre von einem Teil des Landes in einen anderen wandern.

Als das Land noch so dicht mit allen Arten von Wild bedeckt war, bekamen die riesigen Springbockherden schnell die Auswirkungen der häufigen Dürren zu spüren, die die Gebiete im Landesinneren heimsuchten, und begannen zu 'trekken'. Zu Millionen zusammenkommend, zogen sie auf der Suche nach besserem Veld los und zerstörten auf

ihrem Marsch über die dürren Ebenen alles. Die 'Trek-bokke' lassen sich hinsichtlich ihrer Anzahl nur mit den Bisons Nordamerikas oder den Wandertauben Kanadas vergleichen. Zu sagen, dass sie zu Millionen wandern, heißt eine gewöhnliche Redewendung zu gebrauchen, die vage die Vorstellung großer Zahlen vermitteln soll; aber im Fall dieser Böcke ist es die wörtliche Wahrheit."

Gordon Cumming, der in den frühen vierziger Jahren in Südafrika jagte und dessen Buch (*The Lion Hunter in South Africa*) mehr als jedes andere mir bekannte Buch eine Vorstellung von der außergewöhnlichen Vielfalt und Fülle des damals existierenden Wildes vermittelt, bezieht sich auf einen 'Trek-bokken oder eine große Springbockwanderung', die er zwischen Cradock und Colesberg sah. Er beschreibt anschaulich, wie er auf der Vorderkiste des Wagens stand und beobachtete, wie die Böcke 'wie die Flut eines großen Flusses' vorbeizogen, während 'diese gewaltigen Legionen in einer ununterbrochenen, kompakten Phalanx durch den Pass in den Hügeln strömten'. Dann sattelte er sein Pferd, ritt mitten unter sie und schoss, bis er 'Genug' rief. Doch dieser gewaltige und überraschende Trek wurde, wie er sagt, von einem anderen, den er einige Tage später sah, 'unendlich übertroffen'. Er 'erblickte die Ebenen und sogar die Hügelhänge, die sich nach allen Seiten erstreckten, dicht bedeckt, nicht mit Herden, sondern mit einer einzigen gewaltigen Masse von Springböcken; so weit das Auge reichte, war die Landschaft mit ihnen belebt, bis sie in der Ferne zu einer undeutlichen Masse lebender Wesen verschwammen.'

Es wäre vergeblich, sagt er, zu versuchen, sich eine Vorstellung von der Anzahl der Antilopen zu machen, die er an jenem Tag sah, doch er zögert nicht zu sagen, dass „einige Hunderttausende im Bereich meiner“ (seiner) „Sichtweite waren“. Ein Bure, mit dem er jagte, räumte ein, dass „es ein recht ordentlicher Trek-bokken“ sei, bemerkte jedoch, dass es im Vergleich zu dem, was er gesehen habe, nicht viele seien. „Heute Morgen“, bemerkte der Bure, „haben Sie nur eine einzige Ebene voller Springböcke erblickt, aber ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich einen langen Tagesschritt über eine Abfolge von Ebenen geritten bin, die mit ihnen bedeckt waren, so weit ich sehen konnte und so dicht wie Schafe in einem Pferch.“

Vor einer Generation zogen sie in so dichten Massen, dass sie manchmal mitten durch die Straßen der kleinen Städte im Hinterland liefen. Ich habe alte Leute gekannt, die unter ihnen gewandert sind und sie tatsächlich hie und da mit ihren Händen berührt haben. Männer sind nur mit einem schweren Stock bewaffnet hineingegangen und haben so viele getötet, wie sie wollten. Eingeborene Hirten wurden von den Böcken zu Tode getrampelt, und Herden von Afrikaner-Schafen wurden in der wogenden Menge mitgerissen und nie wiedergefunden. So dicht ist die Masse zuweilen und so überwältigend der Druck der Millionen von hinten, dass, wenn sie an einen *Sloot* (Graben) kommen, der so breit und tief ist, dass die Böcke nicht darüber springen oder hindurchgehen können, die vorderen Reihen hineingedrängt werden, bis er durch ihre Körper aufgefüllt ist, woraufhin die Masse darüber hinwegmarschiert und ihren unwiderstehlichen Weg fortsetzt.

Wenn sie wiederum an unsere großen Flüsse kommen, die fast austrocknen, bevor die Sommergewitter fallen, strömen die durstigen Geschöpfe über die steilen Ufer in das Flussbett und trinken sich voll Wasser. Sie drängen schneller in das Flussbett, als sie wieder herauskommen können, und das Gedränge beim Erklimmen der steilen Ufer ist manchmal so groß, dass Männer unbewaffnet zu Fuß hineingegangen sind und sich so viele gesichert haben, wie sie wollten, einfach indem sie sie mit der bloßen Hand fingen und ihnen die Hinterbeine brachen. Dabei bestand ein gewisses Risiko, denn wenn die Böcke umkehrten, liefen die Jäger Gefahr, zu Tode getrampelt zu werden. Man kann sich die Dichte solcher Massen vorstellen, wenn man bedenkt, wie furchtsam und wachsam diese Antilopen normalerweise sind.

„Die Kapkolonie wurde in den letzten Jahren von Zeit zu Zeit von den *Trek-bokke* besucht, wenn auch nicht in solchen Zahlen, wie die alten Farmer sie zu beschreiben pflegten und, woran ich keinen Zweifel habe, wahrheitsgetreu beschrieben haben. Im Jahr 1895 litt das Hinterland jedoch unter einer langen Dürre, die in Namaqualand besonders schwerwiegend war, und die *Trek-bokke* begannen, weit in die Kolonie hineinzuziehen. Es gab Gerüchte über ihr Kommen, und dann hieß es, sie seien ungewöhnlich zahlreich – es sei ein ‚großer Trek'. Dies erwies sich bald als wahr. Schließlich wurde bekannt, dass sie seit dreißig oder vierzig Jahren nicht mehr in solcher Zahl aufgetaucht waren. Sie brachten ihre Jungen auf dem Kaaien Bult im Distrikt Prieska zur Welt und setzten dann ihren Trek auf der Suche nach besserem Veld fort.

Herr J. W. Wright, ein Verwandter von mir, lebte damals auf Karree Kloof, einer Farm, die etwa zehn Wagenstunden (sechs Meilen pro Stunde) westlich der Eisenbahn im Distrikt Hopetown liegt. Im Juli 1896 schrieb er, dass sich die *Trek-bokke* Karree Kloof näherten, und lud mich ein, sie mir anzusehen. In dem Glauben, dass ein so großer ‚Trek' vielleicht nie wieder zu sehen sein würde, nahm ich seine Einladung an.

Ich startete mit dem Zug von Kimberley aus und stieg in Kran Kuil aus, einer Bahnstation unweit südlich des Oranje-Flusses. Nachdem ich Kran Kuil am nächsten Morgen früh mit der Postkutsche verlassen und das kleine Dorf Strydenburg mit seiner immensen ‚Pan' (Salzpfanne) passiert hatte – die, wenn sie gefüllt ist, die Heimat Tausender Wildvögel darstellt –, erreichte ich nach einer zehnstündigen Fahrt in einem klapprigen Karren, dessen eines Rad falsch herum gewölbt war und jeden Moment in Stücke zu fallen drohte, bei Sonnenuntergang Karree Kloof. Unsere Unterhaltung an jenem Abend drehte sich natürlich größtenteils um den Springbock.

Einige hundert Yards hinter dem Haus steht ein Kraal. Zehn oder fünfzehn Jahre zuvor hatte Herr Wright die *Trek-bokke* zwischen dem Haus und dem Kraal hindurchströmen sehen. Der gegenwärtige Trek war bis auf etwa vier Stunden an Karree Kloof herangekommen, dann aber umgekehrt und befand sich nun in einiger Entfernung weiter weg.

Wir brachen am nächsten Tag mit einem vierspännigen Cape Cart auf, um die Böcke zu sehen. Wir fuhren durch Veld, wo der Trek vor kurzem gewesen war, und an manch einem toten Bock vorbei, und schliefen jene Nacht bei Omdraai's Vley im Distrikt Prieska, wo zwei junge Engländer ein Gasthaus und einen"

Landladen hatten. An einem großen Feuer hörten wir an jenem Abend (es war Hochwinter und fror jede Nacht hart) die neuesten Nachrichten vom Trek. Die nächsten Böcke waren zu diesem Zeitpunkt etwa zwei Stunden weiter entfernt. Ein Teil war über Omdraais Vley hinweggezogen, wobei sie durch ein mit Draht umzäuntes Straußengehege gelangt waren und dabei einige Drähte zerrissen hatten. Um das Gehege von den verbliebenen Tieren zu befreien, mussten etwa tausend geschossen werden, darunter ein Albino. Eine große Zahl war natürlich verwundet worden, und viele Kitze, deren Mütter erschossen worden waren, starben. Allein in diesem Gehege müssen zweitausend umgekommen sein.

Die Ladenbesitzer kauften Springbockfelle für fünf bis sechs Pence das Stück auf, etwa dreitausend pro Woche, und hatten bereits Tausende Pfund „Biltong" (das rohe, in schmale Streifen geschnittene und getrocknete Fleisch) erworben, ebenso wie Herr Wright in Karree Kloof. Man schätzte, dass allein im Distrikt Prieska einige Hunderttausend Böcke geschossen und fast ebenso viele verwundet worden waren; die kleinen Kitze starben zu Tausenden, und doch war keine merkliche Abnahme ihrer Zahl festzustellen. Unter anderem hörten wir, dass verschiedene wilde Raubtiere dem Trek folgten – ein

Leopard war im offenen Veld geschossen und „Wildhunde“ (*Lycaon pictus*) bei der Verfolgung gesehen worden. Auch Antilopen, die in jenen Gegenden seit vielen Jahren unbekannt waren, waren aufgetaucht, mitgerissen in der lebendigen Flut, die sich über das Land ergoss. Tatsächlich waren in Karree Kloof, in das die Böcke noch nicht wirklich eingedrungen waren, ein Kudu und drei Kuhantilopen in den Gehegen gefunden worden; der Kudu (ein Bulle) hatte sich beim Sprung über den Drahtzaun ein Horn abgebrochen.

Nach einem frühen Frühstück am nächsten Morgen spannten wir an und sahen nach mehreren Stunden Fahrt, auf der wir unterwegs ein Paar wilder Strauße mit Küken passiert hatten, die ersten Böcke – etwa zehn- oder fünfzehntausend in mehreren Gruppen. Eine Gruppe begann zu laufen, um die Straße vor uns zu überqueren. Wir trieben die Pferde an, bis wir nah genug heran waren, stiegen mit unseren Gewehren ab und schossen mehrere, als die Böcke an uns vorbeisprangen. Dann schnitten wir die Hinterbeine derjenigen ab, die am Kreuz fett waren, hängten sie an die Achse des Wagens und fuhren weiter. Nachdem wir ein paar Stunden weitergefahren waren und noch ein oder zwei weitere Böcke vom

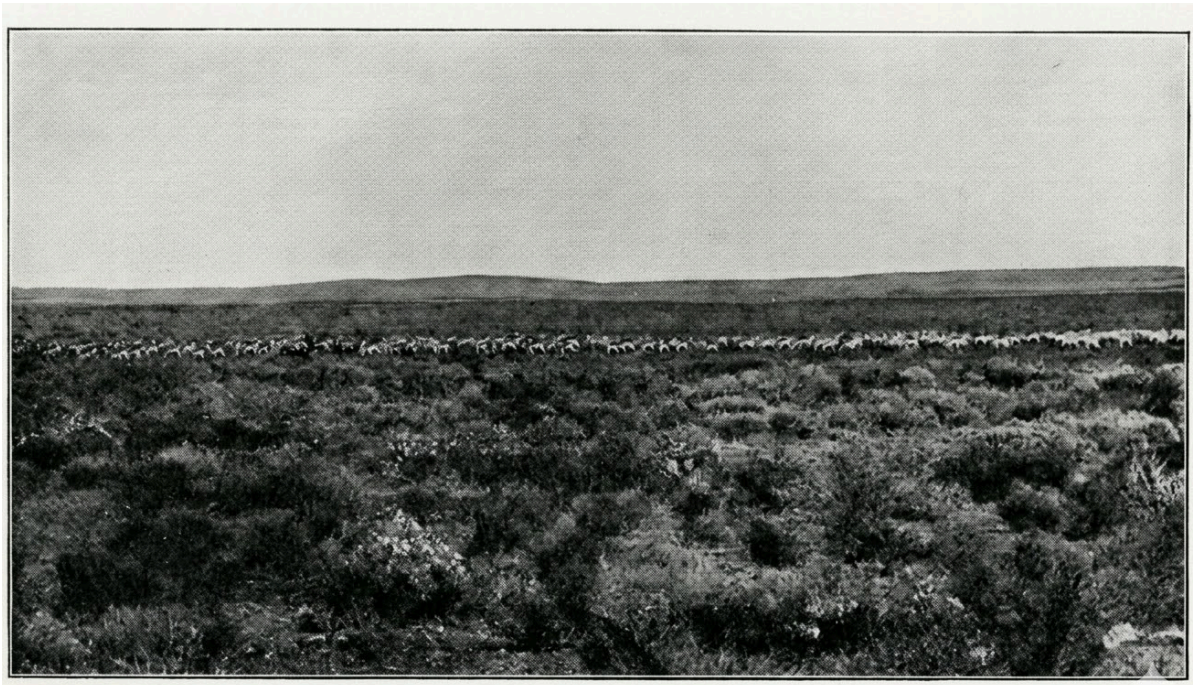


Photo by] “TREK-BOKKEN” OR MIGRATORY SPRINGBUCKS ON THE TREK. [*Mr. J. Dugmore.*

Weg aus geschossen hatten, spannten wir bei einer Farm namens Weel Pan aus und nahmen ein frühes Mittagessen ein. Die „Pan“ war trocken und das Haus verlassen, bis auf einen Hottentotten-Diener. Die Farm war zwölftausend Morgen (etwa zweitausendfünfhundert Acres) groß, war aber von den Böcken so abgefressen und zertrampelt worden, dass der Besitzer sein gesamtes Vieh hatte wegschaffen müssen. Dies war bei vielen Farmen im Pfad der Böcke der Fall; das Veld war zerstört, kultiviertes Land kahlgefressen und die Umzäunungen der Lager von der unaufhaltsamen Masse der Antilopen niedergerissen worden. Herr Wright erwähnte, dass er vierzigtausend Morgen Land auf dem Kaaien Bult besaß, das die Böcke so zerstört hatten, dass er all sein Vieh von dort entfernte. Bevor ich Karree Kloof auf meinem Heimweg verließ, traf das Vieh vom Kaaien Bult dort ein, nachdem es sechsundzwanzig Stunden getrieben worden war, um dort zu weiden, wo die verwüstenden Böcke nicht gewesen waren.

Nach dem Mittagessen änderten wir unsere Richtung und fuhren weiter, in der Hoffnung, einen dichteren Teil des Treks zu sehen, wobei wir gelegentlich einen Bock vom Weg aus schossen. Die Buren-Farmer waren zu Hunderten draußen; den ganzen Tag über waren

Schüsse zu hören, und gelegentlich sah man einen Reiter über einen Rand jagen, um eine Gruppe von Böcken abzufangen. Wir wurden Zeugen einer aufregenden Verfolgung eines verwundeten Rammlers, der, als der Reiter absattelte, auf ihn losging – eine sehr seltene Sache für einen Springbock. Das gesamte Veld war beschädigt; es war kaum möglich, in diesem riesigen Landstrich den Fuß aufzusetzen, ohne in die Fährte eines Springbocks zu treten, und die Karoo-Büsche waren von ihren scharfen Hufen zerfetzt und gebrochen.

Wir passierten mehrere „Outspans", an denen die Jäger tage- oder wochenlang mit ihren Wagen, Karren und Pferden kampiert hatten – verlassene Lager, die durch Aschehaufen, verkohlte Knochen und das Stroh von Futterbündeln gekennzeichnet waren, während Eingeweide, Köpfe und die unteren Teile der Beine der Böcke in einem solchen Maße herumlagen, dass es höchst unangenehm war. Wir sahen ständig tote Böcke, und es gab besonders viele Kitze, die verhungert waren, weil ihre Mütter erschossen worden waren. Die Buren-Farmer verdienten im Durchschnitt etwa zwei Schilling und sechs Pence pro Bock – sechs Pence für das Fell, zwei Schilling für das Biltong. Sie genossen das Jagdvergnügen, machten ein wenig machten ein paar Sovereigns und erwiesen dem Land einen Dienst. Jedes Farmhaus, zu dem wir kamen, war schlichtweg mit trocknendem Biltong girlandenartig behängt, während der Boden ringsum mit aufgespannten Fellen bedeckt war. Viele Böcke wurden mit Wagen zur Eisenbahn befördert und in die großen Zentren geschickt: Johannesburg, Kapstadt, Kimberley, Port Elizabeth und andere Städte. Auf unserer Rückreise passierten wir einen Wagen, der mit zweihundertdreißig Böcken beladen war und zur Station Kran Kuil fuhr, und nach unserer Ankunft in Karree Kloof passierte ein weiterer mit achtzig weiteren. Dies geschah über einen weiten Landstrich; wir sahen lediglich die Ränder des Treks. Wildbret von der weltweit feinsten Qualität war im Überfluss vorhanden.

Am Nachmittag ließen wir den Lärm der Jäger allmählich hinter uns und fuhren in ruhigere Gegenden, bis schließlich unser Wunsch, große Mengen der Böcke zu sehen, erfüllt wurde. Als wir über einen niedrigen Landrücken fuhren, lag eine weite, ungestörte, glitzernde Ebene vor uns. Unser Blick erfasste mit einem Mal die große Ausdehnung des braunen Landes, das in der Ferne von niedrigen Kopjes begrenzt wurde, getaucht in die wundervollen, glühenden Farbtöne der Karoo; und auf seiner gesamten Ausdehnung grasten die exquisiten Antilopen friedlich im warmen winterlichen Nachmittagssonnenschein. Es war ebenso schön wie wunderbar.

Von den Jägern ungestört, waren sie nicht in getrennten Gruppen zusammengedrängt oder in dichter Folge laufend, sondern über die gesamte Fläche in einer ununterbrochenen Masse verteilt – „keine Herden", wie Gordon Cumming sagte, „sondern eine ununterbrochene Masse von Springböcken" –, was dem Veld einen fast weißlichen Schimmer verlieh, beinahe so, als ob ein sehr leichter Schneefall niedergegangen wäre.

Wir stiegen vom Wagen ab, legten unsere Gewehre beiseite und setzten uns hin, um sie zu beobachten und einen Anblick in uns aufzunehmen, den wir ganz gewiss nie wieder sehen würden. Wir waren drei Farmer, gewohnt, die Anzahl von Kleinvieh zu schätzen, und wir hatten ein ausgezeichnetes Fernglas dabei. Ich schlug meinen Freunden vor, dass wir versuchen sollten, genau zu schätzen, wie viele Böcke sich vor uns befanden. Mithilfe des Fernglases erstellten wir bedächtig eine sorgfältige Schätzung, wobei wir sie abschnittsweise erfassten und die Berechnungen des jeweils anderen überprüften. Schließlich erreichten wir eine berechnete Zahl von nicht weniger als fünfhunderttausend – eine halbe Million Springböcke in Sichtweite auf einen Moment lang. Ich zögere nicht zu sagen, dass diese Schätzung nicht übertrieben ist. Wir waren mit dem riesigen südafrikanischen Veld und den Anblicken, die es bietet, bestens vertraut, aber wir saßen schweigend da und weideten unsere Augen an diesem wunderbaren Spektakel. Um nun

eine ungefähre Vorstellung von der ungeheuren Anzahl der Böcke im gesamten Trek zu bekommen, muss man bedenken, dass berechnet wurde, dass sie sich über dreiundzwanzig Stunden in die eine Richtung und zwei bis drei in die andere erstreckten – das heißt, der gesamte Trek nahm eine Landesfläche von einhundertachtunddreißig mal fünfzehn Meilen ein. Natürlich waren sie nicht über dieses ganze Gebiet hinweg gleich dicht verteilt; aber wenn man sagt, sie gingen in die Millionen, so ist das die buchstäbliche Wahrheit.

Nachdem wir die Szene lange genug beobachtet hatten, traten wir unsere Heimreise an und ließen die Böcke ungestört zurück. Wir schliefen in jener Nacht auf Schilder Pan, der Farm von Herrn Jackson, der uns sehr willkommen hieß. Im Gespräch über die Böcke sagte Herr Jackson, wir hätten noch nicht den dichtesten Teil des Treks gesehen, und erzählte uns von zwei Vorfällen, die zeigten, wie dicht die Menge auf einem Teil seiner Farm gewesen war. Sein Sohn geriet einmal in einem schmalen Durchlass zwischen einigen Kopjes vor die Böcke, von denen er wusste, dass sie dort herkommen würden. Sie kamen tatsächlich, und er entging dem Tod durch Zertrampeln nur, indem er hinter einem großen Stein Schutz suchte, an dem sie wie ein Sturzbach vorbeirauschten. Er schoss tatsächlich einen nur ein oder zwei Yards vom Stein entfernt nieder, bevor er dahinter Zuflucht suchte.

Der andere Vorfall – er ereignete sich bei zwei Gelegenheiten – war noch bemerkenswerter. Wenn auf Springböcke geschossen wird, beginnen sie gewöhnlich alle in eine Richtung zu laufen, in der Regel gegen den Wind; und wenn sie in großer Zahl auftreten und hart bedrängt werden, ziehen sie in zwei Strömen an jeder Seite des Objekts vorbei, das sie meiden wollen. (Wenn sie einmal ihre Richtung eingeschlagen haben, behalten sie diese bei. Jäger wissen das genau. Als wir 1880 in der Nähe von Colesberg jagten, pflegten wir die Böcke aufzuscheuchen und dann zu reiten, um sie abzufangen. Ich bin auf diese Weise mitten durch eine fliehende Herde von nur wenigen Hundert geritten.) Wenn das Objekt sehr nahe ist, ziehen sie davor in einer Art Halbmondform vorbei, weichen in der Mitte ein wenig zurück und kehren dann wieder auf die ursprüngliche Linie ihrer Flucht zurück. Da das Karoo-Veld sehr kahl und sandig ist, wirbeln sie oft eine Staubwolke auf und laufen darin eingehüllt. Herr Jackson war mit seinem vierspännigen Cape Cart draußen beim Schießen auf die *Trek-bokke*. Während er dahinpfuhr, begannen die dichten Massen vor ihm in einer Staubwolke die Richtung zu kreuzen, die mit zunehmender Anzahl und Geschwindigkeit immer dichter wurde; und während sie dichter wurde und ihnen die Sicht nahm, kam die rasende Masse dem Wagen immer näher, bis schließlich in einem dichten Sturm aus blendendem Staub einige der Böcke tatsächlich gegen die Wagenräder und unter die Bäuche der Pferde liefen. Ein Mann zu Fuß wäre wahrscheinlich umgestoßen und zu Tode getrampelt worden.

Nach meinem Wissen wurde keine sorgfältige Studie über die Gewohnheiten der *Trek-bokke* durchgeführt. Es ist bekannt, dass sie auf der Suche nach besserem Veld wandern, wozu sie durch Dürre getrieben werden. Dabei reisen sie nicht schnell, sondern äsen sich voran. In einigen abgelegenen Gegenden bringen sie ihre Jungen zur Welt, und wenn die Kitze stark genug sind, kehren sie in ihr eigenes Veld zurück, falls Regen gefallen ist. Bleibt es trocken, kehren sie nicht sofort zurück, sondern bleiben bis später in der Saison oder vielleicht über eine weitere Setzzeit dort. Wie sie wissen, wann es dort geregnet hat, von wo sie kamen, während es vielleicht dort, wo sie sich befinden, trocken ist, kann man nicht sagen; aber es wird allgemein angenommen, dass sie es durch einen feinen Geruchssinn wissen.

Ob die *Trek-bokke* von vor vierzig oder fünfzig Jahren oder früher aus einem ganz bestimmten Teil des Landes kamen und wieder dorthin zurückkehrten, weiß ich nicht, aber ich glaube nicht, dass dies der Fall war; es scheint wahrscheinlicher, dass die Böcke,

als sie noch in so unzähligen Mengen über das ganze Land verteilt waren, bei Dürren einfach alle zusammen auf der Suche nach Nahrung loszogen. *Trek-bokke* könnten dann aus jedem Teil des Landes gekommen sein, der schwer unter Dürre litt, und kehrten zweifellos mit der Zeit jeder in sein angestammtes Revier zurück.

Ich glaube nicht, dass es einen Unterschied zwischen den „Trek-bokke“ und den „Hou-bokke“ gibt, außer beim Gewicht, wobei die „Trek-bokke“ durchschnittlich etwa zehn bis fünfzehn Pfund leichter sind. Dieser Gewichtsunterschied erklärt sich jedoch wahrscheinlich durch das ruhigere Leben der „Hou-bokke“, denn das Veld ernährt dauerhaft einige wenige Böcke in gutem Zustand, wo eine große Anzahl verhungern würde. Ich weiß nicht, ob es in früherer Zeit „Hou-bokke“ gab. Heute wird das Veld nie so kahlgefressen und zerstört wie damals, als die Böcke und anderes Wild in solch enormen Mengen vorhanden waren, daher gibt es kein

Photo by] RESULT OF A DAY'S SPRINGBUCK SHOOTING IN THE CAPE COLONY. [*Mr. J. Dugmore.*

Grund für die wenigen verbliebenen Böcke zu wandern. Aber im Nordwesten der Kolonie und im Großen Namaqualand sind sie offensichtlich immer noch in großer Zahl zu finden, und diese ziehen, wenn eine schwere Dürre eintritt, auf der Suche nach Nahrung in die Karoo der Kolonie. Wie ich bereits sagte, reisen diese Böcke beim Herabziehen nicht schnell; aber die alten Buren-Farmer, die ihre Gewohnheiten gut kennen sollten, sagen, dass sie bei ihrer Rückkehr ein enormes Tempo vorlegen, sogar bis zu einhundert Meilen am Tag. Wie wahr das ist, kann ich nicht sagen; denjenigen, welche die Schnelligkeit und Ausdauer dieser Antilopen kennen, mag es nicht unmöglich erscheinen.

Wie auch immer man sie betrachtet, die *Trek-bokke* sind eine der wunderbarsten Erscheinungen in einem wunderbaren Land. Dennoch ist es wahrscheinlich, dass die Tage der ganz großen Treks vorbei sind und dass ein Anblick, wie wir ihn 1896 sahen, nie wieder zu sehen sein wird.

W. C. Scully[1], der 1898 über die „Trek-bokken“ in Namaqualand oder Buschmannland in der nordwestlichen Ecke der Kapkolonie schrieb, sagt: „Es ist noch nicht viele Jahre her, seit Millionen von ihnen die Gebirgskette überquerten und auf das Meer zusteuerten. Sie stürzten sich in die Wellen, tranken das Salzwasser und starben. Die Körper lagen in einem ununterbrochenen Haufen über dreißig Meilen weit an den Ufern, und der Gestank trieb die Trek-Buren, die nahe der Küste lagerten, weit ins Landesinnere.“

Tatsächlich fielen 1892 solch ungeheure Mengen von *Trek-bokken* in das Land ein, dass Herr Scully, damals Zivilkommissar für Namaqualand und Spezialmagistrat für die Nordgrenze der Kapkolonie, gezwungen war, einhundert staatliche Gewehre an die Buren auszugeben, um das Wild zurückzutreiben, das jene Teile von Namaqualand zu überrollen drohte, in denen Boden kultiviert wird, „und nur mit einiger Mühe konnte die Invasion abgewehrt werden“.

Von den frühen Berichten über die *Trek-bokken* ist der von Kapitän Stockenstrom, Landdrost von Graaff-Reinet in den zwanziger Jahren, bei weitem der lebhafteste und interessanteste. An seinen Freund Thomas Pringle, den Barden Südafrikas, schreibend, sagt er[2]:

[1] *Between Sun and Sand, S. 10, 11.*

[2] *Siehe die Anmerkungen zu Thomas Pringles Ephemerides; or, Occasional Poems (Ausg. 1828), S. 171-173.*

„Es ist für jemanden, der über einige der ausgedehnten Landstriche des Hinterlandes reist und jene elegante Antilope, den Springbock, bewundert, wie sie spärlich über die Ebenen verstreut in spielerischer Unschuld umherspringt, kaum möglich, sich vorzustellen, dass diese Zierden der Wüste oft ebenso zerstörerisch wie die Heuschrecken selbst werden können. Die unglaubliche Anzahl, die während lang anhaltender Dürreperioden manchmal aus dem Norden herinströmt, bedrängt den Farmer unvorstellbar. Jeder Versuch einer numerischen Berechnung wäre vergeblich; und indem er versuchte, der Wahrheit nahezukommen, würde sich der Verfasser in den Augen derer, die keine Kenntnis vom Land haben, dem Verdacht aussetzen, er mache von dem vermeintlichen Privileg eines Reisenden Gebrauch.

Dennoch ist es im Hinterland wohlbekannt, dass sich der Viehzüchter bei der Annäherung der *Trek-bokken* (wie diese wandernden Schwärme genannt werden) darauf einstellt, anderswo nach Weide für seine Herde zu suchen, und sich als gänzlich von seinem Land vertrieben betrachtet, bis heftige Regenfälle niedergehen. Jeder Versuch, die kultivierten Felder zu retten, sofern sie nicht von hohen und dichten Hecken umschlossen sind, erweist sich als fruchtlos. Haufen von trockenem Dung (der Brennstoff der Sneeuwbergen und anderer Teile) werden dicht nebeneinander um die Felder platziert und am Abend angezündet, um einen dichten Rauch zu erzeugen, von dem man hofft, dass er die Antilopen von ihren Überfällen abschreckt; doch der Tagesanbruch offenbart die Unwirksamkeit der Vorsichtsmaßnahme, indem er die Ländereien, die am Vorabend noch stolz auf ihr vielversprechendes Grün waren, von Tausenden bedeckt und bis zum Boden abgemäht zeigt.

Es sind Fälle bekannt geworden, in denen einige dieser ungeheuren Herden durch Schafherden zogen, wobei eine Vielzahl der Schafe vom Strom mitgerissen wurde, für ihre Besitzer verloren ging und eine Beute der wilden Tiere wurde. Solange diese Dürren andauern, setzen sich ihre Einfälle und Plünderungen fort; und das unter ihnen angerichtete Gemetzel ist natürlich groß, da sie die Nahrung aller Klassen darstellen; aber sobald der Regen fällt, verschwinden sie und sind in wenigen Tagen an den nördlichen

Grenzen ebenso selten wie in den geschützteren Distrikten von Bruintjes-Hoogte und Camdeboo."

Die afrikanischen Kolonisten selbst können sich keine Vorstellung von der Ursache für das außergewöhnliche Erscheinen von dieser Tiere; und da sie es sich nicht erklären können, halten diejenigen, die keine Augenzeugen solcher Szenen waren, ihre Berichte für übertrieben. Eine etwas genauere Untersuchung des Landes südlich des Oranje-Flusses löst die Schwierigkeit jedoch sofort. Die immensen Wüstengebiete zwischen diesem Fluss und unserer Kolonie, westlich des Zeekoe-Flusses, sind zwar frei von permanenten Quellen und daher für Menschen über längere Zeit unbewohnbar, aber dennoch mit stehenden Tümpeln und *Vleys* oder natürlichen Reservoirs mit brackigem Wasser durchsetzt, das, wie schlecht auch immer es sein mag, dem Wild genügt.

In diesen weiten, endlosen Ebenen vermehren sich die Springböcke, ungestört vom Jäger (außer wenn gelegentlich der Buschmann einige mit seinen vergifteten Pfeilen erlegt), bis das Land buchstäblich von ihnen wimmelt; wenn dann vielleicht in einem von vier oder fünf Jahren eine anhaltende Dürre die Tümpel erschöpft lässt und den Boden ausdörrt, der ohnehin zur Sterilität neigt. Der Mangel, vor allem an Wasser, treibt diese Myriaden von Tieren dann entweder zum Oranje-Fluss oder in die Kolonie, wo sie in der oben beschriebenen Weise eindringen. Aber wenn die gütigen Gewitterwolken ihre Sturzbäche über unser vertrocknetes Land ergießen, die Vegetation wiederbeleben und allen grasfressenden Tieren Überfluss zurückgeben – dann, wenn wir es uns vielleicht leisten könnten, diese unwillkommenen Besucher zu beherbergen, treiben ihr eigener Instinkt und unsere Verfolgungen sie wieder zurück in ihre kargeren, aber friedlichen und abgelegenen Ebenen, um die während ihrer Wanderung verlorenen Bestände wieder aufzufüllen und ihre Angriffe auf uns erneut aufzunehmen, wenn ihre Bedürfnisse sie wieder dazu zwingen.

Es scheint gewisse Meinungsverschiedchiedenheiten hinsichtlich der Ursache dieser „Treks" zu geben. Herr Cronwright-Schreiner glaubt, dass die Springböcke auf der Suche nach besserem Veld wandern, wozu sie durch Dürre getrieben werden. Herr Scully schreibt: „Der Trek ist auf den Instinkt zurückzuführen, der die Ricken dazu drängt, ihre Jungen irgendwo am östlichen Rand der Wüste zu setzen, die sich über mehrere hundert Meilen nach Norden und Süden erstreckt. Dieser Rand bildet die Grenze der westlichen Regenfälle. Diese fallen zwischen April und September, wenn die Wüste am trockensten ist, und bringen das grüne Kraut hervor, das für die neugeborenen Kitze notwendig ist." Kapitän Stockenstrom glaubte, es sei der Mangel, vornehmlich an Wasser, der diese Myriaden von Tieren entweder zum Oranje-Fluss oder in die Kolonie treibt; und Kapitän (der spätere Sir) Cornwallis Harris sagt, dass beim Versiegen der stehenden Tümpel (während einer Dürre), auf die die Springböcke angewiesen sind, diese wie die verheerende Plage Ägyptens von ihren heimatlichen Ebenen im Landesinneren herabströmen.

David Livingstone hingegen stellt eine neue Theorie auf: „Sie leben hauptsächlich von Gras", sagt er,[1] „und da sie aus dem Norden etwa zu der Zeit kommen, in der das Gras am üppigsten gedeiht, kann es nicht der Mangel an Nahrung sein, der die Bewegung auslöst. Ebenso wenig ist es der Mangel an Wasser, denn diese Antilope gehört in dieser Hinsicht zu den enthaltsamsten. Die Ursache der Wanderung scheint vielmehr ihre Vorliebe für Orte zu sein, an denen sie das Herannahen eines Feindes beobachten können. Wenn Ochsen in ein Land mit hohem Gras gebracht werden, verstärkt sich ihr Gefahrenbewusstsein durch die Versteckmöglichkeiten, die das Dickicht bietet, und sie schrecken oft in Panik vor den undeutlichen Umrissen der anderen auf. Der Springbock besitzt dieses Gefühl in hohem Maße und wird, da er ausgesprochen gesellig ist, unruhig, sobald das Gras der Kalahari hoch wächst. Da die Vegetation im trockeneren Süden

spärlicher ist, ziehen die Herden in diese Richtung. Während sie vorrücken und an Zahl zunehmen, wird die Weide so knapp, dass sie schließlich gezwungen sind, den Oranje-Fluss zu überqueren, um zu überleben, und so zur Plage für die Schafzüchter in einem Land werden, das nur wenig von ihrer bevorzugten Nahrung enthält.“[2]

Wenn es mir erlaubt ist, meine eigene Meinung zu diesem interessanten Thema zu äußern, so denke ich, dass kein Zweifel daran besteht, dass die Erklärung von Herrn Cronwright-Schreiner die richtige ist und dass die „Treks“ auf Dürre zurückzuführen sind.

[1] *Der Springbock lebt und gedeiht ebenso gut vom niedrigen Karoo-Busch.*

[2] *Missionary Travels and Researches in South Africa (Ausg. 1875), S. 71, 72.*

KAPITEL XX

DIE FAUNA AFRIKAS: ERHALTUNG ODER AUSROTTUNG

TEIL I. – „ÖDLAND IN MASHONALAND.“ – VON OLIVE SCHREINER.

TEIL II. Die rasche Ausrottung des Wildes – Nashörner nahe dem heutigen Standort von Pretoria – Ein Kontrast – Ein schöner Anblick nahe Mafeking – Unzählige Tausende Wildtiere – Der Buntbock – Das Schwarze Gnu – Der Blessbock – Harris fand Elefanten zahlreich um den heutigen Standort von Pretoria – Ein prächtiges Panorama – Das Bergzebra – Auch andere Tiere wurden rücksichtslos abgeschlachtet – Fälle von ungeheurem Gemetzel – Erhaltungsmaßnahmen – Ein nationaler südafrikanischer Zoo wird benötigt – Ebenso ein weitläufiges Wildreservat – Der Zoo von Pretoria – Seine natürlichen Vorzüge – Löwen in Kapstadt im Jahre 1694 – Ein Wildschutzplan – Seine Ziele – Die Domestizierung des Zebras – Zebras in Transvaal-Kutschen eingesetzt – Warum wurde der afrikanische Elefant nie domestiziert? – Eine engstirnige Politik – Ein Appell an britische Sportsmänner.

TEIL I

Ich habe das Privileg, eine eloquente Abhandlung[1] mit dem Titel „Ödland in Mashonaland“ von meiner Tante, Olive Schreiner, vollständig wiederzugeben. Als Einleitung zu der Frage, mit der sich dieses Kapitel befasst, ist ihr Wert unschätzbar. Ich habe diesem feinen Schriftstück über ein edles Thema keine Anmerkungen hinzuzufügen. Ich habe ihr lediglich dafür zu danken, dass sie mein Jägerbuch auf diese Weise ehrt. Mein eigener bescheidener Einsatz für denselben Zweck findet sich in Teil II dieses Kapitels.

„In der heutigen Zeit ist es keineswegs ungewöhnlich, dass Menschen den größten Teil ihres Lebens und große Reichtümer für eine manchmal vergebliche Suche nach den verstreuten Fragmenten des Altertums aufwenden. Ein paar zerbrochene griechische“

[1] *Geschrieben im Jahr 1891.*

Marmorstücke, Tontafeln aus Ninive oder zerfledderte Blätter ägyptischen Papyrus werden als reicher Lohn für ein halbes Arbeitsleben und Ausgaben in Tausenderhöhe betrachtet. Wir neigen dazu, mit einer Verachtung, die nicht frei von Böswilligkeit ist, auf die Menschen eines vergangenen Zeitalters blicken, die zuließen, dass Schätze von so unschätzbarem Wert für die Menschheit mutwillig zerstört wurden.

Dennoch findet im heutigen Südafrika inmitten von uns, im vollen Licht unserer humanitären Kultur des neunzehnten Jahrhunderts, eine Zerstörung von Materialien statt, die weit unschätzbarer und unwiederbringlicher sind. Es ist nicht unmöglich, dass im Laufe der Zeit ein neuer Phidias in unserer Mitte ersteht und Statuen hervorbringt, die jenen der alten Welt vergleichbar, wenn nicht gar identisch sind; und das Wissen und die Überlieferungen der alten Ägypter und Chaldäer, die mit ihren zerstörten Tontafeln oder Papyrusblättern verloren gingen, mögen noch einmal aus dem menschlichen Gehirn neu entwickelt werden. Aber es findet jetzt in unserer Mitte eine rücksichtslose und gefühllose Zerstörung von etwas statt, das unter gar keinen Umständen der Menschheit zurückgegeben werden kann, wenn es erst einmal von der Oberfläche des Erdballs getilgt ist. Künftige Generationen werden die Männer, welche die Bibliothek von Alexandria verbrannten und das Parthenon in Athen zerstörten, wahrscheinlich als intelligente und weise Wohltäter ihres Volkes betrachten, wenn sie in gewissen Aspekten mit den Bewohnern des südlichen Afrikas und der modernen Welt verglichen werden.

Momentan sind wir so sehr darauf bedacht, die Ansprüche einer materiellen Zivilisation voranzutreiben, die wir geneigt sind, als das Ein und Alles des Lebens zu betrachten, dass subtilere, wenn auch ebenso praktische und wichtige Erwägungen leicht in Vergessenheit geraten.

Diese Sichtweise drängt sich uns auf, wenn wir die rücksichtslose und gänzlich mutwillige Zerstörung der einen Form der Schöpfung betrachten, für die der afrikanische Kontinent, und ganz besonders seine südlichen Teile, unter den Erdteilen der Welt herausragt – unsere erstaunliche Fauna.

Vom Gorilla und Graupapagei an der Ostküste und dem Schimpansen im Westen bis hin zu den endlosen Varietäten von Antilopen und dickhäutigen Vierfüßern, die einst den Süden überfluteten, war kein Teil der Erde im Gedächtnis der Menschheit – und ist es zum Teil noch immer – so reich an schönen und seltenen Formen subhumanen Lebens; kein anderer bietet dasselbe gewaltige Feld für die wissenschaftliche Forschung.

Wie schnell dieser Zustand vergeht, zeigt der flüchtigste Blick auf die gegenwärtige Verfassung Südafrikas. Kaum ein Jahr vergeht, ohne dass eine seltene und interessante Lebensform ausstirbt. Die Flusspferde, Elefanten und Antilopen, die einst an den Ufern der Tafelbucht grasten, sind dort seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen worden; und die gewaltigen Herden, die im Gedächtnis der Lebenden unsere Ebenen im Hinterland bedeckten, sind absolut ausgelöscht worden und haben nichts hinterlassen als ein paar Hörner und Felle sowie einige wenige verlorene, umherwandernde Individuen, die im natürlichen Lauf der Dinge innerhalb der nächsten Jahre ausgerottet sein werden. Bevor die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts erreicht ist (wahrscheinlich viel früher), werden das Gewehr, die Eisenbahn und der Pflug die Existenzbedingungen so vollständig verändert haben, dass nicht nur alle im südlichen, sondern auch die im zentralen und tropischen Afrika heimischen Lebensformen verschwunden sein werden.

Vom sentimentalen und emotionalen Standpunkt aus ist dies zu bedauern; aber es stehen tiefere Interessen als bloß emotionale und poetische auf dem Spiel. In einem Zeitalter, in dem das Studium eines einzigen, kleinen Tiefseegeschöpfes – einer Zwischenform zwischen Wirbeltieren und Wirbellosen – eine Flut von Licht auf unsere biologischen Erkenntnisse geworfen hat, und in dem die Entdeckung einiger versteinerter Hufe dazu beigetragen hat, unsere Sicht auf die Phänomene des Lebens zu revolutionieren; in dem sogar der Mann auf der Straße, der die praktischen Vorteile erkennt, die ihm die Wissenschaft beschert hat, aufhört zu spotten und sie mit einem gewissen vagen, wenn auch unvernünftigen Respekt betrachtet, ist es nicht notwendig, ausführlich auf die Tatsache einzugehen, dass der Verlust dieser vielfältigen Lebensformen durch die Verstümmelung und Einschränkung des Feldes wissenschaftlicher Studien dem menschlichen Wissen und Fortschritt einen direkten und ernsthaften Verlust zufügen muss. Doch vielleicht kann nur derjenige, der mehr oder weniger an den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung interessiert ist, die Bedeutung der Erhaltung aller Formen natürlichen Lebens für die Zukunft voll ermessen – vom Löwen und Krokodil bis hin zur bescheidensten Waldtaube und Fliege.

Vor einigen Jahren, als ich es für notwendig befand, das zu gewinnen, was an Informationen über die häuslichen und sozialen Gewohnheiten der höheren Affen zu erlangen war, stellten wir fest, dass alles, was aus den neuesten Werken zu diesem Thema zu entnehmen war, kaum mehr als nichts ergab; und dass für eine persönliche Beobachtung dieser Geschöpfe in ihrem natürlichen Zustand drei verschiedene Reisen in abgelegene und höchst unzugängliche Teile der Welt notwendig wären. Wir gingen dann dazu über, die wenigen isolierten Exemplare zu studieren, die in den zoologischen Gärten Europas zu finden sind. Wir fanden einige niedergeschlagen aussehende Tiere vor, die unter immensen Kosten aus dem tropischen Afrika oder von anderswoher transportiert worden waren, notwendigerweise in kleinen, vergleichsweise dunklen Zellen eingesperrt, nur durch den ständigen Einsatz von Kohle und künstlicher Wärme am Leben erhalten, selten vor der Schwindsucht bewahrt und auf die ständige Pflege und Aufmerksamkeit eines kräftigen Mannes angewiesen; sie ähneln, auf ihren Strohhaufen sitzend und hustend, dem Geschöpf in seinem natürlichen und aktiven sozialen Zustand inmitten des Sonnenscheins eines tropischen Waldes so wenig, wie eine Mumie einen alten Ägypter repräsentiert. Nach einem gewaltigen finanziellen Aufwand war von ihnen weniger zu lernen, als man über eine Truppe südafrikanischer Paviane erfahren könnte, wenn man sie einige Stunden lang von hinter den Steinen eines Kopjes aus beobachtet.

In Anbetracht dieser Dinge drängt sich uns unweigerlich der Schluss auf, dass unsere Position im Hinblick auf das Studium des tierischen Lebens noch weit von einem Ideal entfernt ist. Mit einem Drittel des Energie- und Geldaufwands, der in die Bildung unserer halben Dutzend kleiner zoologischer Sammlungen in Europa fließt, könnte in jedem

tropischen oder subtropischen Land ein riesiges Schutzgebiet für Wildtiere geschaffen und unterhalten werden, das allem, was für wissenschaftliche Zwecke existiert, unermesslich überlegen wäre. Unsere bestehenden kleinen Sammlungen mögen dazu dienen, den Wissenschaftlern seltene Exemplare vor Augen zu führen und gewissen nützlichen Zwecken untergeordnet sein; aber für viele Formen des Studiums sind sie absolut nutzlos, und als Mittel, um Exemplare am Leben zu erhalten, die andernfalls aussterben würden, haben sie keinen Anspruch auf Berücksichtigung. Der ideale zoologische Garten wäre ein riesiger Landstrich in einer tropischen oder subtropischen Region, in dem alle Geschöpfe, außer jenen, die an extreme Kälte gewöhnt sind, frei in einem Naturzustand existieren könnten, nur begrenzt durch den gegenseitigen Überlebenskampf; es sollte ein Gebiet sein, das nach Möglichkeit vielfältig gestaltet ist durch Sumpf, Wald und Hügel und, so weit wie möglich, durch natürliche Merkmale vom umliegenden Land getrennt; und wo keine solche Barriere existiert, sollte es so weit wie möglich künstlich abgegrenzt sein. Es sollte nicht nur die im Land heimischen Geschöpfe beherbergen, sondern als Sammelbecken für jene dienen, die anderswo nicht vor der Ausrottung bewahrt werden könnten. Es sollte sozusagen ein riesiges natürliches Schutzgebiet bilden, das nicht primär den Zwecken des Jägers, sondern der Wissenschaft dient und in dem das Gewehr fast unbekannt sein sollte. In Verbindung damit könnten mit der Zeit große zoologische Gärten im engeren Sinne des Wortes entstehen, in denen isolierte Exemplare für bestimmte Studienzwecke untergebracht werden könnten; aber für viele Jahre wäre seine weitaus wichtigere Funktion schlichtweg die Erhaltung einer großen Anzahl von Tierformen, die sonst vernichtet würden.

So wild utopisch dieses Vorhaben auf den ersten Blick auch erscheinen mag, zeigt die Überlegung doch, dass es – wenngleich mit Schwierigkeiten behaftet – nicht außerhalb des Bereichs der Machbarkeit liegt. Die erste und über viele Jahre hinweg unüberwindlichste Schwierigkeit lag in der Tatsache, dass ein derart notwendiger Landstrich nirgendwo zu erhalten war. Die Existenz einer starken, zivilisierten Regierung wäre notwendig, um dessen Beibehaltung für den gewünschten Zweck zu garantieren, und wo eine zivilisierte Regierung existiert, dort findet sich in der Regel eine mehr oder weniger dichte Bevölkerung. Der Einzelne geht in der Regel der Regierung voraus, und abgesehen von der Tatsache, dass Land dann zu wertvoll wird, um für einen solchen Zweck zweckentfremdet zu werden, sind sowohl das Land als auch die Fauna in der Regel bereits so stark verändert und zerstört, dass es ein halbes Jahrhundert dauern würde, die natürlichen Bedingungen wiederherzustellen. Solche Erwägungen ließen in der Vergangenheit das gesamte Vorhaben rein utopisch erscheinen.

Im gegenwärtigen Moment (August 1891) existiert jedoch in Südafrika durch eine seltene und außergewöhnliche Kombination von Umständen ein Zustand, der es aus dem Reich des rein Idealen in das des entfernt Praktikablen rückt. Die plötzliche und beispiellose Bewegung im Nordosten des südlichen Afrikas, wo sich eine mächtige und gut organisierte Form zivilisierter Regierung rasch in einem riesigen Territorium etabliert dünn von Eingeborenen besiedelt ist und bisher kaum oder gar nicht von Europäern, und wo gewisse tiefliegende Landstriche im gegenwärtigen Moment nicht für eine sofortige Besiedlung oder für gewöhnlichen Ackerbau geeignet sind – und sicherlich auch nicht so genutzt werden, bis die immensen Flächen an gesundem und wertvollem Land um sie herum voll ausgeschöpft sind –, ergibt sich eine Möglichkeit zur Realisierung dieses Plans, die es zuvor nicht gab und die wahrscheinlich auch nicht wiederkehren wird. Würde ein großes Stück dieses Landes gewährt oder zu einem symbolischen Preis gekauft und die Freiheit von Eingriffen garantiert, und würden die Interessen des wissenschaftlichen Europas und Amerikas für diese Angelegenheit geweckt und gelenkt, und ein Gremium aus Wissenschaftlern und praktischen Reisenden für die Leitung und

Verwaltung des Vorhabens gebildet, könnte es in den Bereich des Praktikablen und Erreichbaren übergehen.

So zahlreich die kleineren Detailprobleme auch wären, sie wären wahrscheinlich nicht unüberwindbar. Eine solche untergeordnete Schwierigkeit ergäbe sich beispielsweise aus der Tatsache, dass ein solches Schutzgebiet nirgendwo an einen dicht besiedelten Landstrich grenzen dürfte und es notwendig wäre, einen einige Meilen breiten Gürtel um das Gebiet herum zu lassen, der nur unter Ausnahmebedingungen bewohnt werden dürfte. Wäre das Interesse des wissenschaftlichen Europas und Amerikas erst einmal voll geweckt und die Machbarkeit des Plans bewiesen, würde es für dessen Vollendung nicht am Geld mangeln.

Die Summe, die heute in Europa für das Beheizen der Zelle eines einzigen menschenaffähnlichen Wesens aufgewendet wird, würde in Mashonaland eine solide Steinmauer von einer Meile Länge errichten; und nähmen die Beiträge die Form von Schenkungen an, die den Gebern ein dauerhaftes Interesse an dem Vorhaben und seiner Verwaltung sichern, könnten sie erheblich gesteigert werden. Ganz abgesehen von dem edleren wissenschaftlichen Aspekt könnte sich das Unternehmen am Ende sogar im rein kommerziellen Sinne als erfolgreich erweisen. Nicht nur würde die Existenz eines solchen Reservats mit der Zeit – wenn die Geschöpfe anderswo aussterben – dazu dienen, wissenschaftliche Besucher ins Land zu locken, sondern (so kurios eine solche Idee in einem Land jetzt auch erscheint, in dem unser Kampf jahrelang darin bestand, eine erste Kontrolle über die tierischen und pflanzlichen Erzeugnisse der Natur zu erlangen, und in dem alle künstlichen Erzeugnisse naturgemäß über ihrem realen Wert geschätzt werden) es ist möglich, dass allein die Tiere selbst im Laufe der sechzig oder achtzig Jahren eine ebenso lukrative Reichtumsquelle für die wissenschaftliche Körperschaft, der sie angehörten, erweisen könnten, als wäre das ursprüngliche Kapital in Goldminen oder Getreidefelder investiert worden. Es ist im gegenwärtigen Moment schwer vorstellbar, dass in anderthalb Generationen, wenn Einwanderungsströme den Kontinent von Ost nach West und von Nord nach Süd durchquert haben, die Stoßzähne eines Elefanten, das Fell einer Antilope oder der Körper einer Giraffe oder eines lebenden Löwen einen rein kommerziellen Wert besitzen könnten, der sie an Wert einer Handvoll Kimberley-Diamanten oder einem Claim in Johannesburg gleichsetzen würde.

Abgesehen von dem ständig wachsenden Interesse, das wissenschaftlich an einem solchen Reservat primitiver Formen hängen würde, fände die gewöhnliche Neugier, die heute dem Löwenwagen hinterherläuft und am Sonntagnachmittag gaffend im Zoologischen Garten steht, ihre Befriedigung in den Erzeugnissen dieses Landstrichs; und es ist nicht unmöglich, dass in einer künftigen Generation – sollte der rohe Durst nach Zerstörung in der menschlichen Natur ungestillt bleiben – Nimrode gefunden werden, die gerne einen Großteil ihres überflüssigen Reichtums darauf verwenden würden, für das glückselige Bewusstsein zu bezahlen, das Leben eines Geschöpfes ausgelöscht zu haben, von dessen Art nur noch wenige Dutzend auf der Welt existieren.

Man mag einwenden, dass ein solches Vorhaben, wäre es machbar und wie entfernt auch immer ein möglicher Erfolg läge, in einem kommerziellen Zeitalter längst ergriffen und ausgeführt worden wäre. Aber ein Plan, dessen monetärer Erfolg nicht innerhalb der Grenzen einer Lebensspanne zu erwarten ist, bietet dem rein kommerziellen Investor keine verführerischen Reize. Es ist ein Vorhaben, das in besonderer Weise dazu geeignet ist, im Interesse der Wissenschaft ausgearbeitet zu werden, die praktisch unzerstörbar ist und in deren Gegenwart tausend Jahre nur wie ein einziger Tag sind.

Im heutigen Zentral- und Südafrika leistet die ursprüngliche Natur ihren letzten Widerstand auf der Oberfläche des Erdballs. Hier oder nirgendwo muss ein winziges Relikt davon für die zivilisierte Welt der Zukunft bewahrt werden. Falls es möglich sein sollte, irgendeinen Plan zur Erhaltung unserer Fauna auszuarbeiten und umzusetzen, wird dies von den Menschen der Zukunft zweifellos als Handeln entlang jener offensichtlichen, praktischen und rationalen Linie betrachtet werden, die wir unmöglich übersehen konnten – ähnlich wie wir das Handeln von Menschen betrachten würden die für uns die Schätze des Altertums in versiegelten Truhen und vergrabenen Kammern bewahrt hätten. Wenn in den nächsten fünfzig Jahren kein solcher Plan ausgereift und umsetzbar ist, wird die Wissenschaft dauerhaft großartige Möglichkeiten verloren haben und Südafrika das, was seine größten Attraktionen ausmacht. Es ist gewiss nicht durch das beharrliche Folgen in den Fußstapfen anderer Weltteile, sondern durch das entschlossene Ergreifen unserer eigenen Gelegenheiten und das Beschreiten unserer eigenen Pfade, dass Afrika jemals seine rechtmäßige Position unter den Divisionen der Welt erreichen kann.

Im gegenwärtigen Moment haben wir in den tiefliegenden Distrikten von Mashonaland, die brachliegen werden, bis all die weiten, gesunden und produktiven Landstriche um sie herum vollständig besiedelt und kultiviert sind, eine der letzten und wahrscheinlich besten Gelegenheiten, die sich jemals bieten werden, ein Feld zu finden, in dem wir unsere seltene und wunderbare Fauna bewahren können. Aber um erfolgreich durchgeführt zu werden, müsste das Vorhaben in kolossalem Maßstab und durch das internationale Zusammenwirken aller an der Wissenschaft Interessierten betrieben werden – unser Schutzgebiet sollte der Zoologische Garten der Welt sein.“

TEIL II

Es ist erstaunlich, wie schnell die unzähligen Wildherden, die einst die hügeligen Ebenen Südafrikas[1] durchstreiften, praktisch ausgerottet wurden. Die exquisite Fauna Afrikas hat in der Vergangenheit wesentlich zu dem Charme und der Faszination beigetragen, die dieser Kontinent auf so viele Männer ausübte, doch sie wird von einer uneinsichtigen „Zivilisation" hinweggefegt. Einige nützliche und prächtige Formen des wilden Lebens sind bereits so ausgestorben wie der Dodo, und andere stehen unmittelbar vor der Ausrottung. Ein Pringle könnte nicht länger singen: „Und des furchtsamen Quaggas wild pfeifendes Wiehern / wird an der Quelle bei Tagesanbruch gehört", denn das letzte seiner Art fiel vor mehr als zwanzig Jahren; der Blaubock (*Hippotragus leucophaeus*) ist bereits seit

[1] *Für die Zwecke dieses Kapitels meine ich, wenn ich von Südafrika spreche, das Gebiet südlich der Flüsse Sambesi und Cunene.*

hundert Jahren verschwunden, und seine wunderschöne Verwandte, die Pferdeantilope (*Hippotragus equinus*), ist nirgendwo mehr zahlreich anzutreffen. Das Breitmaulnashorn (*Rhinoceros simus*) kann fast schon als ausgestorben gelten; sein schwarzer Bruder, das Spitzmaulnashorn (*Rhinoceros bicornis*), wird heute nur noch selten südlich des Sambesi-Flusses gefunden, und das Weißschwanzgnu droht ebenfalls auszusterben.

Ein kurzer Zeitraum von nur dreiundsechzig Jahren ist vergangen, seit Kapitän (der spätere Sir) Cornwallis Harris, während er nahe dem heutigen Standort von Pretoria am Fuße der Cashan-Berge (Magaliesberg) lagerte, auf große Mengen von Nashörnern stieß und seine Beobachtungen mit folgenden Worten festhielt: „Das Land bot nun buchstäblich den Anblick einer Menagerie; insbesondere die Scharen von Nashörnern, die sich täglich zeigten, überstiegen fast jede Glaubwürdigkeit. Während das Lager errichtet wurde, sah man einen hässlichen Kopf aus jedem Busch ragen, und der Besitz des Bodens wurde oft hartnäckig bestritten. Im Feld ließen diese Tiere keine Gelegenheit aus, sich unbeliebt zu machen – häufig griffen sie mich direkt am Ellbogen an, während ich gerade dabei war, den Abzug auf ein anderes Objekt zu betätigen, und verfolgten unsere Pferde mit unermüdlichem und lächerlichem Eifer, wobei sie ihre Nasen dicht am Boden hielten, sich mit einem zierlichen Gang bewegten, der einem so plumpen und schwerfälligen Vierfüßer schlecht zu Gesicht stand, und dabei einen Laut zwischen einem Grunzen und einem unterdrückten Pfeifen von sich gaben."[1]

Weiter schreibt er: „Auf unserem Weg von den Wagen zu einem Hügel, der keine halbe Meile entfernt war, zählten wir nicht weniger als zweiundzwanzig Exemplare der weißen Nashornart und sahen uns zur Selbstverteidigung gezwungen, vier davon zu erlegen. Einmal wurde ich in einem Gebüsch von gleich dreien gleichzeitig belagert und hatte nicht wenig Mühe, die Angreifer abzuwehren."

Heute sind die Cashan-Berge von finsteren Forts gekrönt, die eine große Stadt überblicken; die schnaubende Lokomotive und die feuerspeiende Kanone haben den Elefanten, den königlichen Löwen, den majestätischen Kudu und das mächtige Nashorn verdrängt. Welch trauriges Bild bietet sich uns, wenn wir das heutige Wildleben mit dem von vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert vergleichen. Harris beschreibt einen wunderschönen Anblick, den er nordwestlich des Meritsane sah (nahe der Stelle, wo

[1] *Wild Sports of Southern Africa, S. 182, 183 (5. Aufl. 1852).*

Mafeking heute liegt)[1]: „Wir nahmen bald große Herden von Quaggas[2] und Streifengnus wahr, die sich immer weiter zusammenschlossen, bis die ganze Ebene lebendig zu sein schien. Das Geklapper ihrer Hufe war absolut erstaunlich, und ich konnte es mit nichts anderem vergleichen als mit dem Getöse einer gewaltigen Kavallerieattacke oder dem Rauschen eines mächtigen Sturms. Ich konnte die angesammelte Zahl auf nicht weniger als fünfzehntausend schätzen; ein großer Teil des Landes war von ihren versammelten Massen tatsächlich schwarz-weiß schachbrettartig gemustert. Als sich die durch den Knall unserer Gewehre verursachte Panik ausbreitete, schwebten Staubwolken über ihnen; auch die langen Hälse von Straußentrupps waren zu sehen, die über die Köpfe ihrer weniger gigantischen Nachbarn ragten und mit erstaunlicher Schnelligkeit vorbeizogen. Gruppen von purpurnen Leierantilopen sowie leuchtend roten und gelben Kuhantilopen trugen ebenfalls dazu bei, das Bild zu vervollständigen, das man gesehen haben muss, um es richtig zu verstehen, und das jeder Beschreibung spottet."

Nie wieder wird ein solcher Anblick zu sehen sein. Nie wieder wird ein Reisender, wie Dr. (der spätere Sir) Andrew Smith es erst vor fünfundsechzig Jahren tat, zwischen einhundert und einhundertfünfzig Nashörner an einem einzigen Tag unweit seines Wagens etwa zwei Grad nördlich der Magaliesberge sehen. Es mag dem britischen Bergmann, der heute in den größten Goldfeldern, die die Welt je kannte, mit Pickel und Schaufel arbeitet, unbegreiflich erscheinen, dass ein vernünftiger Mann vor kurzen dreiundfünfzig Jahren über die heutige Oranje-Fluss-Kolonie und über das Land, in dem sich jene Minen befinden, die monatlich ihre Hunderttausende Unzen Gold abwerfen, ernsthaft Folgendes schreiben konnte:

„Tatsächlich ist der Löwe in dieser Wildnis von unbestreitbarem Nutzen, und ich beweise es so: Wenn vom Drakensberg, der Quelle des Vaal-Flusses, bis zum Wendekreis des Steinbocks kein Löwe existierte, so ist es gewiss, dass die Herden von Gnus und Quaggas"

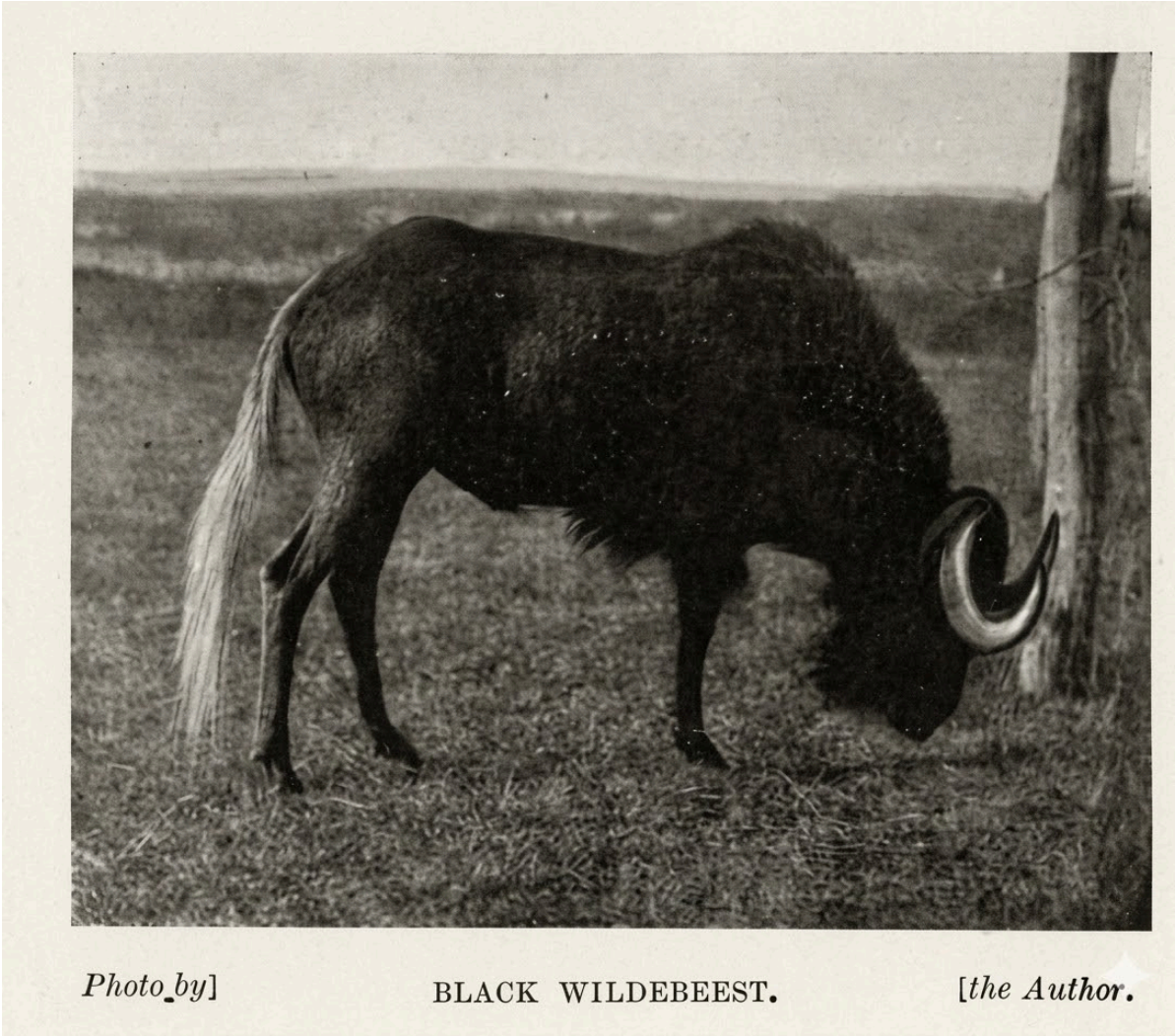


Photo by] BLACK WILDEBEEST. *[the Author.*

[1] *Wild Sports of Southern Africa, S. 60 (5. Aufl. 1852).*

[2] *Harris meinte offensichtlich das Burchell-Zebra, das von den Buren und Kolonisten häufig fälschlicherweise als „Quagga" bezeichnet wird; ich glaube nicht, dass das Quagga so weit nördlich wie am Meritsane vorkam.*

[3] *Streifengnus*

„ bereits viel zu zahlreich, sich in einem erschreckenden Maße vermehren würden. Es würde nur zehn Jahre dauern, und das Hirtenvolk fände keinen Grashalm mehr für sein Vieh." Und weiter: „In der Tat hatten ihre Hufe dort, wo der Boden locker und trocken war, den Grund so aufgebrochen, dass er fast wie kultiviertes Ackerland aussah."[1]

Es lag ein gewisser Wahrheitsgehalt in Delagorgues Aussage; doch kaum wurde der kommerzielle Wert von Fellen durch die Buren und Jäger im Allgemeinen entdeckt, begann auf eben jenen Ebenen ein blutiger und rücksichtsloser Ausrottungskrieg, und die unzähligen Tausende von Wildtieren verschwanden wie eine sich auflösende Fata Morgana vor dem Herannahen des Menschen.

Heute stellen wir fest, dass kaum zweihundert Buntböcke (*Damaliscus pygargus*) überlebt haben, ungeachtet der Bemühungen der Kap-Regierung und der Besitzer der beiden Farmen, auf denen sie leben, sie zu erhalten. Nicht länger ziehen „tollköpfige Gnus"[2] (Weißschwanzgnus: *Connochaetes gnou*)

[1] *Voyage dans l'Afrique Australe, von A. Delagorgue (1847). Siehe C. J. Anderssons The Lion and the Elephant, S. 234, 235.*

[2] *Für anschauliche Beschreibungen dieser Tiere siehe R. Gordon Cummings Five Years' Hunting Adventures in South Africa (vollständige Volksausgabe), S. 92, 93; und Cornwallis Harris's Narrative of an Expedition into Southern Africa in 1836 and 1837, S. 287.*

(*Connochaetes gnou*), die einst so zahlreich auf den Ebenen südlich des Vaal-Flusses waren, jagen über das flache Land oder vollführen exzentrische Kapriolen und Luftsprünge um die Wagen der Jäger, wobei sie ihre dunklen Flanken mit ihren schneeweißen Schwänzen peitschen, wie in den Tagen, als Harris und Cumming die Ebenen der heutigen Oranje-Fluss-Kolonie durchquerten. Einige kleine Trupps werden dort noch hier und da erhalten – oder wurden es zumindest, als der Krieg ausbrach. Die einst unzähligen Herden von Blessböcken (*Damaliscus albifrons*) sind auf wenige Trupps zusammengeschrumpft.

Der Elefant, den Cornwallis Harris in großen Herden unmittelbar nördlich des heutigen Standorts von Pretoria vorfand, ist fast ganz aus Südafrika verschwunden. „Hier lag ein grandioses und prächtiges Panorama vor uns, das jeder Beschreibung spottet. Das ganze Antlitz des Landes war tatsächlich mit wilden Elefanten bedeckt. Es können nicht weniger als dreihundert in unserem Sichtfeld gewesen sein. Jede Anhöhe und jeder grüne Hügel war mit Gruppen von ihnen übersät, während der Grund der Schlucht eine dichte und dunkle lebende Masse darstellte." Über denselben Tag schreibt Harris: „Auf unserem Weg zum Lager passierten wir drei weitere große Elefantenherden."[1]

Das eigentliche oder Bergzebra (*Equus zebra*) ist heute fast ausschließlich auf einige der höheren Gebirgsketten der Kapkolonie beschränkt. Die gewaltigen Elenantilopen-Herden (*Taurotragus oryx typicus*) sind verschwunden. Die großen Büffelherden (*Bos caffer typicus*), von denen Harris sagte, sie „konnten oft von den Wagen aus gesehen werden", sieht man nicht mehr. Die immensen Herden von Kuhantilopen (*Alcelaphus cama*) und die Herden der Leierantilopen (Bastard-Kuhantilope: *Damaliscus lunatus*) sind Anblicke der Vergangenheit. Die Rappenantilope (Harris-Bock: *Hippotragus niger*) ist selten. Der stattliche Spießbock (*Oryx gazella*), der majestätische Kudu (*Strepsiceros capensis*), die Lichtenstein-Kuhantilope (*Bubalis lichtensteinii*) und der majestätische Wasserbock (*Kobus ellipsiprymnus*) verschwinden rasch aus Südafrika; und selbst das Streifengnu (*Connochaetes taurinus*) und das Zebra (*Equus quagga burchellii*) sind gleichsam nur noch ein Schatten der zahllosen Herden, die einst die Landschaft verschönten und „mit wildem Huf die donnernde Ebene von sich stießen". Die wunderbare Giraffe (*Giraffa camelopardalis*)

[1] *Wild Sports of Southern Africa (5. Aufl. 1852), S. 169.*

(*Giraffa camelopardalis*) vermag es noch hier und da in einsamen Einöden zu überleben, zieht aber nicht länger in Trupps von zwanzig oder dreißig Tieren dahin, „dahingleitend wie ein hohes Schiff auf dem Busen des Ozeans, wobei sie, wie es scheint, mit jedem Schritt ganze Wegstunden hinter sich lässt." Das Flusspferd (*Hippopotamus amphibius*), einst so zahlreich, hat gleichermaßen unter seinen terrestrischen Freunden gelitten; es gibt heute nicht mehr viele Flüsse, in deren trüben Wassern sein „hässlicher Kopf" noch zu sehen ist; es verschwindet, wie die anderen, die „in die Dunkelheit gingen, in schwerfälligem Turnier."

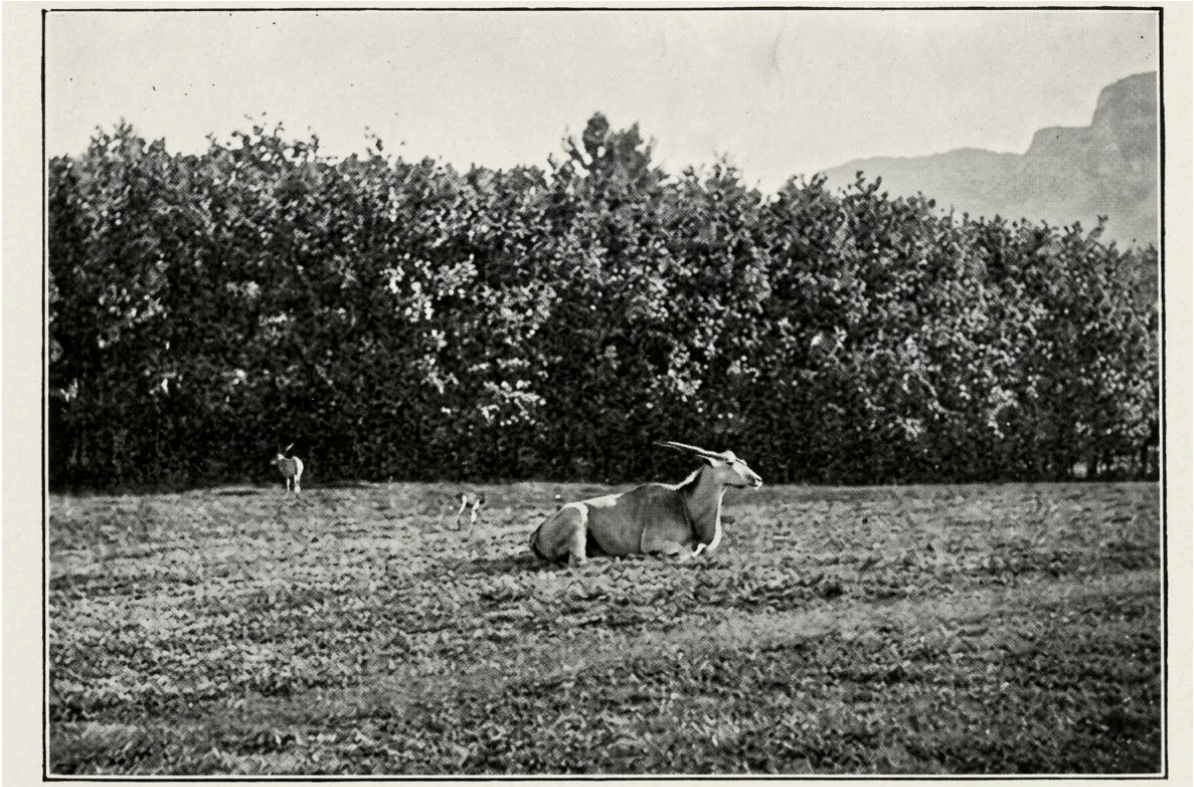


Photo by] [*the Author.*

ELAND COW AND CALF, AND KOODOO BULL.

Auch die anderen südafrikanischen Antilopen, wie die Nyala (*Tragelaphus angasii*), das Riedbock (*Redunca arundinum*), die Impala (*Aepyceros melampus*), das Bergriedbock (*Rooi-rhebok* : *Redunca fulvorufula*), das Rehantilope (*Vaal rhebok* / Grauer Rehbock: *Pelea capreolus*), der Springbock (*Antidorcas marsupialis*), der Schirrantilope (*Tragelaphus sylvaticus*), das Oribi (*Ourebia ourebi*), der Steinbock (*Raphicerus campestris*), der Kronenducker (*Sylvicapra grimmia*), der Klippspringer (*Oreotragus oreotragus*) und andere der kleineren Antilopen haben alle schwer gelitten und stellen heute nur noch einen winzigen Bruchteil dessen dar, was sie einst waren. H. A. Bryden hat in seinen verschiedenen Werken über den Sport in Südafrika[1] die Einzelheiten dieser traurigen Ausrottung des wilden Lebens ausführlich dargelegt. Zwei Fälle schrecklichen Abschlachtens wurden von ihm festgehalten.

Um das Jahr 1878 trieb ein gewisser Van Zijl zusammen mit anderen eine Truppe von einhundertvier Elefanten in ein Morastgebiet im Land zwischen dem Ngamisee und dem Okavango-Fluss, wo sie hoffnungslos im Schlamm stecken blieben und jedes Tier getötet wurde – Bulle, Kuh und Kalb.[2] Der andere Fall von massenhafter Metzelei ereignete sich 1860, als der verstorbene Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha (damals Prinz Alfred) die östlichen Distrikte der heutigen Oranje-Fluss-Kolonie besuchte. Eine große Jagd wurde organisiert; tausend Eingeborene halfen beim Treiben des Wildes. Fünfundzwanzigtausend Stück Wild waren in Sichtweite der Waidmänner – Weißschwanz- und Streifengnus, Zebras, Quaggas, Strauße, Blessböcke, Kuhantilopen und Springböcke. Tausende wurden getötet, manche sprechen von sechstausend. Mehrere Eingeborene wurden von einer angreifenden Zebraherde niedergetrampelt oder zu Tode gequetscht, während andere Knochenbrüche erlitten.[3]

Heute liegen diese Ebenen kahl und verlassen da. So war die Vergangenheit. Was beabsichtigen wir nun zu tun, um diese edlen Tiere vor der Ausrottung zu bewahren? Das Internationale Abkommen zur Erhaltung wildlebender Tiere, Vögel und Fische in Afrika, das im Mai 1900 in London unterzeichnet wurde, wird hoffentlich bis zu einem gewissen Grad dem wahllosen und massenhaften Abschlachten von Wild in den Regionen ein Ende

setzen, die – grob gesagt – nördlich des 18. Grades südlicher Breite liegen. Aber damit dürfen wir uns nicht zufriedenstellen.

Zoologische Gärten in großem Maßstab werden in Südafrika dringend benötigt. Die Ausrottung ist so schnell vorangeschritten, dass es keineswegs widersprüchlich ist, von solchen Institutionen zu sprechen; Südafrika bietet nicht länger „den Anblick einer Menagerie"; es hat aufgehört, „ein einziger gewaltiger zoologischer Garten" zu sein.[4]

[1] *Nature and Sport in South Africa, Gun and Camera in South Africa, Kloof and Karoo.*

[2] *Gun and Camera in South Africa, S. 488.*

[3] *Ebd., S. 508.*

[4] *Siehe*

Nicht nur wird ein Nationaler Südafrikanischer Zoo benötigt, sondern in Verbindung damit muss ein ausgedehnter Landstrich geeigneten Geländes als großes Wildschutzgebiet eingezäunt werden. In Pretoria wurde einige Monate vor Ausbruch des Krieges mit einer Tiersammlung begonnen, und die Regierung kaufte ein sehr wertvolles Grundstück am Aapies River am nördlichen Ende der Stadt und schenkte es dem Nationalmuseum zum Zwecke der Errichtung eines neuen Museumsgebäudes und der Gründung eines *Dierentuin* (Zoologischer Garten). Im September 1899 waren bereits gute Fortschritte beim Bau des neuen Museums erzielt worden, und eine recht ansehnliche Sammlung von Tieren für den Zoo war von Dr. Gunning und seinen Assistenten bereits gesichert worden. Es war eine *Staats*-Institution, aber wir hofften damals, bald einen Plan auszuarbeiten, der sie zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht hätte.

Ich halte Pretoria für den am besten geeigneten Ort in Südafrika für einen großen Nationalen Zoologischen Garten. Bei dieser Schlussfolgerung habe ich folgende Fakten berücksichtigt: Erstens gibt es reichlich Wasser im Fluss, und Flusspferde, Krokodile sowie andere wasserliebende Tiere, Vögel und Fische werden dort zweifellos prächtig gedeihen; einheimische Bäume, oder vielmehr Sträucher, Gras und Schilf sind im Überfluss vorhanden, und die Tiere werden sich dort sofort wie zu Hause fühlen. Zweitens war das Tal, in dem Pretoria heute liegt, wie ich bereits dargelegt habe, einst der Lebensraum einer großen Vielfalt an Wild; folglich darf vernünftigerweise gehofft werden, dass die Tiere dort besser gedeihen werden als beispielsweise in Kapstadt[1] mit einem Klima und Weideflächen, die einigen Arten fast fremd sind, oder als im Londoner Zoo mit seinen Nebeln, dem kalten Wetter und den neuen Lebensbedingungen.

[1] *Der Fairness halber muss jedoch daran erinnert werden, dass Van Riebeek und seine niederländischen Gefährten, als sie im April 1652 in der Tafelbucht landeten, eine große Fülle an Tierleben an deren Ufern vorfanden. Flusspferde besetzten einen Sumpf am heutigen Standort des Church Square in Kapstadt, und „Hirsche und Elenantilopen" waren an den Hängen des Tafelbergs zahlreich. Das Land „wimmelte von Elenantilopen, Kuhantilopen und Steinböckchen", und Löwen waren zahlreich und kühn; noch im Juni 1694 wurden neun Kühe in Sichtweite des Kastells von Löwen getötet; und die Tiere in Herrn Rhodes' Zoo sind bisher recht gut gediehen, obwohl einige der Arten nur kümmerliche Vertreter ihrer wilden Brüder sind.*

Drittens wird Pretoria aufgrund seiner Lage in der Lage sein, Exemplare vieler seltener Tiere aus dem Sabi-Tal und von anderswo zu vergleichsweise geringen Kosten zu beschaffen, da der Transport keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten wird. Viertens besteht die Hoffnung, dass in naher Zukunft ein ausgedehnter Landstrich, der derzeit fast wertlos ist – entweder in den Distrikten Waterberg oder Zoutpansberg oder im Sabi-Tal –,

von der Regierung zum Zwecke der Errichtung eines immensen Schutzgebietes gewonnen werden kann. Da dieses in der Nähe liegt, können Tiere leicht in die Zoologischen Gärten überführt werden.

Ich bin zuversichtlich, dass, sobald eine solche Landzuteilung erfolgt ist, ausreichende Mittel von den vielen Menschen bereitgestellt werden, die ein umfassendes Konzept zur Erhaltung wilder Tiere ins Leben gerufen sehen wollen, um das Territorium einzuzäunen und so viel Wild wie möglich hineinzutreiben und zu sichern. Die vielfältigen Möglichkeiten, die Zoologische Gärten in Europa und anderswo hätten, um Exemplare aus einem solchen Reservat zu beziehen, falls der Plan erfolgreich umgesetzt wird (und es gibt keinen Grund, warum dies nicht geschehen sollte), liegen auf der Hand. Das Anwesen wird zum Kernstück werden, von dem aus andere Zoos zu angemessenen Preisen bestückt werden können, und so werden die Menschen anderer Länder lernen, die schönen Formen kennen- und bewundern zu lernen, die den in Südafrika geborenen Männern so viel bedeuten.

Es ist zu hoffen, dass es nach einiger Zeit eine sich selbst tragende Institution wird. Herr P. A. Krantz vom alten Pretoria Staats-Museum und *Dierentuin* und ich haben viele lange Gespräche über dieses Thema geführt und sind zu dem Schluss gekommen, dass der Plan praktikabel ist. Präsident Krüger wurde bezüglich einer Landzuteilung angesprochen, sah sich jedoch zu jener Zeit nicht in der Lage, die Angelegenheit in Erwägung zu ziehen. Es wird in der Tat ein denkwürdiger Tag sein, wenn eine Zuteilung von, sagen wir, einhunderttausend Acre Land von der Regierung erwirkt wird und mehrere tausend Stück Wild darauf gesichert sind. Eine Region, die derzeit für den Menschen von keinem praktischen Nutzen ist, da sie von Buren unbewohnt und aufgrund ihres malarischen Charakters während des Sommers für europäische Kolonisten ungeeignet ist, die jedoch für Wild überaus günstig ist, wird – wenn ein solches Vorhaben durchgeführt wird – zu einem großen Zentrum der Attraktion und des Interesses werden. Nicht nur wird es zu einem beliebten Zufluchtsort für Naturforscher und Waidmänner werden, sondern es wird einen Reiz für alle Bewunderer des wilden Lebens besitzen und für diejenigen, die Vergnügen an einem Streifzug durch „die Irrgärten des lichten Akazienhains“ finden – bewaffnet mit Kamera, Pinsel oder Stift für den Fall einer Begegnung mit einer Giraffe, einem Nashorn, Elefanten, einer Elenantilope oder einem anderen Bewohner des Schutzgebietes. Der „Afrika-Reisende“ wird den Ort sicherlich besuchen, und er wird gleichsam zu einer Oase in der Wüste der Dekadenz des zwanzigsten Jahrhunderts werden.

Das Schutzgebiet wird zur Ausbildungsschule werden, in der Versuche unternommen werden, jene Tiere zu domestizieren, von denen man vernünftigerweise erwarten kann, dass sie dem Menschen von Nutzen sind. Das Zebra wird darauf trainiert werden, im Geschirr zu ziehen und unter dem Sattel zu gehen; durch einen schrittweisen Entwicklungsprozess werden die Nachkommen mit der Zeit daran gewöhnt, Strapazen und lang anhaltende Arbeitsbelastungen auszuhalten, und sie werden dann ein wichtiger Faktor bei der Erschließung und Erforschung der Tsetsefliegen-Regionen Afrikas sein.

Vor einigen Jahren sicherten sich die Herren Zeederberg & Co. ein Gespann von Burchell-Zebras und setzten sie eine Zeit lang mit großem Erfolg in ihren Kutschen zwischen Pretoria und Pietersburg ein, stellten jedoch fest, dass die Tiere nach einiger Zeit erschöpft und unbrauchbar wurden, da sie nicht in der Lage waren, schwere Arbeit über längere Zeit auszuhalten. Es war natürlich unfair zu erwarten, dass das erst vor kurzem aus der Wildnis gebrachte Zebra die Arbeit des Maulesels oder Pferdes verrichtet, das seit Generationen daran gewöhnt ist, für den Menschen zu arbeiten, und so durch einen Prozess der schrittweisen Entwicklung den Zustand der Widerstandsfähigkeit erreicht hat, den es heute besitzt. Wenn ein Pferd, das viele Monate lang im Veld gelaufen ist, auf eine

lange Reise mitgenommen wird und wirklich harte Arbeit leisten muss, wird es schnell „schlappmachen".

Ich bin zuversichtlich, dass das Zebra durch ein System umsichtigen Trainings noch zu einem höchst nützlichen Tier in Afrika werden wird, da es nicht nur gegen die Angriffe der Tsetsefliege immun ist, sondern auch gegen jene andere Geißel des Reisenden, die „Pferdesterbe", und aller Wahrscheinlichkeit nach gegen viele andere Seuchen und Leiden, denen Pferde in Afrika ausgesetzt sind. Es gibt noch andere Tiere in Afrika, die domestiziert werden sollten. Warum wurde der afrikanische Elefant niemals in der Neuzeit dazu ausgebildet, dem Menschen wie sein asiatischer Bruder zu dienen? Wir alle wissen, dass die Römer afrikanische Elefanten in ihren Schlachten gegen die Makedonier und andere Völker einsetzten, und doch werden sie heute vom Menschen nicht genutzt. Ist der afrikanische Elefant widerspenstiger als der asiatische? Oder liegt seine Nicht-Domestizierung an dem unterlegenen Typus der Ureinwohner Afrikas?

Sir Samuel Baker[1] hat gesagt: „Der afrikanische Elefant ist im domestizierten Zustand ebenso gelehrig wie der indische; aber wir haben keinen Bericht über einen Negerstamm, der jemals eines dieser klugen Tiere gezähmt hat; ihr einziger Grundsatz lautet: ‚töten und essen'." Den trägen Völkern Afrikas ist es zuzuschreiben, dass wir heute keine domestizierten Elefanten haben, und der weiße Mann war bisher ebenso nachlässig in seiner Pflicht gegenüber seinem Land. Der Elefant war für ihn tot mehr wert als lebendig; sein einziger Schrei war: „Töten! Töten! Töten!" Werden wir niemals den Versuch unternehmen, diese Bestie zu domestizieren, die „in ihrer eigenen gewaltigen Kraft unbezwingbar ist"?

Wenn wir dies beabsichtigen, haben wir keine Zeit zu verlieren; bald wird es zu spät sein. Abgesehen von allen anderen Erwägungen – und derer gibt es viele – denke man an den unschätzbaren Wert eines solchen Tieres bei der Erschließung und Entwicklung des Inneren unseres großen afrikanischen Kontinents, der in vielerlei Hinsicht noch immer so „dunkel" ist. Wie nützlich wird er beim Bau von Eisenbahnen und Telegrafenlinien und auf tausend andere Arten sein. Falls von den verschiedenen südafrikanischen Regierungen keine ausreichende Unterstützung für den Beginn von Fangaktionen im Knysna-Wald oder an anderen geeigneten Orten erhalten werden kann, könnte ein Versuch – notwendigerweise in sehr kleinem Maßstab – in dem Schutzgebiet unternommen werden, das wir hoffentlich entstehen sehen.

Ich kann nur hoffen, dass andere die Bedeutung dieser Angelegenheit erkennen und dass wir uns in naher Zukunft die Hände reichen und unseren Südafrikanischen Nationalen Zoologischen Garten und das Reservat zu einem erfolgreichen Abschluss bringen können. Ich weiß, dass es in England viele Männer gibt, die an der Erhaltung des Wildes interessiert sind, und sobald ein Anfang gemacht ist, habe ich keinen Zweifel am endgültigen Erfolg des Projekts. Ich persönlich werde gerne einen großen Teil meiner Zeit seiner Förderung widmen.

[1] *The Nile Tributaries of Abyssinia (Ausg. '74), S. *

KAPITEL XXI

DAS MAUSER-GEWEHR ALS JAGDWAFFE

Das Militärgewehr – Vorzüge – Seine Geschosse – Mauser-Schusswunden – Buren-Scharfschützen – Mauser mit großem Kaliber – Ihre Geschosse – Ihre Wirkungen – Ein gutes Jagdgewehr – Vor- und Nachteile.

In den letzten drei Jahren habe ich fast ausschließlich das Mauser-Gewehr für die Jagd auf Hoch- und Niederwild sowie beim Scheibenschießen verwendet. Da ich glaube, dass bisher nicht viele Waidmänner es ausprobiert haben, beabsichtige ich, eine kurze Beschreibung der zwei Arten zu geben, wie sie von einigen meiner Freunde und mir selbst benutzt werden.

Mein kleinkalibriges Mauser, wie ich es nenne, ist ein Militärgewehr, ähnlich jenem, das von den Buren des ehemaligen Oranje-Freistaats und des Transvaals im Krieg verwendet wurde. Es ist ein eher klobiges Instrument anzusehen, mit einem dicken Holzschaft ohne die elegante Biegung des Martini-Henry-Gewehrs. Der Lauf ist bis nahe an die Mündung in Holz eingefasst, und ein unhandlicher Kammerstängel ragt im rechten Winkel zum Lauf an der rechten Seite des Verschlusses hervor. Doch der allgemeine Mechanismus von Feder und Bolzen ist erfreulich einfach; die Patronen werden ohne die geringste Störung aus dem Magazin in das Patronenlager befördert, und die leere Hülse wird beim Zurückziehen des Verschlusses sauber ausgeworfen, während der einfache Vorgang des Schließens das Gewehr erneut lädt. Es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit eine Serie von Schüssen mit diesem Gewehr abgegeben werden kann. Ich persönlich habe keine Experimente bezüglich der Anzahl der Schüsse pro Minute angestellt; aber mit einer Mauser von etwas größerem Kaliber als dem des Militärgewehrs habe ich – obwohl sie nicht so schnell abgefeuert und nachgeladen werden kann – innerhalb von dreißig bis achtzig Yards drei Büffel aus einer großen Herde, die in rasendem Tempo durch hohes Gras und Schilf an mir vorbeistürmte, totgeschossen und einen vierten verwundet.

Das Magazin fasst nur fünf Patronen, aber indem man diese beim Schließen des Verschlusses mit dem Daumen der linken Hand nach unten drückt, kann eine sechste in den Lauf geladen werden. Die fünf Patronen werden in einem kleinen Metallclip oder Ladestreifen gehalten, und wenn das Magazin leer ist, ist das Nachladen nur das Werk eines Augenblicks.

Es gibt einen kleinen Hebel an einem Ende des Bolzens, der, wenn er in drei verschiedene Positionen gebracht wird, den Verschluss verriegelt, das Gewehr in den Zustand der Halbrast versetzt oder es ermöglicht, den gesamten Bolzen – der die Feder, den Schlagbolzen und das Schloss enthält – herauszuziehen. Im Falle eines Rückzugs oder der Aufgabe von Waffen wird das Gewehr durch Wegwerfen des Bolzens in den Händen des Feindes vollkommen unbrauchbar.

Das Gewehr ist sorgfältig bis auf zweitausend Yards visiert, kann sein kleines Projektil aber natürlich mehrere Meilen weit schleudern. Das Korn aus schwarzem Metall erscheint zunächst sehr groß, doch beim „Anschlagen“ des Gewehrs an die Schulter genügt ein einziger Blick entlang des Laufs, um festzustellen, dass es sich hervorragend in die kleine, halbmondförmige Kimme einfügt. Ich habe bei diesem Gewehr nie „Teilmantelgeschosse“ ausprobiert, aber ich habe das gewöhnliche Vollmantelgeschoss mit recht zufriedenstellenden Ergebnissen auf Hoch- und Niederwild verwendet. Das Kaliber des Gewehrs beträgt 7 mm, was geringfügig kleiner ist als das der Lee-Metford.

Obwohl meine Mauser sowohl auf dem Schießstand als auch auf dem Jagdfeld erheblichen Dienst geleistet hat und trotz der extrem harten nickelgepanzerten Geschosse, von denen man annehmen sollte, dass sie die Züge abnutzen würden, schießt sie heute, nach dreijährigem Gebrauch, so präzise wie eh und je.

Das Mauser-Gewehr hat eine sehr flache Flugbahn und schießt mit dem festen Visier für einhundert Yards bis auf dreihundert Yards genau; selbst bis auf vierhundert Yards kann dieses Visier erfolgreich verwendet werden, wenn man „voll anhält“. Diese flache Flugbahn ist bei einem Gewehr von größter Bedeutung, denn ein korrekt auf ein Ziel

abgefeuertes Mauser-Geschoss, sagen wir auf fünfhundert Meter entfernt, würde einen Mann treffen, der in direkter Linie in der Mitte zwischen dem Ziel und dem Schützen steht. Bei dem alten Martini-Henry-Gewehr hingegen würde das Projektil über seinen Kopf hinwegfliegen und dann auf das Ziel herabsinken. Die Durchschlagskraft des Geschosses, ähnlich wie die des Lee- Metford, ist ebenso erstaunlich wie die Distanz, auf die es tötet. Die Mauser-Patronen sind mit rauchlosem Pulver geladen; der Knall ist in der Tat sehr gering, und es gibt praktisch keinen Rückstoß. Die Bedeutung der ersten beiden Eigenschaften, sowohl in der Kriegsführung als auch bei der Jagd, liegt auf der Hand. Aus persönlicher Erfahrung weiß ich, dass man beim „Anzeigen" am Sechshundert-Yards-Ziel nur einen leichten „Knack" hört, wenn ein Mauser-Gewehr abgefeuert wird.

Als die neuen Gewehre im Transvaal allgemein gebräuchlich wurden, erkundigte ich mich bei mehreren meiner Buren-Freunde, wie sie ihnen gefielen, ob sie damit Wild erlegt hatten und, falls ja, welche Art von Wunden üblicherweise verursacht wurden. Zu meiner Überraschung wurde mir von manchem alten Nimrod berichtet, dass er einen kleinen Bergriedbock oder einen Steinbock geschossen habe und dass an der Stelle, wo das Projektil austrat, ein langer Schlitz klaffte, in den man drei Finger stecken konnte, während an der Eintrittsstelle nur ein kleines Loch war. Meine eigene spätere Erfahrung lehrte mich, dass dies oft der Fall ist; doch ich habe auch Situationen erlebt, in denen das Projektil selbst den Körper eines so kleinen Bocks wie der Nyala-Antilope nicht vollständig durchschlug, sondern sich aufspaltete und unter der Haut auf der gegenüberliegenden Seite stecken blieb; und wiederum andere, in denen das Projektil ein so massiges und kompakt gebautes Tier wie ein Spitzmaulnashorn durchschlug.

Die Durchschlagskraft und die Ausdehnung eines Geschosses hängen stark von der Entfernung ab, aus der es abgefeuert wird, von seiner Auftreffgeschwindigkeit und natürlich von der Beschaffenheit der Substanz, mit der es in Kontakt kommt. Die Nyala, auf die ich mich bezog, wurde von Herrn Cecil Emmett erlegt, während wir im Zululand jagten. Es war ein ausgewachsener Bock, der etwa einhundertfünfzig bis zweihundert Yards von ihm entfernt stand, als er schoss und ihn zur Strecke brachte. Das Projektil, ein gewöhnliches Vollmantelgeschoss, traf ihn voll auf die rechte Schulter, blieb nach dem Zertrümmern der Schulterknochen unter der Haut der linken Seite stecken und spaltete sich so vollkommen in die „Rosenform" auf, als wäre es ein „Dum-Dum-Geschoss" gewesen. Die Nyala ist eine kräftig gebaute Antilope, ein gutes Stück größer als der Schirrantilope. Was das Nashorn betrifft, so wurden zwei Schüsse abgefeuert fast gleichzeitig aus einer Entfernung von kaum sechs Yards auf das Tier abgegeben, als es in voller Breitseite an uns vorbeistürmte. Die beiden Kugeln (die eine aus einer Mauser, die andere aus einer Martini-Henry) durchschlugen das rechte Schulterblatt und trafen, da sie aus unterschiedlichen Winkeln abgefeuert worden waren, am Rückgrat zusammen, wobei sie dieses zertrümmerten und ein großes Loch rissen. Das Martini-Henry-Projektil blieb im Fleisch direkt hinter dem Rückgrat stecken, aber das Mauser-Geschoss setzte seinen Weg fort, trat hinter der linken Schulter wieder aus und hinterließ die übliche längliche Wunde in der dicken Haut.

Ich habe nicht viele Fälle bemerkt, in denen das Projektil so „aufgesplittert" ist wie bei der Nyala, aber wie ich bereits sagte, scheint es häufig seine ursprüngliche Flugbahn zu verlieren, sich schräg zu drehen und eine sehr hässliche, längliche Wunde zu schlagen. Mir ist aufgefallen, dass die Wunde in der Regel an der Schulter, die das Projektil zuerst getroffen und durchschlagen hat, klein ist, an der gegenüberliegenden Schulter jedoch groß. Zweieinhalb Jahre lang habe ich das militärische Mauser-Gewehr in großem Umfang für die Jagd auf Hoch- und Niederwild mit insgesamt sehr zufriedenstellenden Ergebnissen eingesetzt. Obwohl ich während meiner letzten Reise im portugiesischen Südostafrika den Großteil meiner Schüsse mit einer Jagd-Mauser eines etwas größeren Kalibers abgab und die kleinkalibrigere Waffe nur für weite Schüsse nutzte, tat ich dies

hauptsächlich, weil ich für erstere „Teilmantel-“ und „Dum-Dum-Geschosse“ hatte, für letztere hingegen nur Vollmantelgeschosse.

Meine größere Mauser ist ein sehr leichtes Jagdgewehr vom Kaliber 8 mm. Im allgemeinen Mechanismus unterscheidet es sich nicht wesentlich vom Militärgewehr, ist aber in vielerlei Hinsicht nicht so klobig. Auch seine Flugbahn ist nicht so flach, da es über ein Visier für Entfernungen bis zu zweihundert Yards und ein weiteres für Distanzen bis zu vierhundert Yards verfügt, während das kleinkalibrigere Gewehr angeblich bis auf dreihundert Schritte Fleck schießt. Zurzeit hat es ein Perlkorn, aber ich beabsichtige, es durch ein Dachkorn zu ersetzen, da ich glaube, dass mit letzterem ein präziserer Schuss abgegeben werden kann. Ich verwende drei Arten von Geschossen für dieses Gewehr: „Teilmantel“, „Dum-Dum“ und „Vollmantel“. Das „Teilmantelgeschoss“ hat an der Spitze des Stahl- oder Nickelmantels drei Achtel Zoll Blei, wobei die Vertiefung oder der Kern teilweise mit Blei gefüllt ist. Für das Schießen auf Gnus, Wasser Kuhantilopen und andere große Antilopen sowie auf Löwen, Leoparden, kleine Antilopen und weichhäutige Tiere – und sogar auf Büffel – habe ich dieses Geschoss als sehr wirksam empfunden. Wenn es mit einem Knochen oder auch nur mit der dicken Haut der größeren Dickhäuter in Berührung kommt, pilzt das Blei auf; der Nickelmantel dehnt sich aus und bildet gezackte Vorsprünge, und das Projektil schneidet durch Sehnen, Eingeweide und Knochen, wobei es letztere zertrümmert und spaltet. Da dieses Geschoss eine Antilope im Allgemeinen nicht vollständig durchschlägt, überträgt es den vollen Schock des abgestoppten Impulses, der angesichts der enormen Geschwindigkeit, mit der das Projektil fliegt, gewaltig sein muss. Ich habe es nie erlebt, dass sich das Blei vom Nickel ablöste, wie es mir berichtet wurde, was gelegentlich bei den Mark-IV-Geschossen des Lee-Metford-Gewehrs vorkommt.

Die „Dum-Dum-Geschosse“, die ich verwendet habe, erwiesen sich als eher unbefriedigend; oft durchschlugen sie eine Antilope, ohne aufzupilzen, und ein anderes Mal erfüllten sie trotz Aufpilzens nicht die in sie gesetzten Erwartungen. Bei einer Gelegenheit traf eines dieser Geschosse einen jungen Wasserbockbullen etwa einen Zoll links von der Schwanzwurzel, und obwohl die Antilope mit verletzter Wirbelsäule auf der Stelle zusammenbrach, fand ich das Projektil später völlig unversehrt – das heißt, ohne aufgesplittert zu sein – unter der Haut des Nackens stecken. Es ist möglich, dass diejenigen, die ich zufällig verwendete, eine zu dicke Nickelschicht hatten oder die Einkerbungen nicht tief genug waren.

Das Verbund- oder sogenannte „Vollmantelgeschoss“ wird hauptsächlich für das Schießen auf Flusspferde verwendet, besonders wenn sich die Tiere im Wasser befinden und nur die Köpfe sichtbar sind. Es scheint bei Antilopen nicht so wirksam zu sein wie das des Militärgewehrs; der Metallmantel ist offensichtlich dicker und bricht nicht so leicht auf. Als ich eines Tages auf einen alten Streifengnubullen traf und das Magazin sowie der Lauf meines Gewehrs mit diesen Geschossen geladen waren, feuerte ich sechs Schüsse auf ihn ab (einen auf die Schulter, vier auf das Hinterteil und den sechsten schlecht platziert durch den Nacken) und brachte ihn erst dann mit einem „Teilmantelgeschoss“ zur Strecke.

Moderne Waffen haben die Vorstellungen, die viele gute Waidmänner hinsichtlich der absoluten Notwendigkeit des Mitführens eines großkalibrigen Gewehrs bei der Verfolgung von großem und gefährlichem Wild etwas revolutioniert; aber andererseits gab es vielleicht eine leichte Tendenz, die Vorteile und die Wirksamkeit von kleinkalibrigen Gewehren zu überschätzen. Die Leichtigkeit, Präzision, hohe Geschwindigkeit und flache Flugbahn seiner Geschosse, das Fehlen von Rückstoß und Rauch, der unbedeutende Knall, die Schnelligkeit, mit der nachgeladen werden kann, die Anzahl der Patronen, die mühelos mitgeführt werden können, und die tödliche Wirkung seiner Geschosse auf

Hoch- und Niederwild – vorausgesetzt, man wählt das effektivste Projektil mit Bedacht – kennzeichnen die großkalibrige Mauser (8 mm) als ein hervorragendes Gewehr für den Waidmann. Der große Vorteil, besonders zu Fuß mit einem Gewehr bewaffnet zu sein, das die oben genannten Eigenschaften besitzt, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Ich möchte keinen Moment lang behaupten, dass es ein besseres Gewehr ist als beispielsweise ein .450 oder .461 Express von Gibbs aus Bristol – jedes hat seine speziellen Vorzüge –, aber es ist zweifellos ein gutes Gewehr.

Man mag einwenden, dass die Mauser zwar eine tödliche Waffe ist, wenn der Waidmann Zeit hat, sorgfältig auf eine vitale Stelle zu zielen, dass aber ihr kleines Projektil nicht dieselbe Aufhaltekraft wie ein Zehner- oder Zwölfer-Kaliber oder gar ein .577 Express hat, wenn ein verwundetes Tier aus nächster Nähe angreift und zwangsläufig ein hastiger Schuss abgegeben werden muss. Während ich zugebe, dass dieser Einwand berechtigt ist und es ratsam erscheint, im Falle einer Begegnung mit einem verwundeten und wütenden Büffel oder Elefanten nach Möglichkeit ein großkalibriges Gewehr zur Hand zu haben, möchte ich darauf hinweisen, dass man es so selten benötigt. Da Ihr Gewehrträger im kritischen Moment zudem oft nicht direkt an Ihrer Seite ist – besonders wenn ein wütender, verwundeter Büffel in dichtem Dickicht ganz nah ist –, halte ich persönlich die zusätzliche Mühe für das Ergebnis nicht wert. Der angehende Afrika-Jäger muss bereit sein, gewisse Risiken einzugehen.

Einer der Einwände, die ich gegen ein Zehner- oder Zwölfer-Gewehr habe, ist die Rauchwolke, die den Waidmann nach dem Schuss einhüllt. Obwohl sie ihn vorübergehend vor dem Blick eines angreifenden Büffels verbergen mag, halte ich es für zufriedenstellender, sehen zu können, was nach dem Betätigen des Abzugs geschieht; außerdem neigt ein verwundetes Tier dazu, den Rauch anzugreifen. Ich habe vernommen, dass rauchloses Pulver für aus irgendeinem Grund bei der Ladung von Patronen des Kalibers Zehn oder Zwölf nicht verwendet werden kann oder wird. Das ideale Universalgewehr, von dem Sir Samuel W. Baker behauptete, es könne nicht hergestellt werden, ist noch nicht gebaut worden; aber ich denke, die Mauser gehört zu jenen, die fast schon beanspruchen können, eine solche Waffe zu sein.

Sofern der angehende Waidmann sich nicht zurückhalten kann, Blei wahllos in die „Masse“ einer Tierherde zu pumpen, sollte er sich nicht mit einem Repetier- oder Magazingewehr bewaffnen, wenn er sich ins Jagdveld begibt. Hier liegt der große Nachteil der Mauser und anderer kleinkalibriger Magazingewehre, bis man fast geneigt ist, sie als unweidmännische Waffen zu verurteilen. Gibt man die Mauser in die Hände eines verachtenswerten „Ballerers“, der aus reinem Vergnügen am Töten schießt und mit dem Ziel, die sogenannte „Rekordstrecke“ seines Freundes zu übertreffen, so wird er keine große Mühe haben, an einem einzigen Tag in den Ebenen des Landesinneren ein Dutzend Burchell-Zebras zu erlegen und viele weitere zu verwunden.

In den Händen eines vorsichtigen und rücksichtsvollen Waidmanns ist sie jedoch meiner Meinung nach eine fast ideale Waffe. Neben den beiden Mauser-Gewehren umfasst meine Bewaffnung üblicherweise eine erstklassige Gibbs .450 und eine doppelläufige Flinten-Flinte.

NHÄNGE

ANHANG I. NÜTZLICHE GEGENSTÄNDE FÜR EINE JAGDREISE.

„ II. MALARIAFIEBER UND DIE MOSKITO-MÜCKE.

III. DAS ABKOMMEN ZUR ERHALTUNG WILDLEBENDER TIERE, VÖGEL UND FISCHE IN AFRIKA

ANHANG I

NÜTZLICHE GEGENSTÄNDE FÜR EINE JAGDREISE

DIE folgenden Gegenstände werden sich auf einer Jagdreise ins Landesinnere als nützlich erweisen.

- Kompass.
- Karte des zu besuchenden Gebiets.
- Barometer (2).
- Aneroid-Barometer.
- Thermometer (Max. und Min.) (2).
- Thermometertabellen (täglich zu führen).
- Barometertabellen (täglich zu führen).
- Regenmesser und nautischer Almanach.
- Ein Paar Ross-Gläser (Prismendoppelfernrohr).
- Schuhmachermesser (für die Boys).
- O.I.O.-Messer (für die Boys).
- Kombinations-Taschenmesser.
- Stabiles Hüftmesser mit Lederscheide und Patent-Druckknopf.
- Wetzstein zum Schärfen von Messern.
- Dornenextraktor (Pinzette).
- Zunderbüchse, Feuerstein und Fasern.
- Schmetterlingsnetze (mehrere).
- Giftfläschchen.
- Entomologische Aufbewahrungskästen.
- Torf, Nadeln usw.
- Taschenmikroskop.
- Säge (1 kleine und 1 große).
- Beil und Deichsel.

- Nägel (einige).
- Pfiem (Schuhmacherahle) mit gebogener Spitze (und *Reimpjes* – dünne Lederriemen – zur Stiefelreparatur).
- Pfiem mit gerader Spitze.

Medikamente u. a.

- Simoen's Fieberkiste (ein paar Schachteln), erhältlich bei B. G. Lennon & Co. Ltd., London.
- Kalomel (Quecksilberchlorid).
- Pillen.
- Fruchtsalz.
- Bittersalz (Epsomsalz, für die Boys).
- Eau de Luce (gegen Schlangenbisse).
- Isebeba (falls beschaffbar) (gegen Schlangenbisse).
- „Sparklets" (Soda-Wasser-Gerät) usw.
- Warburg'sche Tinktur.
- Chinin (Tabletten zu je 5 Grs.).
- Chinin (Sulfat) in Pulverform.
- Wein (Stärkungsmittel).
- Fieberthermometer.
- Borax und Borsäure.
- Karbolsäure und Öl.
- Heftpflaster.
- Chirurgische Nadeln und Faden.
- Ambulanz-Taschenbuch (das „Nyd" oder St. John's).
- Lanzette.
- Margosa-Öl (Kohomba).
- Iodoform.
- Bovril (Fleischextrakt).
- Edwards' Trockensuppen.

- Lazenby's Suppen.
- Spiritusflaschen (70 %) für Insekten.
- Naphthalin oder Kampfer.
- Verbandsmaterial (gereinigte Watte/Verbandmull).
- Bor-Verbandmull.
- Dover'sches Pulver.
- Arrowroot (Pfeilwurzmehl).
- Tee-Tabletten.
- Rubinat (Mineralwasser).
- Taschenfilter.

Ausrüstung und Kleidung

- Zeltlaterne (Kerze).
- Stalllaterne (Öl).
- Feder-Kerzenhalter.
- Blaulichter (zur Verwendung beim Ansitzen an einem Riss in dunkler Nacht).
- Badewanne (Zink).
- Eimer.
- Ätznatron.
- Alaun (gebrannt und gepulvert).
- Terpentin.
- Aquarellkasten usw. zur Dokumentation der Farben naturhistorischer Präparate.
- Arsenseife.
- Zinketiketten.
- Set mit Instrumenten zum Abhäuten von Vögeln.
- Etiketten für Vogelbälge.
- Gewehr zum Sammeln ornithologischer Exemplare.
- Drahtnägel oder Spieße zum Aufspannen von Fellen.
- Angelhaken (Pennel) und Schnur.
- Krokodilhaken (groß), Kette und Seil.
- Strychnin (zum Vergiften von Hyänen, falls diese lästig werden).
- Ratten-Fallen (Federfallen).
- „Tiger"-Fallen.
- Draht-Rattenfalle.
- Mausefalle.
- Vogelleim.
- Selbstschussanlage (eine alte Vorderladerflinte eignet sich gut).
- Pulver, Schrot, Zündhütchen, Kugeln und S.S.G.-Schrot.

- Staub- und Sonnenschutzbrillen.
- Dunkelkammerlampe usw.
- Kleine tragbare Kodak-Kamera für Schnappschüsse im Busch (Tageslichtladung), Viertelplatte oder 4" x 5".
- Tabak (für die Boys).
- Baumwolldecken (für die Boys).
- Nadeln (für die Boys).
- Wacholder oder Brandy (für die Boys).
- Limbo (Kaliko/Baumwollstoff) (für die Boys).
- Wasserdichte Streichhölzer (Köpfe mit Wachs überzogen).
- Übermantel für das nächtliche Ansitzen an einem Riss.
- Schaffell-Kaross oder gute Decken.
- Burberry-Gabardine-Anzüge; Anzüge aus grünlichem Cannanore-Stoff sind oft geeignet.
- Flanellhemden.
- Wollsocken.
- Stopfmaterial.
- Jaeger-Unterwäsche.
- Flanell-Schlafanzüge.
- Cholera-Gürtel (Leibbinden, Marke Jaeger).
- Wasserdichte (Ölhaut-)Reithosen.
- Terai-Hüte (doppelte Krone und Belüftungslöcher).
- Leichter Tropenhelm.
- Nackenschutz.
- Koloniale *Velschoens* (Rohleder-Schuhe) oder feste englische Stiefel.
- Ersatzsohlen und Nägel für Stiefel.
- Nägel oder Lederstege gegen das Ausrutschen.
- Reise-Taschenspiegel.
- Breiter Gürtel mit Seitentaschen.

- Ein Quadrat aus wasserdichtem Stoff (zum Einwickeln des Bettzeugs und zum Daraufschlafen).
- Ein Paar Gummistiefel (Wellingtons) (könnten in Sümpfen nützlich sein?).
- Perlen (für die Eingeborenen).
- Feldflasche.
- Taschenflachmann.
- Ersatzpfeifen und Tabak.
- Streichhölzer (reichlicher Vorrat).
- Waffenöl, Reiniger usw.
- Gewehrlaufhüllen.
- Kleine Feilen (1 flache und 1 dreieckige).
- Seile und *Reims* (Lederriemen).
- Segelnadeln und Zwirn.
- Kupferdraht.
- Hüfttasche (für Kleinkram).
- Gürtel mit Wirbeln für Jagdmesser usw.
- Schere.
- Luftkissen und Luftmatratze.
- Moskito-Bettvorhang (geräumig).
- Moskito-Hutnetz.
- Hängematte.
- Klappbare Lagerstatt (so leicht wie möglich).
- Canvas-Liegestuhl (klappbar).
- Camp-Hocker (klappbar).

Bücher u. a.

- Stylographen (Füllfederhalter).
- Tinte („Stylo“).
- Tagebuch.

- Feldbuch.
- Leichte Waage (Laufgewichtswaage).
- Bandmaß (Stahl, 12 Fuß).
- Bandmaß (gewöhnlich, 100 Yards).
- Töpfe, Pfannen, Bratrost.
- Dreibeinige Töpfe (für die Boys).
- Schüssel aus Papiermaché.
- Blech- oder Emailleteller, Tassen, Schüsseln.
- Aluminiumlöffel und -gabeln usw.
- Zelt (9 x 7 x 7 Fuß ist groß genug für zwei Personen).
- Patrouillenzelt (so leicht wie möglich).
- Kamera (Filme und Platten; 4" x 5" oder Viertelplatte).
- Samuel Gibbs' kleines *Zulu Vocabulary and Phrase Book* (Davis & Son, Durban, Natal).
- Henri Junods *Manuel de Conversation et Dictionnaire Ronga-Portugais-Français-Anglais* (1896).
- Starks *Birds of South Africa*.
- Anderssons *Notes on Birds of Damaraland*.
- Layards *Birds of South Africa*.
- Dr. Harveys *Genera of South African Plants*.
- Sowerbys *Shells of South Africa*.
- Rowland Wards *Sportsman's Handbook*.
- Rowland Wards neuestes Buch der *Records of Big Game*.
- Sclaters *Mammals of South Africa*.

Proviant

Was den Proviant betrifft, so hat jeder seine eigenen Vorstellungen davon, was mitgenommen werden sollte; wenn Geld keine Rolle spielt, ist es ratsam, sich einen guten Vorrat an Gemüsekonserven, Obst, Konfitüren, Milch und anderen Köstlichkeiten sowie Trockenobst zu sichern, was in einem Fieberland viel dazu beiträgt, bei guter Gesundheit zu bleiben.

Ich persönlich nehme nur Folgendes mit: Reis, Zucker, Kaffee, Tee, Maismehl (*Mealie Meal* für Porridge), Speck, windgetrocknete Mettwurst (*Wind-droog Saucijs*), Salz, ein paar Pfund Trockenobst, Buren-Zwieback oder Kekse, Worcester-Sauce, ein paar Flaschen Whisky, „Dop" (Buren-Brandy) und Cognac, getrocknete Zwiebelstücke, Currypulver, Essig, Pfeffer, blaukarierte Seife und ein paar kleine Dosen Fleischpastete, gerade genug für eine gute Mahlzeit für eine Person; im Übrigen verlasse ich mich auf Wildbret und *Ufa* (Maisbrei), Süßkartoffeln usw., die man gelegentlich von den Eingeborenen erhalten kann.

Ungefähre Preise in Beira (Beispiele):

| Gegenstand | Menge/Einheit | Preis (£ s. d.) |

| : | : | : |

| Reis | pro Sack (groß) | 1 0 0 |

| Salz | pro Fässchen | 0 0 6 |

| Worcester-Sauce | pro Flasche | 0 1 6 |

| Essig | pro Flasche | 0 1 6 |

| Seife (blaukariert) | pro Riegel | 0 1 0 |

| Kerzen | pro Dutzend Packungen | 0 11 0 |

| Zucker (weiß) | pro Fässchen | 0 1 0 |

| Kaffee (rein) | pro Fässchen | 0 5 0 |

| Bovril | kleine Flasche | 0 2 6 |

| Hennessy Brandy | pro Flasche | 0 8 6 |

| Pfeffer (weiß) | pro Dose | 0 1 6 |

| Streichhölzer | pro Gros | 0 5 0 |

| Fleischpastete | kleine Dose | 0 1 0 |

| Wacholder (Gin) | kleine Flasche | 0 2 6 |

| Getrocknete Äpfel | pro Pfund | 0 3 0 |

| Getrocknete Aprikosen | pro Pfund | 0 1 6 |

| Kerzenlaterne | mittlere Größe | 0 5 0 |

| Bratpfanne | klein | 0 2 0 |

| Kessel | klein | 0 3 6 |

| Emaillebecher | pro Stück | 0 1 0 |

| Emailleteller | pro Stück | 0 1 0 |

| Beil | - | 0 4 6 |

| Kaffir-Topf | Dreibein | 0 4 6 |

Anmerkungen und Notizen zu nützlichen Gegenständen

Ross-Gläser (Ferngläser). – Ein Paar Ross-Gläser wird dem Waidmann im „Jagdveld" von großem Nutzen sein. Herr Francis Galton empfiehlt in seinem *Narrative of an Explorer in Tropical South Africa* Operngläser für den nächtlichen Gebrauch. Er sagt: „Wenn ich wieder auf eine Jagdreise gehen würde, würde ich sicherlich ein großes Opernglas mitnehmen. Es ist eines der perfektesten Nachtgläser und zudem nützlicher als Teleskope. Ich denke, es würde die Sehkraft eines Mannes in der Dämmerung auf eine Stufe mit der von wilden Tieren stellen"

im Allgemeinen; und es ist ein so tragbares und handliches Instrument, dass ich mich niemals ohne eines zum Ansitz auf Tiere legen würde. Seit meiner Rückkehr nach England habe ich mich oft nachts damit amüsiert, ihre Fähigkeiten zu testen, die gewiss fabelhaft sind." Ich persönlich habe diese Gläser nie ausprobiert.

Schmetterlingsnetze usw. – Der Entomologe wird zweifellos manch seltenes Exemplar seiner Sammlung hinzufügen, wenn er einige seiner Boys mit Netzen, Sammelkästen und Spiritusflaschen ausstattet und es zur Regel macht, dass jeder so ausgestattete Boy eine bestimmte Anzahl von Exemplaren pro Tag einbringt, wann immer die Karawane nicht auf dem Marsch ist. Alle Eingeborenen besitzen ein umfassendes Wissen über die Gewohnheiten von Insekten und sind, wenn man sie dazu anhält, außergewöhnlich gut darin, Exemplare aus unerwarteten Winkeln und Verstecken aufzuspüren. Für außergewöhnliche Funde sollte eine kleine Belohnung gegeben werden.

Isebeba ist das Heilmittel der Zulu gegen giftige Schlangenbisse. Viele Buren und Kolonisten haben großes Vertrauen darauf. Mir wurde von Männern versichert, dass sie durch die Anwendung dieses Gegenmittels höchst bemerkenswerte Genesungen nach Bissen von Giftschlangen miterlebt haben. Die Eingeborenen selbst behaupten, dass sogar der Biss der Mamba durch die sofortige Behandlung des Patienten mit *Isebeba* unschädlich gemacht wird. Einem meiner Freunde gelang es, eine kleine Menge dieser Medizin von einem alten Zulu zu erhalten, und er überließ mir freundlicherweise etwas davon, das ich im Veld stets bei mir trage, fest entschlossen, es einem gründlichen persönlichen Test zu unterziehen, sollte ich den Giftzähnen einer Schlange zum Opfer fallen. Es ist ein dunkelbraunes Pulver, das meines Wissens wie folgt hergestellt wird: Der Kopf einer Mamba oder einer anderen Giftschlange (einschließlich der Giftdrüse) wird zwischen zwei Steinen zu Pulver zermahlen, und eine Reihe von Kräutern und Wurzeln wird hinzugefügt und beigemischt. Eine kleine Menge des Pulvers wird geschluckt. Mir wurde mitgeteilt, dass es selbst in kleinen Mengen eingenommen eine deutliche Wirkung auf den Organismus hat, eine Art dumpfes, betäubendes Gefühl. Ich habe sehr kleine Mengen geschluckt, kann aber nicht sagen, dass es mich irgendwie beeinflusst hat; vielleicht habe ich nicht genug genommen.

Zinkbadewanne. – Eine Zinkbadewanne von etwa drei Fuß sechs Zoll Länge und zwei Fuß sechs Zoll Breite ist ein sehr nützlicher Gegenstand im Veld. Sie wird nicht nur für den Zweck verwendet, für den sie hergestellt wurde, sondern als Kessel zum Auskochen der auf der Reise gesicherten Köpfe und Schädel lässt sie nichts zu wünschen übrig. Durch das Kochen und Präparieren der Köpfe im Veld wird nicht nur manch übler Geruch im Lager, im Boot, Wagen oder in der Karawane bei der Rückkehr zur Küste und in den Zollhäusern vermieden, sondern Sie bewahren Ihre Trophäen damit sofort vor den zerstörerischen Verwüstungen des „Speckkäfers" (*Dermestes lardarius*). Ein wenig Ätznatron in das kochende Wasser gegeben – wobei darauf zu achten ist, nicht zu viel zu nehmen –, wird den Präparationsprozess erheblich beschleunigen. Wenn Sie das Land

verlassen, können Sie das Herz eines Ihrer Boys „weiß“ machen, indem Sie sie ihm schenken. Eine faltbare Gummibadewanne wird sich ebenfalls als sehr nützlich für Badezwecke erweisen.

Margosa-Öl (*Kohomba*). – Dieses Öl wird von Waidmännern in Ceylon häufig als Antiseptikum verwendet. Da es einen höchst widerwärtigen Geruch hat, hält es Fliegen von Wunden fern. Es heißt, dass sich keine Fliege auf einem Tier niederlässt, das mit dem Öl eingerieben wurde, und ich halte es für möglich, dass es sogar die Tsetsefliege daran hindern könnte, Tiere zu beißen, deren Körper zuvor damit besprengt wurden. Das Öl wird aus der Frucht des Neem- oder Margosabaumes (*Azadirachta indica*) gewonnen, der im Flachland von Ceylon wild wächst.

Zinketiketten, wie sie von Rowland Ward in seinem *Sportsman's Handbook*, S. 19 und 20, empfohlen werden, sind sehr nützlich. Ich stelle meine wie folgt her: Ich nehme ein Blatt aus dünnem, aber starkem Zinn, schneide ein paar hundert kleine Quadrate aus, stanze ein kleines Loch in eine Ecke, befestige ein Stück starken Kupferdraht und markiere sie mit Emaillefarbe in dreifacher Ausfertigung – das heißt, ich habe drei Etiketten mit der Nummer 1 markiert und so weiter. Es ist ratsam, drei zu haben, da es häufig notwendig ist, eines an den Hörnern der Antilope zu befestigen, nachdem sie vom Knochenzapfen abgezogen und zusammengebunden wurden, ein weiteres am Schädel und ein drittes an der Kopfmaske oder Haut. Indem Sie ein entsprechendes Register in Ihrem Tagebuch oder Feldbuch führen, können Sie jedes Paar Hörner oder jede Trophäe sofort identifizieren. Wenn sie so markiert sind, werden sie nicht mit denen Ihrer Freunde verwechselt (falls Sie in Gesellschaft anderer jagen), noch wird es Unklarheiten darüber geben, zu welchen Hörnern die verschiedenen Masken gehören.

Ornithologisches Sammelgewehr. – Ich weiß nicht, welches das beste Gewehr für das Schießen ornithologischer Exemplare ist. Der Knall einer gewöhnlichen Zwölfer- oder Sechzehner-Flinte ist insgesamt zu laut für jemanden, der zwar bestrebt ist, seinen Vogel zu sichern, aber keine Elefanten oder Büffel aufschrecken möchte; zudem ist das Kaliber selbst bei kleinen Pulverladungen für kleine Vögel zu groß. Belt erzählte mir, dass ein befreundeter begeisterter Jäger und Naturforscher ein Doppel-Salon-Gewehr benutzte, dessen Läufe und Schaft so weit gekürzt worden waren, dass es als Pistole verwendet werden konnte; er pflegte diese Waffe an seinem Gürtel zu tragen und sie in den Dschungeln von Burma mitzuführen. So war er in der Lage, manch schönen Vogel im Elefantenland zu erlegen, ohne das edlere Wild zu stören. Ich halte dies für einen ausgezeichneten Plan und werde ihn auf meiner nächsten Expedition ausprobieren. Es wird jedoch einige Übung erfordern, um Vögel im Flug schießen zu können. Wenn ich mich daran erinnere, wie oft ich mich damit begnügen musste, einen Vogel von besonderer Schönheit, der mir völlig neu war, einfach nur anzustarren, weil ich keine geeignete Waffe zur Hand hatte, erkenne ich, welch ein Vorteil es für jemanden wäre, der bestrebt ist, sein Scherflein zu den Schätzen der Naturwissenschaft beizutragen, mit einer so handlichen Pistole bewaffnet zu sein.

Drahtnägel. – Dünne Drahtnägel oder, noch besser, Spieße mit einem Ring an einem Ende, an dem sie bei Nichtgebrauch zusammengehängt werden können, erweisen sich als nützlich zum „Aufspannen“ von Häuten, die als naturhistorische Exemplare benötigt werden; denn die Löcher, die sie hinterlassen, sind kleiner als jene von Holzpflöcken.

Krokodilhaken. – Ich denke, es wäre ein großartiger Sport, ein vierzehn Fuß langes Krokodil zu haken und zu drillen. Ich nehme an, dass man dafür stärkeres Gerät benötigt als selbst eine Castle-Connor-Rute mit einer Dreihundert-Yards-Schnur erster Güte und einer patentierten Al-Wurfrolle. Ich habe mir gedacht, dass ein starker Stahlhaken, nicht

zu groß (etwa eineinhalb bis zwei Zoll im Bogen gemessen), befestigt an einer dünnen, zwei Fuß langen Eisenkette und hundert Yards starker Kordel oder Seil, mehr oder weniger die Art von Gerät wäre, die man beim Angeln auf „Crocs" verwenden sollte. Ich habe mir vorgenommen, auf meiner nächsten Reise einen Mordsspaß mit Crocs zu haben. Ich werde den Haken mit einem kleinen Leckerbissen aus Wildbret beködern und ihn in den Fluss werfen; ein Ende der Kordel wird um einen Baumstamm gesichert oder von einem halben Dutzend Boys und mir selbst gehalten. Wenn wir das sanfte Zupfen spüren, werden wir anschlagen, das mächtige Panzerechse haken und an Land bringen; aber dann – was dann? Wir können nicht zum Wasserrand rennen und unsere Beute dort packen, wo die Kiemen sein sollten, wie man es bei einem achtzig Pfund schweren *Kabeljaauw* (*Sciaena hololepidota*) oder *Steenbras* (*Chrysophrys laticeps*) tun würde, denn das große Biest wird auf uns zustürmen, uns das Ufer hinauf folgen und vielleicht jemanden in die Ferse zwicken und ihn „wieder zurück" ins Wasser zerren. Das wäre misslich! Wir können es nicht erschießen; das wäre unweidmännisch und der großen Kunst eines Jüngers von Izaak Walton unwürdig. Das Weidmännischste wäre vielleicht, es an eine offene Stelle in einiger Entfernung vom Fluss zu schleppen und es dann im Alleingang anzugreifen, bewaffnet mit einem *Ikempe* (Zulu-Stoß-Assegai). In jedem Fall bin ich sicher, dass daraus ein aufregendes Vergnügen resultieren würde. Ich würde Waidmännern empfehlen, das Krokodilfischen nach diesen Richtlinien auszuprobieren. Seit ich das oben Genannte geschrieben habe, bin ich auf einige Notizen von Alfred Clark[1] gestoßen, die sich auf dieses Thema beziehen. „Fischen auf

[1] *Sport in the Low Country of Ceylon (Colombo, 1901), S. 82.*

Krokodile", sagt er, „macht großen Spaß. Ein häufiger Fehler ist es, den Haken zu groß zu wählen. Er sollte aus gutem, rundem Drei-Achtel-Zoll-Stahl gefertigt sein, und der Bogen sollte etwa eineinhalb Zoll breit sein. Die Schnur sollte eine starke Kordel sein, etwa fünfzig Fuß lang und so dick wie der kleine Finger eines Mannes. Etwa vier Fuß des Teils, der dem Haken am nächsten liegt, sollten aus losen Litzen bestehen, die das Tier nicht durchbeißen kann. Als Köder kann Fleisch jeder Art dienen, und es sollte nicht mehr aufgelegt werden, als den Haken gut bedeckt, wobei die Spitze gerade noch hervorlugt. Wenn Haken und Köder zu groß gewählt werden, wird das Krokodil ihn nicht verschlingen, sondern versuchen, das Fleisch abzureißen.

Der beköderte Haken sollte am Abend über einen gegabelten Stock gehängt werden, der so in das Ufer gesteckt wird, dass er gerade in das Wasser eintaucht, und der Rest der Schnur ordentlich auf dem Ufer aufgewickelt ist. Das Ende der Schnur sollte an nichts festgemacht werden, sondern es sollte ein Palmblatt, ein Stück morsch Holz oder ein anderer Schwimmer daran befestigt sein. Wenn man die Stelle am Morgen aufsucht und Haken sowie Schnur verschwunden sind, sollte nach dem Schwimmer gesucht werden, der nicht weit entfernt zu finden sein wird. Sobald man die Schnur einholt, wird wahrscheinlich ein Krokodil fest am Ende hängen. Das Biest mag in einem Loch unter einem Baum am Ufer schmollen, was einige Mühe bereiten kann, es herauszubekommen. Wenn es ein großes Tier ist, wird das Ziehen an Land eine aufregende Angelegenheit sein; jemand sollte mit einem Gewehr bereitstehen, um es zu erschießen, sobald es sichtbar wird. Es sollte darauf geachtet werden, dem Tier nicht zu nahe zu kommen, da ein Schlag mit dem Schwanz eines großen Krokodils einem Mann das Bein brechen kann."

Ratten-Federfallen werden den Sammler sehr dabei unterstützen, solche Tiere zu sichern, die tagsüber selten oder gar nicht zu sehen sind, sowie andere, die auf andere Weise extrem schwer zu fangen sind. Sogenannte **Tiger-Federfallen** können zuweilen eingesetzt werden, um Tiere zu sichern, die nur nachts zu erlangen sind; aber der

Waidmann muss bestrebt sein, es zu vermeiden, darin Löwen oder Leoparden zu fangen, und muss davon ablassen, sie aufzustellen, wenn er feststellt, dass diese Tiere ständig in ihre Nähe kommen. Die Falle, auf die ich mich beziehe, wird von den Buren *Tier-slacht-ijzer* (Tiger-Schlacht-Eisen oder -Falle) genannt und hat kräftige Federn und gezackte Zähne. (Es ist eine riesige Falle.)

Vogelleim kann es dem Ornithologen ermöglichen, seiner Sammlung einige Exemplare hinzuzufügen, die er mit dem Gewehr vielleicht nicht sichern kann. Das Wissen der Eingeborenen wird ihm beim Auslegen seines „Leims" eine große Hilfe sein. Wenn Vögel gefangen werden, die nicht für wissenschaftliche Zwecke benötigt werden, können sie jederzeit wieder freigelassen werden, ohne Schaden durch die kurze Zeit der erzwungenen Gefangenschaft genommen zu haben.

Selbstschussanlagen. – Selbstschussanlagen werden auf verschiedene Weise aufgestellt (siehe A. H. Neumanns *Elephant Hunting in East Africa*, S. 405, 406; sowie Francis Galtons *Narrative of an Explorer in Tropical South Africa*, S. 285). Der folgende Auszug aus meinem Jagdtagebuch aus dem Zululand gibt eine Vorstellung von den gelegentlichen Nachteilen einer Selbstschussanlage: „Unsere Selbstschussanlage, die höchst scharfsinnig von Cecil Emmett aufgestellt wurde, ist noch nicht von Hyänen oder Wildhunden aufgesucht worden; wir haben jedoch letzte Nacht einen armen kleinen Hund der Eingeborenen gefangen. Er wurde mitten durch das Gehirn geschossen, aber das war nichts, womit man hätte prahlen können, wie wir herausstellten. Der Besitzer machte mehr Aufhebens um den kleinen Köter, als er es getan hätte, wenn einer seiner eigenen Jungen erschossen worden wäre. Alles in allem war es eine schlechte Sache – diese Selbstschussanlage. Stellen Sie sich vor, Sie liegen um Mitternacht in Ihrem Zelt, als es plötzlich ‚BUMM' macht. Sie springen alle auf, tasten im Dunkeln nach Ihren Hosen, schlüpfen in die Ihres Nachbarn, greifen nach Ihren Gewehren und kriechen vorsichtig, aber aufgeregt zur Stelle, mit manchem verstohlenen Blick und vorsichtig geflüsterten Warnungen, nur um am Ende einen armen, blutenden kleinen Kaffernhund vor der Mündung des Gewehrs zu finden anstatt eines verwundeten Leoparden."

Luftkissen und Luftmatratzen sind Luxusgüter im Veld, aber da sie vergleichsweise nichts wiegen und nur wenig Platz einnehmen, ist es ratsam, damit ausgestattet zu sein.

Moskito-Bettvorhang. – An den Ost- und Westküsten sowie in Zentralafrika sollte der Jäger mit einem Moskitonetz ausgestattet sein, das sein Bett vollständig bedeckt. Es sollte etwas länger und breiter als die Lagerstatt sein und die Ränder mit Schrot beschwert. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass der Moskitostich eine der sichersten Ursachen für das Eindringen von Malariaerregern in den Organismus ist; daher sollten Maßnahmen ergriffen werden, um sich vor ihren Stichen zu schützen. Ich persönlich war in dieser Hinsicht bisher sehr nachlässig und habe entsprechend gelitten.

Moskito-Hutnetz. – In der Ausgabe von *Climate* vom Juli 1900 erschien eine Beschreibung eines Moskitonetzes, das von Frau J. F. Bishop, F.R.G.S., während des frühen Abends vor dem Schlafengehen benutzt wird. „Es besteht aus einem schirmförmigen Baldachin aus Moskitonetz ohne Rahmen, und rundherum ist ein etwa acht Fuß langer Netzvorhang befestigt, der gerade bis zum Boden fällt. Oben am Baldachin befindet sich eine Bandschlaufe, und an der Stelle, wo der Vorhang anschließt, ist ein Reif aus Krinolinenstahl, der ihn gespannt hält. Dieser kann abgenommen und verstaut werden, wenn er nicht in Gebrauch ist. Dieses Netz schützt auch vor anderen Insekten, die oft ein großes Ärgernis sind."

Schüsseln aus Papiermaché. – Diese Schüsseln sind sehr stabil, zweckmäßig und leicht.

Patrouillenzelt. – Ich habe ein kleines Patrouillenzelt aus recht leichtem Canvas, das ohne die Stangen nur sechs Pfund wiegt; die Stangen sind jedoch sehr leicht und nur wenig dicker als Besenstiele. Ein solches Zelt ist von größtem Nutzen; im Notfall kann man bequem mit einem einzigen Boy, der es trägt, durch das Land ziehen, zusammen mit der Kaross, einem kleinen Kessel, einem Pfund Kaffee und einer Tasse.

Kleine tragbare Kamera. – Meiner Meinung nach gibt es nichts Angenehmeres, als das Gewehr für einen Tag beiseitezulegen und Wild mit einer Kamera zu pirschen. Fotografien von wilden Tieren in ihrer natürlichen Umgebung sind aus vielerlei Sicht höchst interessant und wertvoll. F. V. Kirby schrieb mir kürzlich zu diesem Thema: „Ich denke, es liegt sogar noch größeres Interesse und mehr Spannung darin, wildes Wild mit einer Kamera zu pirschen als mit einem Gewehr."

Perlen. – Perlen sind bei einigen Stämmen nicht gefragt; bevor man sich also einen Vorrat anlegt, muss man herausfinden, ob sie in dem Gebiet, das man zu besuchen gedenkt, von Nutzen sein werden, und – was ebenso wichtig ist – welche Farben gerade in Mode sind; denn selbst der wilde Afrikaner ist bis zu einem gewissen Grad ein Sklave der Mode.

Feldflaschen. – Eine Feldflasche aus Hartgummi mit Filzbezug ist sehr gut, aber die gewöhnliche Flasche aus Leichtmetall (Aluminium) mit ähnlichem Bezug ist ebenso zweckmäßig. Ich habe kalten, ungesüßten Tee als das beste Getränk empfunden, wenn man draußen im Veld und fern vom Lager ist; jede Nacht wird die Flasche gefüllt und im Zelt bereitgestellt, um für einen frühen Aufbruch am Morgen parat zu sein.

Wasserdichte Reithosen. – In sumpfgebieten Regionen oder dort, wo das Gras hoch und jeden Morgen bis spät in die Stunden nass vom Tau ist, kann es zuweilen praktisch sein, ein Paar Ölhauthosen anzuziehen, wie sie Seeleute tragen. Normalerweise fürchte ich, dass es darin ebenso heiß und unangenehm zu gehen wäre, wie es kalt und unangenehm ist, mit Gabardine-Kleidung gegen das nasse Gras zu streifen – die ich übrigens nicht als wasserdicht befunden habe, außer vielleicht im Neuzustand.

Terai-Hüte gegen Tropenhelme. – In Bezug auf die relativen Vorteile des Terai-Hutes und des Helms als Kopfbedeckung im „Jagdveld" des tropischen Afrikas kann ich nichts Besseres tun, als F. V. Kirby zu zitieren, der sagt: „Als ich das erste Mal nach Zentralafrika ging, wurde ich ausgelacht, weil ich mir einbildete, ich könne in einem gewöhnlichen Filz-Terai-Hut jagen; der Kern jedes Ratschlags war: ‚Trage einen Helm oder stirb.' Nun möchte ich jeden beabsichtigten Reisenden in diese Gegenden warnen"

gegen das Helm-Monstrum, denn es ist ein Schwindel erster Güte. Es wird behauptet, er sei leicht, handlich und ein gründlicher Schutz gegen die Sonnenstrahlen, während genau das Gegenteil der Fall ist: Er erscheint für seine Größe leicht, ist aber schwerer als zwei Terai-Hüte; er bietet keinen Schutz für jene lebenswichtige Stelle, den Nacken; und etwas Unhandlicheres oder Ungeschickteres für einen Waidmann wurde nie erfunden. Der kleinste Zweig reißt ihn dir vom Kopf, wenn du durch den Busch läufst, und wenn du dein Gewehr schnell für einen Schuss hochreißt, kippt die Krempe entweder nach vorne auf deine Nase, oder der Daumen der rechten Hand, der den Gewehrschaft packt, kippt den Helm nach hinten, und er fällt hinten runter. Nichts schlägt einen breitkrempigen Terai mit doppelter Krone, der an den Seiten gut mit Löchern belüftet ist und innen in Abständen Korkstücke am Rand hat, um ein Luftspiel um die Stirn zu ermöglichen." Diese Bemerkungen beziehen sich nicht auf Indien und Ceylon, wo ich auf einer Shikar-Reise regelmäßig einen Sola-Topee oder einen von Ellwoods Helmen trug.

Nackenschutz. – Dies sind einfach quadratische Stücke aus neutralfarbenem Material mit einem elastischen Band an einem Ende, mit dem sie an einem Hut oder Helm befestigt werden können, um den Nacken vor der Sonne zu schützen.

Anderssons *Notes on Birds of Damaraland* und Layards *Birds of South Africa.* – Diese Bücher sind ziemlich sperrig, wenn man mit einer Karawane von Trägern reist; Starks *Birds of South Africa* wird sich als nützliches Nachschlagewerk erweisen.

***Wind-droog saucijs* (windgetrocknete Wurst).** – Diese Wurst wird von den Buren zubereitet; wenn sie auf Reisen gehen, tritt sie gelegentlich an die Stelle von Biltong als ihre einzige Nahrung. Ich lasse mir immer von einer alten befreundeten *Tante* zehn Pfund dieser Köstlichkeit herstellen, wenn ich im Begriff bin, auf eine „Jagdreise" zu gehen. Wenn ich im Veld bin, nehme ich jeden Tag ein kleines Stück davon (etwa drei Zoll lang) mit, und wenn es mir gelingt, einen Bock zu schießen, spieße ich seine Leber und die Wurst auf meinen Ladestock oder auf einen Stock und bereite meine Mahlzeit über den Kohlen zu. Sie kann auch roh gegessen werden.

Beira-Salz. – Das in Beira erhältliche Salz ist unbrauchbar und fast geschmacklos. Unsere Boys, obwohl sie Salz sehr lieben, wollten es kaum benutzen; als wir unsere Rückreise zur Küste antraten, ließen wir zwei Ladungen dieses Zeugs bei unseren Gewehrträgern zurück, die es eher als Last zu betrachten schienen, es zu ihren Kraals tragen zu müssen. Glücklicherweise war mir geraten worden, etwas gutes Salz aus Pretoria mitzunehmen; so waren wir gut versorgt.

Allgemeine Bemerkungen. – Es ist ratsam, nach Möglichkeit die meisten Vorräte in stabilen, leichten Blechkanistern oder Blechkisten (nicht zu groß) zu verpacken; diese schrecklichen kleinen Plagen, die Termiten, fressen sich in einer einzigen Nacht durch eine gewöhnliche Holzkiste und zerstören den Inhalt. Zudem schützen Blechkisten den Inhalt vor Wasserschäden; falls Holzkisten verwendet werden, sollten sie außen mit dünnem Blech beschlagen sein. Patronen sollten in kleinen Blechdosen verlötet sein. Es ist ratsam, alle Kisten oder Dosen zu nummerieren und eine Liste am Deckel zu befestigen, die den Inhalt jeder einzelnen deutlich zeigt; es ist von größter Bedeutung, genau zu wissen, wo jeder Gegenstand zu finden ist, selbst wenn man mit Trägern reist. Bei Reisen mit dem Ochsenwagen gibt es nichts Ärgerlicheres, als alles durchwühlen zu müssen, um eine Kiste mit einem so trivialen, aber fast unentbehrlichen Gegenstand wie einem Stück Seife zu suchen.

ANHANG II

MALARIAFIEBER UND DIE MOSKITO-MÜCKE

DIE jüngsten Forschungen und Entdeckungen von Major Ross, Dr. Manson und anderen in Bezug auf die Ursache und Vorbeugung des sogenannten Malariafiebers sind von größtem Interesse und größter Bedeutung – nicht nur für diejenigen, denen das Wohlergehen unseres großen afrikanischen Kontinents am Herzen liegt und die hoffen, dass eines Tages der Schatten des Fieberdämons verblasst und für immer verschwindet, sondern auch für die Welt im Allgemeinen. Es geziemt sich für jeden Waidmann, Reisenden und Siedler in Fieberländern, das Seinige zu tun, um das Wissen über solche Entdeckungen, die bereits gemacht wurden, so weit wie möglich zu verbreiten und, soweit er dazu in der Lage ist, bei der Sammlung weiterer Fakten zu helfen, die Licht in dieses dunkle Thema bringen.

Ich bin nicht qualifiziert, dieses Thema wissenschaftlich zu behandeln, aber ich darf hier feststellen, dass ich aus persönlicher Erfahrung und geleitet durch neuere Entdeckungen

zu dem Schluss gekommen bin, dass der Stich der Mücke (*Anopheles*), indem er den Bazillus in das Blut des Menschen einführt, sicherlich eine Ursache, vielleicht die Hauptursache, des Malariafiebers ist. Es sollten daher Vorkehrungen getroffen werden, um sich so weit wie möglich vor ihrem Stich zu schützen.

Doch ich glaube nicht, dass die Mücke die alleinige Ursache ist. Die üblen Ausdünstungen der Sümpfe an der Ostküste Afrikas, die zuweilen, besonders nach Sonnenuntergang, fast erstickend sind, sind nach meiner Meinung an sich schon für manchen Anfall von Malariafieber verantwortlich. Ist es nicht möglich, dass die Mücke, die im Sumpf ausgebrütet wurde, einige der mikroskopischen Keime sammelt, die durch die Zersetzung pflanzlicher Stoffe entstehen? Ich glaube nicht, dass die Keime notwendigerweise von einer Person stammen müssen; das Blut eines Menschen ist nur eines der Medien, in denen die Malariakeime leben, gedeihen und sich vermehren; sie können es anscheinend auch in tiefgelegenen, stehenden Tümpeln. So kann eine Person meiner Meinung nach auch unabhängig von der Anwesenheit anderer Personen Fieber bekommen – sei es durch Einatmen der schädlichen Dämpfe, durch Trinken von keimbelastetem Wasser oder auf andere Weise. Der Mückenstich ist nur einer der sichersten und offensichtlichsten Wege der Übertragung und Infektion.

Ich nehme an, dass in Zukunft selbst der hartgesottene Jäger, der in der Vergangenheit ohne Moskitonetz oder Lagerstatt in Malariagebiete geschlendert ist, sich mit diesen Gesundheitsbewahrern ausstatten wird. In dem sumpfigen Gürtel zwischen den Flüssen Sambesi und Pungwe an der ostafrikanischen Küste dauert es oft bis zehn Uhr morgens, bis sich der Nebel lichtet und die warmen Sonnenstrahlen die Scharen von Moskitos in den Schutz der üppigen Vegetation vertreiben, die Sie und Ihre Boys geplagt haben, während Sie auf der Suche nach Wild durch das lange Gras marschierten. Es ist daher ratsam, Mittel zu wählen, um in solchen Zeiten nicht gestochen zu werden.

Es ist möglich, dass eine Substanz entdeckt wird, die, auf Hände und Gesicht gerieben, die Moskitos fernhält, aber ich bezweifle, ob „Skieviet“ oder „Antikito“ oder irgendeine der anderen Mischungen, die von Leuten in Städten manchmal mit scheinbarem Erfolg verwendet werden, gegen die grimmigen Anopheles der tropischen und tiefgelegenen Regionen Afrikas nützen würden. Ich habe für solche Gelegenheiten ein Moskito-Hutnetz entworfen. Es wird mit Gummibändern am Hut oder Helm und am Hals befestigt und kann im Nu vom Gesicht gelöst und entfernt werden. Die Krempe eines gewöhnlichen Terai-Hutes oder Helms hält das Netz recht gut vom Gesicht fern. Wenn das Netzgewebe nicht zu dicht ist, hindert es einen nicht daran, während des Marsches am frühen Morgen oder beim nächtlichen Ansitzen an einem Riss perfekt zu sehen. Diese Netze sollten khaki- oder grünfarben sein, da Weiß nachts oder auf der Suche nach Wild zu auffällig wäre. Ich habe sie im „Jagdveld“ noch nicht benutzt, aber ich bin zuversichtlich, dass sie sich auf meiner nächsten Jagdreise in Sumpfgebieten als großer Komfort und Schutz erweisen werden.

Diejenigen, die niemals eine Nacht in den Sümpfen der ostafrikanischen Küste verbracht haben und nur die vergleichsweise harmlosen kleinen Moskitos von Kapstadt oder gar Pretoria kennen und nicht von einem rasenden Fieber gequält wurden (dem üblen Auswirkungen einen das ganze Leben lang begleiten können), mögen vielleicht über all diese Vorsichtsmaßnahmen lachen. Ich kann nur sagen, sie kämen in weniger als zehn Minuten zu einem ganz anderen Schluss, wenn sie in einer dunklen Nacht im Cheringoma-Distrikt ohne Moskitonetz an einem „Riss“ anstehen würden. Abgesehen von der Erwägung, dass die Mücke ein gefährliches Insekt ist, muss man bedenken, dass ihre Stiche extrem schmerzhaft und lästig sind.

ANHANG III

DAS ABKOMMEN ZUR ERHALTUNG WILDLEBENDER TIERE, VÖGEL UND FISCHE IN AFRIKA

Großbritanniens besondere Pflicht – Text des Abkommens.

DIESES internationale Abkommen ist ein Schritt in die richtige Richtung; es bleibt jedoch abzuwarten, welchen Eifer die verschiedenen Mächte bei der Durchführung an den Tag legen werden. Da Großbritanniens Interessen in Südafrika weitreichender sind als die aller anderen Mächte zusammen, ist die ihr in diesem Abkommen auferlegte Verantwortung zwingender als für andere. Es ist nicht zu viel gesagt, dass ohne ihre besonderen Anstrengungen keine angemessenen Bemühungen zur Verhinderung des Aussterbens vieler der schönen Tiere Südafrikas unternommen werden. Jeder Liebhaber Südafrikas, jeder wahre Waidmann, jeder Liebhaber der wilden Natur wird hoffen, dass sie ihre große Macht, ihren enormen Reichtum und ihre einzigartige Gelegenheit zur Verfolgung einer Sache nutzt, die ebenso edel wie wichtig ist. Sie muss auch bedenken, dass diese Angelegenheit keinen Aufschub duldet. Darf ich zumindest meine Mitwaidmänner um Unterstützung bitten, dieses Thema unter den vielen großen Aufgaben, die das Empire in Südafrika übernimmt, prominent im Vordergrund zu halten?

Der Text der wesentlichen Merkmale des Abkommens lautet wie folgt: –

[Übersetzung.]

ABKOMMEN, UNTERZEICHNET IN LONDON AM 19. MAI 1900.

Im Namen des allmächtigen Gottes: Ihre Majestät die Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien; Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König von Preußen, im Namen des Deutschen Reiches; Seine Majestät der König von Spanien und in seinem Namen Ihre Majestät die Königin-Regentin des Königreichs; Seine Majestät der König-Souverän des Unabhängigen Staates Kongo; der Präsident der Französischen Republik; Seine Majestät der König von Italien; Seine Majestät der König von Portugal und der Algarven usw. usw. usw.;

In dem Wunsche, die verschiedenen in wildem Zustand existierenden Tierformen, die entweder dem Menschen nützlich oder harmlos sind, vor rücksichtsloser Schlachtung zu bewahren und ihre Erhaltung in ihren Besitzungen in Afrika zu gewährleisten, haben auf die an sie gerichtete Einladung der Regierung Ihrer Majestät der Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, Kaiserin von Indien, im Einvernehmen mit der Regierung Seiner Majestät des Deutschen Kaisers, Königs von Preußen, beschlossen, zu diesem Zweck eine Konferenz in London abzuhalten, und haben zu ihren Bevollmächtigten ernannt – (Hier folgen die Namen der Bevollmächtigten.)

Welche, versehen mit Vollmachten, die in guter und gehöriger Form befunden wurden, die folgenden Bestimmungen angenommen haben: –

ARTIKEL I. Die Zone, innerhalb derer die Bestimmungen des vorliegenden Abkommens gelten, ist wie folgt begrenzt: Im Norden durch den 20. Grad nördlicher Breite, im Westen durch den Atlantischen Ozean, im Osten durch das Rote Meer und den Indischen Ozean, im Süden durch eine Linie, die der nördlichen Grenze der deutschen Besitzungen in Südwestafrika von ihrem westlichen Ende bis zu ihrer

Einmündung in den Fluss Sambesi folgt und von dort am rechten Ufer dieses Flusses bis zum Indischen Ozean verläuft.

ARTIKEL II. Die Hohen Vertragschließenden Mächte erklären, dass die wirksamsten Mittel zur Erhaltung der verschiedenen Tierformen, die in wildem Zustand innerhalb der in Artikel I definierten Zone existieren, die folgenden sind: –

1. Verbot der Jagd auf und der Vernichtung der in der dem vorliegenden Abkommen beigefügten Liste I aufgeführten Tiere sowie aller anderen Tiere, deren Schutz aufgrund ihrer Nützlichkeit oder Seltenheit und drohenden Ausrottung von der jeweiligen Lokalregierung als notwendig erachtet wird.

2. Verbot der Jagd auf und der Vernichtung von Jungtieren der in Liste II aufgeführten Arten.

3. Verbot der Jagd auf und der Vernichtung von Weibchen der in Liste III aufgeführten Arten, wenn sie von ihren Jungen begleitet werden. Das Verbot der Vernichtung aller Weibchen in gewissem Maße, sofern sie als solche erkennbar sind, mit Ausnahme der in Liste V aufgeführten Arten.

4. Verbot der Jagd auf und der Vernichtung von Tieren der in Liste IV aufgeführten Arten, außer in begrenzter Anzahl.

5. Einrichtung von Reservaten, soweit dies möglich ist, innerhalb derer es verboten ist, Vögel oder andere wilde Tiere zu jagen, zu fangen oder zu töten, außer jenen, die von den örtlichen Behörden ausdrücklich vom Schutz ausgenommen werden. Unter dem Begriff „Reservate“ sind ausreichend große Landstriche zu verstehen, die alle notwendigen Voraussetzungen hinsichtlich Nahrung, Wasser und, falls möglich, Salz zur Erhaltung von Vögeln oder anderen wilden Tieren erfüllen und ihnen die nötige Ruhe während der Brutzeit bieten.

6. Festlegung von Schonzeiten mit dem Ziel, die Aufzucht von Jungen zu erleichtern.

7. Verbot der Jagd auf wilde Tiere durch Personen, die nicht im Besitz einer von der Lokalregierung ausgestellten Lizenz sind; diese Lizenzen sind im Falle eines Verstoßes gegen die Bestimmungen des vorliegenden Abkommens widerrufbar.

8. Beschränkung des Einsatzes von Netzen und Fallgruben zum Fang von Tieren.

9. Verbot der Verwendung von Dynamit oder anderen Sprengstoffen sowie von Gift zum Zwecke des Fischfangs in Flüssen, Strömen, Bächen, Seen, Teichen oder Lagunen.

10. Erhebung von Exportzöllen auf Häute und Felle von Giraffen, Antilopen, Zebras, Nashörnern und Flusspferden, auf Nashorn- und Antilopenhörner sowie auf Flusspferdzähne.

11. Verbot der Jagd auf oder des Tötens von jungen Elefanten und, um die Wirksamkeit dieser Maßnahme zu gewährleisten, Festlegung strenger Strafen gegen Jäger sowie die Beschlagnahmung aller Elefantenstoßzähne mit einem Gewicht von weniger als fünf Kilogramm durch die Lokalregierungen in jedem Fall. Die Beschlagnahmung wird nicht vollzogen, wenn ordnungsgemäß nachgewiesen wird, dass der Besitz der Stoßzähne mit geringerem Gewicht weniger als fünf

Kilogramm vor dem Datum des Inkrafttretens des vorliegenden Abkommens lag. Ein solcher Nachweis wird ein Jahr nach diesem Datum nicht mehr akzeptiert.

12. Anwendung von Maßnahmen, wie die Überwachung von krankem Vieh usw., zur Verhinderung der Übertragung ansteckender Krankheiten von Haustieren auf Wildtiere.

13. Anwendung von Maßnahmen zur Herbeiführung einer ausreichenden Verringerung der Bestandszahlen der in der beigefügten Liste V genannten Tierarten.

14. Anwendung von Maßnahmen zur Gewährleistung des Schutzes von Straußeneiern.

15. Vernichtung der Eier von Krokodilen, von Giftschlangen und von Pythons.

ARTIKEL III. Die Vertragsparteien verpflichten sich, innerhalb eines Jahres ab dem Datum des Inkrafttretens des vorliegenden Abkommens – sofern diese nicht bereits bestehen – Bestimmungen zu erlassen, die in ihren jeweiligen Besitzungen innerhalb der in Artikel I definierten Zone die in Artikel II festgelegten Grundsätze und Maßnahmen anwenden, und sich gegenseitig so bald wie möglich nach der Veröffentlichung den Text dieser Bestimmungen sowie innerhalb von achtzehn Monaten Informationen über die Gebiete zu übermitteln, die als Reservate eingerichtet werden können. Es besteht jedoch Einvernehmen darüber, dass die in den Absätzen 1, 2, 3, 5 und 9 des Artikels II festgelegten Grundsätze gelockert werden können, entweder um das Sammeln von Exemplaren für Museen oder zoologische Gärten oder für andere wissenschaftliche Zwecke zu ermöglichen, oder in Fällen, in denen eine solche Lockerung aus wichtigen administrativen Gründen wünschenswert ist oder durch vorübergehende Schwierigkeiten in der Verwaltungsorganisation bestimmter Gebiete notwendig wird.

ARTIKEL IV. Die Vertragsparteien verpflichten sich, soweit wie möglich in ihren jeweiligen Besitzungen Maßnahmen zur Förderung der Domestizierung von Zebras, Elefanten, Straußen usw. anzuwenden.

ARTIKEL V. Die Vertragsparteien behalten sich das Recht vor, im gegenseitigen Einvernehmen solche Änderungen oder Verbesserungen in das vorliegende Abkommen einzuführen, die sich nach der Erfahrung als nützlich erweisen.

ARTIKEL VI. Den Mächten, die Gebiete oder Besitzungen innerhalb der in Artikel I definierten Zone haben und das vorliegende Abkommen nicht unterzeichnet haben, ist der Beitritt gestattet. Zu diesem Zweck wird die Regierung Ihrer Britischen Majestät beauftragt, ihnen das vorliegende Abkommen vor dem Austausch der Ratifikationsurkunden zu übermitteln. Der Beitritt jeder Macht ist auf diplomatischem Wege der Regierung Ihrer Britischen Majestät und von dieser Regierung allen Unterzeichnerstaaten oder beitretenden Staaten mitzuteilen. Ein solcher Beitritt beinhaltet von sich aus die Annahme aller im vorliegenden Abkommen festgelegten Verpflichtungen.

ARTIKEL VII. Die Vertragsparteien behalten sich das Recht vor, in ihren Besitzungen und Kolonien, die an die in Artikel I definierte Zone angrenzen, die notwendigen Maßnahmen zur Durchführung der Bestimmungen des vorliegenden Abkommens einzuführen oder den gesetzgebenden Körperschaften ihrer selbstverwalteten Kolonien vorzuschlagen.

ARTIKEL VIII. Das vorliegende Abkommen soll ratifiziert werden. Die Ratifikationsurkunden sind so bald wie möglich in London zu hinterlegen und verbleiben in den Archiven der Regierung Ihrer Britischen Majestät. Sobald alle Ratifikationsurkunden vorgelegt worden sind, wird ein Hinterlegungsprotokoll erstellt, das von den in London ansässigen Vertretern der Mächte, die ratifiziert haben, zu unterzeichnen ist. Eine beglaubigte Abschrift dieses Protokolls wird jeder der interessierten Mächte zugestellt.

ARTIKEL IX. Das vorliegende Abkommen tritt einen Monat nach dem Datum der Unterzeichnung des in Artikel VIII vorgesehenen Hinterlegungsprotokolls der Ratifikationsurkunden in Kraft.

ARTIKEL X. Das vorliegende Abkommen bleibt fünfzehn Jahre lang in Kraft, und falls keine der Vertragsparteien zwölf Monate vor Ablauf des genannten Zeitraums von fünfzehn Jahren ihre Absicht bekannt gegeben hat, dessen Wirksamkeit zu beenden, bleibt es für ein weiteres Jahr in Kraft und so fort von Jahr zu Jahr. Falls eine der unterzeichnenden oder beitretenden Mächte das Abkommen kündigt, betrifft diese Kündigung nur die betreffende Macht.

Zu Urkund dessen haben die jeweiligen Bevollmächtigten das vorliegende Abkommen unterzeichnet und ihre Siegel beigefügt.

Geschehen zu London, in siebenfacher Ausfertigung, eine Kopie für jede Partei, am neunzehnten Tag des Monats Mai im Jahre des Herrn eintausendneunhundert.

(L.S.) HOPETOUN.

(L.S.) CLEMENT LL. HILL.

(L.S.) E. RAY LANKESTER.

(L.S.) G. v. LINDENFELS.

(L.S.) DR. VON WISSMANN.

(L.S.) PEDRO JOVER Y TOVAR.

(L.S.) F. FUCHS.

(L.S.) GEOFFRAY.

(L.S.) L. G. BINGER.

(L.S.) COSTA.

(L.S.) JAYME BATALHA-REIS.

ANLAGE

LISTE I

Tiere, auf die in Absatz 1 von Artikel II Bezug genommen wird und deren Erhaltung sichergestellt werden soll:

SERIE A. – Aufgrund ihrer Nützlichkeit:

1. Geier.
2. Der Sekretär (Vogel).
3. Eulen.
4. Madenhacker (Buphaga).

SERIE B. – Aufgrund ihrer Seltenheit und drohenden Ausrottung:

1. Die Giraffe.
2. Der Gorilla.
3. Der Schimpanse.
4. Das Bergzebra.
5. Wildesel.
6. Das Weißschwanzgnu (*Connochaetes gnu*).
7. Eland-Antilopen (*Taurotragus*).
8. Das kleine liberianische Zwergflusspferd.

LISTE II

Tiere, auf die in Absatz 2 von Artikel II Bezug genommen wird und deren Vernichtung im jugendlichen Alter verboten werden soll:

1. Der Elefant.
2. Nashörner.
3. Das Flusspferd.
4. Zebras der nicht in Liste I genannten Arten.
5. Büffel.
6. Antilopen und Gazellen, insbesondere Arten der Gattungen *Bubalis, Damaliscus, Connochaetes, Cephalophus, Oreotragus, Oribia, Rhaphiceros, Neotragus, Madoqua, Cobus, Cervicapra, Pelea, Aepyceros, Antidorcas, Gazella, Ammodorcas, Lithocranius, Dorcotragus, Oryx, Addax, Hippotragus, Taurotragus, Strepsiceros, Tragelaphus*.
7. Steinbock.
8. Hirschferkel (*Tragulus*).

LISTE III

Tiere, auf die in Absatz 3 von Artikel II Bezug genommen wird, bei denen das Töten der Weibchen verboten ist, wenn sie von ihren Jungen begleitet werden:

1. Der Elefant.
2. Nashörner.
3. Das Flusspferd.
4. Zebras der nicht in Liste I genannten Arten.
5. Büffel.
6. Antilopen und Gazellen (wie in Liste II aufgeführt).
7. Steinbock.
8. Hirschferkel (*Tragulus*).

LISTE IV

Tiere, auf die in Absatz 4 von Artikel II Bezug genommen wird, von denen nur eine begrenzte Anzahl getötet werden darf:

1. Der Elefant.
2. Nashörner.
3. Das Flusspferd.
4. Zebras der nicht in Liste I genannten Arten.
5. Büffel.
6. Antilopen und Gazellen, insbesondere Arten der Gattungen *Bubalis, Damaliscus, Connochætes, Cephalophus, Oreotragus, Oribia, Rhaphiccros, Neotragus, Madoqua, Cobus, Cervicapra, Pelea, Æpyceros, Antidorcas, Gazella, Ammodorcas, Lithocranius, Dorcotragus, Oryx, Addax, Hippotragus, Taurotragus, Strepsiccros, Tragelaphus*.
7. Steinbock.
8. Hirschferkel (*Tragulus*).
9. Die verschiedenen Schweinearten.
10. Stummelaffen (*Colobi*) und alle Pelzaffen.
11. Erdferkel (Gattung *Orycteropus*).
12. Dugongs (Gattung *Halicore*).
13. Manatis (Gattung *Manatus*).
14. Die kleinen Katzenarten.

15. Der Serval.
16. Der Gepard (*Cynælurus*).
17. Schakale.
18. Der Erdwolf (*Proteles*).
19. Kleine Affen.
20. Strauße.
21. Marabus.
22. Reiher.
23. Trappen.
24. Frankoline, Perlhühner und anderes Federwild.
25. Große Schildkröten.

LISTE V

Schädliche Tiere, auf die in den Absätzen 3 und 13 von Artikel II Bezug genommen wird und deren Bestand in ausreichendem Maße verringert werden soll:

1. Der Löwe.
2. Der Leopard.
3. Hyänen.
4. Der Afrikanische Wildhund (*Lycaon pictus*).
5. Der Otter (*Lutra*).
6. Paviane (*Cynocephalus*) und andere schädliche Affen.
7. Große Raubvögel, ausgenommen Geier, der Sekretär und Eulen.
8. Krokodile.
9. Giftschlangen.
10. Pythons.

INDEX

- **Aapies-Fluss**, 275.
- **Acridium purpuriferum**. Siehe Heuschrecke, 177.
- **Adamsonia digitata**. Siehe Baobab, 81.

- **Æpyceros melampus**. Siehe Impala, 273.
- **Alcelaphus cama**. Siehe Kuhantilope (Hartebeest), 272.
- **Amatonga-Kraal**, 223.
- **Amatongaland**, 206, 215.
- **Ameisenhaufen**, 34.
- **Antilope**, 61, 65; Vitalität, 78, 88, 96, 97, 100; Schutz, 197; Pferdeantilope, 269; Rappenantilope, 272, 273.
- **Antidorcas euchore**. Siehe Springbock, 273.
- **Antilocapra americana**, 236.
- **Anhang I**, 289.
- **Anhang II**, 299.
- **Anhang III**, 301.
- **Ausrüstungsgegenstände für eine Jagdreise**. Siehe Anhang I, 289–299.
- **Blaubock**, 268.
- **Blessbock**, 272, 274.
- **Eber (Wildschwein)**, 213.
- **Buntbock**, 235.
- **Bormu**. Siehe Flusspferd, 226.
- **Bos caffer typicus**. Siehe Büffel, 20, 272.
- **Bosch-Knorhaan**. Siehe Trappe (Knorhaan), 162.
- **Bromvogel**. Siehe Hornvogel, 121.
- **Bronkhorst Spruit**, 4.
- **Bryden, H. A.**, 274.
- **Bubalis Lichtensteinii**. Siehe Kuhantilope (Hartebeest), 69, 272.
- **Bucorax caffer**. Siehe Hornvogel, 121.
- **Büffel**, Merkmale des, 20; Jagd auf, 21; Erlegen von, 22, 25, 26; verwundet, 28–30, 33, 44, 67, 79; Schießen, 80, 86; Größe, 87; Schießen, 89–91, 100, 104–106, 108–110, 116, 125, 129; Jagd, 132–136; Vitalität des, 137, 138, 151, 154; Jagd, 182, 184, 185; Schutz, 197; Jagd, 199, 200; Schießen, 208–211, 213, 272.
- **Baba-Baum**. Siehe Kanu, 174.

- **Paviane**, 34; Schießen, 231; Größe, 232.
- **Speckkäfer**, 177.
- **Baker, Sir Samuel**, 68, 278.
- **Bumbane**, 213–215.
- **Buschbock**, 65, 121, 203, 273.
- **Buschmannland**, 257.
- **Buschschwein**, 25; Schießen, 97, 160.
- **Baldwin, W. C.**, 125, 196, 205, 213, 222.
- **Trappe**, 234.
- **Bamboo Creek**, 7.
- **Baobab-Baum (Affenbrotbaum)**, 80, 81.
- **Barbe**, 16, 18, 203.
- **Barberton**, 9.
- **Bava**, 78.
- **Perlen**, 297.
- **Betschuanaland**, 76.
- **Schmetterlinge**, 96, 168, 177.
- **Schmetterlingsnetze**, 292.
- **Kohl**, 162.
- **Kamera**, 297.
- **Cameron, John**, 182; von Büffel verletzt, 208–211.
- **Kanu**, Beschreibung, 174–176.
- **Beira**, 4; Beschreibung von, 6, 7, 9–17, 87, 127, 179.
- **Bijimiti**, 11–13.
- **Beira-Salz**, 298.
- **Ferngläser**, 291.
- **Vogelleim**, 295.
- **Vögel Südafrikas (Stark)**, 298.

- **Rohrdommeln**, 156.
- **Kapkolonie**, 247.
- **Karotten**, 162.
- **Cashew-Nüsse**, 269.
- **Kassawa**, 161.
- **Castilheiro Castillo**, 6.
- **Cephalophus grimmi**. Siehe Kronenducker, 201, 273.
- **Cephalophus natalensis**. Siehe 'Mkumbi (Rotducker), 216.
- **Cervicapra arundineum**. Siehe Riedbock, 201.
- **Drummond, Henry**, 187, 196.
- **Cervicapra fulvorufula typica**. Siehe Bergriedbock, 273.
- **Enten**, 49, 124, 138, 156, 162.
- **Cetywayo**, 222.
- **Chapman, James**, 80.
- **Chemoza**, 171.
- **Cheringoma**, 14, 16, 18, 33, 34, 38, 39, 43, 44, 50, 69, 72, 79, 91, 99, 140, 142, 151, 164.
- **Chimbayo**, 179.
- **Cobus ellipsiprymnus**. Siehe Wasserbock, 205, 272.
- **Jagdfasan**. Siehe Frankolin, 50.
- **Kaffee**, 162.
- **Colesburg**, 245.
- **Connochates gnu**. Siehe Gnu, 272.
- **Connochates taurinus**. Siehe Gnu (Streifengnu), 272.
- **Abkommen zur Erhaltung wildlebender Tiere**, 301–308.
- **Convolvulus batates**. Siehe Süßkartoffeln, 162.
- **Cornwallis Harris**, 59, 196, 260, 269, 272.
- **Cradock**, 245.
- **Kranich**, 124.

- **Crematat-Baum**. Siehe Baobab, 81.
- **Krokodil**, 48, 49, 53, 68; Länge, 76; Schießen, 92, 93, 101, 142, 157, 202; harmlos, 218, 219; Haken, 294.
- **Cronwright-Schreiner, S. C.**, 244–259.
- **Crosly**, 212, 213.
- **Zoll**, 6–8.
- **Damaliscus albifrons**. Siehe Blessbock, 272.
- **Damaliscus lunatus**. Siehe Leierantilope (Sassaby), 11, 272.
- **Damaliscus pygargus**. Siehe Buntbock, 271.
- **Damaraland**, 76.
- **Drummond, Hon. W. H.**, 194, 205.
- **Ducker**, 201, 216, 273.
- **Dundhlu**, 95.
- **Dunn, John**, 205, 217, 222.
- **Durban**, 213.
- **Adler**, Fischadler, 157.
- **Edicuemus capensis**. Siehe Regenpfeifer (Dikkop), 234.
- **Seidenreiher**, 47, 48, 89, 138, 156.
- **Eland (Elandantilope)**, 272.
- **Eland's River**, 4.
- **Elefanten**, 72; Abschlachtung, 222, 272, 274; Nutzen, 278.
- **Ausrüstung**, 61.
- **Equus Burchelli**. Siehe Zebra, 9, 272.
- **Eukalyptusbaum**, 7.
- **Eupoditis ludwigii**. Siehe Trappe (Paauw), 234.
- **Fauna**, 262–268.
- **Fieberbaum**, 10.
- **Fontesville**, 7, 8, 13, 42, 173.
- **Frankolin**, 50; *Francolinus clamator*, 68, 157, 162.

- **Fraserburg**, 233.
- **Spießbock (Gemsbock)**, 272.
- **Giraffe (Giraffa capensis)**, 272.
- **Glanis silurus**. Siehe Barbe, 16.
- **Gnu**, 153, 270, 271.
- **Gonveia**, 163.
- **Gans**, Sporengans, 49; Gössel, 97; Schießen, 123, 124, 138, 156, 177.
- **Gordon Cumming**, 46, 81, 196, 245, 272.
- **Gorongoza**, 106, 116, 140, 142, 156, 158; Siedlung, 160, 161, 163, 164, 169, 178.
- **Graaff-Reinet**, 257.
- **Ausweiden (Grallocking)**, 54.
- **Riesengras**, 15.
- **Erdnüsse**, 162.
- **Guillemard, F. H. H.**, 235.
- **Danais chrysippus**. Siehe Schmetterlinge, 96.
- **Delagoa Bay**, 5, 206.
- **Delagorgue, A.**, 271.
- **Dendraspis augusticeps**. Siehe Mamba, 207.
- **Dentrex argyrozona**. Siehe Silberfisch, 16.
- **Perlhuhn**, 93, 98, 124, 125, 156, 162.
- **Waffenhüllen**, 61.
- **Gunning, Dr.**, 275.
- **Ha-de-da-Vogel (Hagedasch)**, 47–49.
- **Dermestes lardarius**. Siehe Speckkäfer, 177.
- **Hagedashia hagedash**. Siehe Ha-de-da-Vogel, 47.
- **Haliætus vocifer**. Siehe Adler, 157.
- **Dikkop (Triel)**, 234.
- **Dongwe**. Siehe Heuschrecken, 177.

- **Doorn-bosch**, 234.
- **Dop-Brandy**, 240.
- **Drakensberge**, 270.
- **Dierentuin**. Siehe Zoologischer Garten, 275.
- **Kuhantilope (Hartebeest)**, Schießen, 69, 72, 75, 99, 164, 167, 270, 272, 274.
- **Herodias garzetta**. Siehe Seidenreiher, 89.
- **Reiher**, 12.
- **Flusspferd**, 4, 18; Aufenthaltsorte, 42; Köpfe, 43; Schießen, 44, 47–50; Abhäuten, 53; Wildheit, 54.
- **Wissbegierde**, 55; **Gewohnheiten**, 56; **Beschreibung**, 59, 68, 180; **Schutz**, 197, 217; **Aussterben**, 220–222; **Jagd**, 223–225; **Nahrung**, 226, 229; *Hippopotamus amphibius*, 273.
- **Hippotragus equinus**. Siehe Antilope, 269.
    - **leucophœus**. Siehe Blaubock, 268.
    - **niger**. Siehe Antilope, 272.
- **Hlangu**. Siehe Riedbock, 98.
- **Hluhluwe-Fluss**, 182, 189, 201, 203, 213, 215.
- **Hlabisa**, 188, 198.
- **Holder, Mr.**, 236.
- **Hopetown**, 247.
- **Hornvogel**, 121.
- **Hou-bokken**. Siehe Springbock, 233, 245.
- **Hyäne**, 70, 103, 112, 158, 177.
- **Ibis**, 49, 156.
- **I'mamba**. Siehe Mamba, 207.
- **Impala**, 69, 164, 168, 273.
- **Im-pangela**. Siehe Perlhuhn, 125.
- **Ingingisi**. Siehe Hornvogel, 121.
- **Ingulube**. Siehe Buschschwein, 25.
- **Inhacumba**, 61.

- **Inhlangu**. Siehe Riedbock, 98.
- **Internationales Abkommen**, 274.
- **Inyack-Insel**, 6.
- **Inyala**, 206, 207, 273.
- **Isebaba**, 292.
- **Jacota**, 167.
- **Jesuma**, 94.
- **Jungwe-Fluss**, 120, 121, 129, 141, 159.
- **Junonia cebrene**. Siehe Schmetterlinge, 96.
- **Kalahari**, 260.
- **Karoo**, 233.
- **Kiewitjes (Kiebitze)**, 236.
- **Kimberley**, 247.
- **Kirby, F. V.**, 38, 72, 87, 98–100, 146, 151, 169, 176, 191.
- **Klippspringer**, 273.
- **Knorhaan (Trappe)**, 162.
- **Kohomba**. Siehe Margosa-Öl, 293.
- **Kolbe, Peter**, 59, 191, 229.
- **Komati-Poort**, 4.
- **Komati-Fluss**, 4.
- **Kudu (Koodoo)**, 65; Schutz, 197, 201, 214, 272.
- **Kwa-wa**. Siehe Antilope, 88.
- **Lebombo-Berge**, 213, 214, 232.
- **Leopard**, 25, 34, 101, 112, 114.
- **Löwe**, 18, 25, 71, 76, 77, 88; Jagd, 110–114, 140–142, 145, 146; Kühnheit, 153.
- **Mafumba**, 11, 41.
- **Malariafieber**, 7, 9, 13, 21, 170, 172, 299.
- **Moskito-Bettvorhang**, 296.

- **Moskito-Hutnetz**, 296.
- **Mosambik-Gesellschaft**, 6, 43.
- **Mudi**, 14.
- **M'vuma**. Siehe Palme, *Borassus*, 61.
- **Mwanza-Fluss**, 98, 99, 164.
- **Mwaredzi-Fluss**, 34, 44, 72, 95, 96; Anstieg, 98–100, 106, 164.
- **Namaqua-Flughuhn (Partridge)**, 234.
- **Namaqualand**, 257.
- **Nambarara**. Siehe Reiher, 12.
- **Narugwes Kraal**, 118, 120, 121, 129, 141, 158, 159, 169.
- **Vorliebe der Eingeborenen für Fleisch**, 167, 186.
- **N'dwande**, 188.
- **Nackenschutz**, 298.
- **Neves Ferreira**. Siehe Fontesville, 18.
- **Ngamisee**, 274.
- **Nongoma**, 211.
- **Nongora-Baum**, 67.
- **Numida mitrata**. Siehe Perlhuhn, 93.
- **Okavango-Fluss**, 274.
- **Oranje-Fluss**, 247; Kolonie, 274.
- **Oreotragus saltator**, 273.
- **Oribi**, 273.
- **Ornithologisches Sammelgewehr**, 293.
- **Oryx gazella**. Siehe Spießbock (Gemsbok), 272.
- **Strauß**, Jagd, 243, 270, 274.
- **Otis scolopacea**. Siehe Vaal-Knorhaan, 233.
- **Ouribia scoparia**. Siehe Oribi und Antilope, 78, 273.
- **Paauw (Trappe)**, 234.

- **Palme**, Lala, 3, 11, 27, 70, 214; *Hyphæne*, 38; Beschreibung, 39; Anzapfen, 39; Blätter, 41; *Borassus*, 61, 163; *Phœnix*, 78.
- **Pande-Fluss**, 159.
- **Panga** oder **Pangaia**. Siehe Perlhuhn, 125.
- **Papio porcarius**. Siehe Pavian, 231.
- **Paradiesschnäpper**, 177.
- **Pastinaken**, 162.
- **Rebhuhn (Partridge)**, 234.
- **Patrouillenzelt**, 297.
- **Zahltag**, 128.
- **Pease, F. B.**, 77.
- **Erbsen**, 162.
- **Pelea capreolus**. Siehe Rehantilope (Roebuck), 273.
- **Pera**, 96.
- **Pinto, L. Pimentel**, 17, 170.
- **Piri-Rücken**, 61, 94, 96; Hügel, 99.
- **Regenpfeifer (Plover)**, 234. Siehe Kiewitjes, 236.
- **Luftkissen usw.**, 296.
- **Träger**, 8; Löhne, 8; Gewohnheiten, 94; Bezahlung, 127, 128; Bestrafung, 168, 169.
- **Portugiesische Jäger**, 173.
- **Kartoffeln**, 162.
- **Pretoria**, 4, 269, 274, 275.
- **Pringle, Thos.**, 257, 268.
- **Gabelbock (Prongbuck)**, 236.
- **Pteroclidæ**. Siehe Namaqua-Flughuhn, 234.
- **Puffotter**, 208.
- **Papiermaché-Schüsseln**, 297.
- **Pumpkins (Kürbisse)**, 162.

- **Pungwe-Fluss**, 3, 6–9, 12, 14, 16, 42; Oberer Pungwe, 125, 129, 141, 160, 178, 179, 220.
- **Quagga**, 268, 270, 274.
- **Rallen**, 49, 138, 156.
- **Ratten-Federfallen**, 295.
- **Riedbock**, Beschreibung, 98, 100, 117, 201, 203, 214, 216; Bergriedbock, 273.
- **Bemerkungen, allgemeine**, 298, 299.
- **Reuben Point**, 5.
- **Rhaphiceros campestris**. Siehe Steinböckchen, 273.
- **Nashorn**, 183; Jagd, 189; Angreifend, 190–192; Begegnung, 193, 194; Erregbarkeit, 194, 195; Schutz, 197, 201, 213, 269, 270.
- **Rhinoceros bicornis**. Siehe Nashorn, 183, 188, 269.
    - **simus**. Siehe Nashorn, 188, 213, 269.
- **Gewehre, jeweilige Vorzüge**, 80.
- **Rinderpest**, 205.
- **Rehantilope (Roebuck)**, 273.
- **Rooi-bok**. Siehe Kuhantilope (Hartebeest), 69.
- **Rooi-rhebok**. Siehe Riedbock, Berg-, 273.
- **Ross' Gläser (Ferngläser)**, 291.
- **Ressano Garcia**, 4.
- **Rua Conselheiro Ennes**, 6.
- **Ruibosch-bokje**. Siehe 'Mkumbi, 216.
- **Sabassa-Fluss**, 34, 50, 61, 174.
- **Sabi-Tal**, 276.
- **Sacourse-Baum**. Siehe Kanu, 174.
- **Sacura**, 92.
- **Sadsi**, 72.
- **Sambassa-Fluss**, 89, 91.
- **Sanderson, G. P.**, 190.

- **Flughuhn (Sand-grouse)**, 234.
- **Sarmento**, 167.
- **Sassaby (Leierantilope)**, 11, 270, 272.
- **Sachsen-Coburg-Gotha, Herzog von**, 274.
- **Schaap-boschjes (Schafsträucher)**, 233.
- **Scherm (Versteck)**, 153.
- **Schreiner, Olive**, 261–268.
- **Scully, W. C.**, 257.
- **Selous, F. C.**, 190, 194.
- **Sena**, 17, 60, 89, 92, 94, 96, 106, 160.
- **Seroni-Bach**, 94.
- **Shadwell, George**, 222.
- **Shambgeti**, 16; Kraal, 178, 179.
- **Schafsträucher**. Siehe Schaap-boschjes, 233.
- **Sheriff von Vryheid**, 182.
- **Shupanga-Wald**, 88.
- **Silberfisch**, 16.
- **Simarikeetis Kraal**, 16.
- **Simoens Fiebermischung**, 173, 180.
- **Sitengas Kraal**, 162; Beschreibung, 163, 189.
- **Sjamboks**, 44, 52; Herstellung, 229–231.
- **Smith, Dr. Andrew**, 270.
- **Schlangen**, 207, 208.
- **Somaliland**, 77.
- **Sorghum**, 162.
- **Löffler (Spoonbill)**, 138, 156.
- **Fährtenlesen (Spooring)**, 33.
- **Springbock**, 233–235; Gefahrensignal, 235; Jagd, 239; Wanderung der, 245–248, 250–253, 257, 273, 274.

- **St. Lucia-See**, 5, 55, 206, 214.
- **Steinböckchen**, 100, 273.
- **Stockenstrom, Captain**, 257, 260.
- **Strepsiceros capensis**. Siehe Kudu, 72.
- **Strydenburg**, 247.
- **Suam de Barata**, 95.
- **Zuckerrohr**, 162.
- **Sumaqueza**, 43, 78, 80, 88, 92, 141, 156, 157, 178.
- **Sungwe-See**, 88; Sumpf, 167.
- **Sus chæropotamus typicus**. Siehe Buschschwein, 160.
- **Süßkartoffeln**, 162.
- **Tambaras Kraal**, 125, 127, 130, 138, 139.
- **Taurotragus oryxtypicus**. Siehe Eland, 272.
- **Krickente (Teal)**, 49, 138, 156.
- **Tegweeni-Hügel**, 213.
- **Tembe-Fluss**, 5.
- **Terai-Hüte**, 297.
- **Termes bellicosus**. Siehe Termiten, 34.
- **Termiten**, 15, 18; Nutzen, 34.
- **Terpsiphone perspicillata**. Siehe Paradiesschnäpper, 177.
- **Dornenbaum**, 234.
- **Tiger-Federfallen**, 295.
- **Tourorra-Baum**. Siehe Kanu, 174.
- **Tragelaphus angasi**. Siehe Inyala, 206, 273.
    - **sylvaticus**. Siehe Buschbock, 203, 273.
- **Selbstschussanlagen (Trap-guns)**, 296.
- **Trek-bokken**. Siehe Springböcke, 233; Bericht über die Wanderung, 245–259.
- **Tsetsefliege**, 21, 213, 216, 221.

- **Ubombo**, 188.
- **Umbres**, 49.
- **Umhlatusi-Fluss**, 220.
- **Umkombe**, 188.
- **Umkusi-Fluss**, 220.
- **Umsekeri-Baum**, 18, 37, 146.
- **Umsindusi-Fluss**, 208, 214.
- **Umtarara**, 19, 85.
- **Upejane**. Siehe Nashorn, 188.
- **Urema**, 15, 17, 19, 25, 33, 37, 42, 43, 46, 47, 55, 60, 61, 67, 68, 75, 77, 88, 89, 91, 92, 94, 96, 98, 100, 101, 117, 141, 142, 146, 160, 169, 175, 178.
- **Vaal-Knorhaan**, 233, 234.
- **Vaal-Fluss**, 270, 272.
- **Vegetabilisches Elfenbein**, 39.
- **Vryheid**, 205, 232.
- **Geier**, Kampf, 68, 71, 99; Gewohnheiten, 120, 121.
- **Ward, Rowland**, 201.
- **Feldflaschen**, 297.
- **Wasserbock**, 11, 14, 19, 37; Schießen, 62, 65, 66, 70, 75, 79, 82; Hörner, 85; Schießen, 97, 100, 101, 107, 118, 126, 132, 133, 138, 158, 171; Schutz, 197, 201, 203, 205, 272.
- **Wasserdichte Reithosen**, 297.
- **Waterval Boven**, 4.
- **Waterval Onder**, 4.
- **Wildhund**, 203.
- **Gnu (Wildebeest)**, blaues (Streifengnu), 33, 65, 99, 100, 118, 132, 133, 134, 159, 168, 197; schwarzes (Weißschwanzgnu), 271, 272, 274.
- **Wind-droog saucijs**, 298.
- **Drahtnägel**, 294.
- **Witwatersrand**, 5.

- **Wright, J. W.**, 247.
- **Yanvu-Lager**, 169.
- **Yanvu-Bach**, 164.
- **Sambesi-Fluss**, 3, 17, 38, 89, 157, 160, 220, 269.
- **Zebra**, 19, 33, 67, 69, 118, 123, 133, 138, 141, 142, 153, 167; Burchell-Zebra, 197, 272, 274; Nutzen, 277.
- **Zebra Burchelli typicus**. Siehe Zebra, 272.
- **Zeederberg, Messrs. & Co.**, 276.
- **Zijl, Van**, 274.
- **Zinkbadewanne**, 292.
- **Zinketiketten**, 293.
- **Zululand**, 41, 55, 182, 203.
- **Umfolozi**, 188; Schwarzer Umfolozi-Fluss, 120, 194.
- **Zoologische Gärten**, 274–276.